

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

Fünfter Band

N i k o l a i L e s s e w

# Ein absterbendes Geschlecht

Familienchronik  
der Fürsten Protosanow

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung  
München

## Inhalt

Ein absterbendes Geschlecht.

Familienchronik der Fürsten Protosanow. Aus den Erinnerungen der Fürstin W. D. P.

Deutsch von Johannes von Guenther

Erster Teil: Die alte Fürstin und ihr Hof . . . . . I

Zweiter Teil: Das Alte altert. Das Junge wächst heran . . . . . 195

Geschlechter vergehen und Geschlechter erstehen,  
die Erde aber besteht in Ewigkeit.

(Sirach I, 4)

Erster Teil

Die alte Fürstin und ihr Hof

Unser Geschlecht ist eines der allerältesten Geschlechter in Rußland: die Fürsten Protosanow stammen in gerader Linie von den ersten regierenden Fürsten ab, und so steht denn auch unter unserm Wappen, daß es uns nicht aus Gnaden verliehen sei und uns nicht ‚Kraft Belehnung eigne‘. In den historischen Überlieferungen aus dem alten Rußland begegnet man nicht selten den Namen unserer Vorfahren, und einiger von ihnen wird sogar in großen Ehren gedacht. Bis zur Regierung von Iwan Danilowitsch Kalita hatten sie ihr eignes Teilsfürstentum, danach verloren sie es jedoch und traten erst wieder bei Iwan III. unter der Schar der Großen des Moskauer Fürstentumes auf und blieben in dieser bevorzugten Stellung bis zur Mitte der Herrschaft des Schrecklichen. Damals geschah es, daß sich über einem von ihnen ein politisches Ungewitter entlud, was nach den Sitten jener Zeit zur Folge hatte, daß für diesen Einen alle zur Verantwortung gezogen wurden: mehrere Protosanows wurden hingerichtet, andere in entlegene Gegenden verschickt. Von da ab verschwindet der Name der Fürsten Protosanow auf lange vom Schauplatz und wird nur ein oder zwei Mal, und auch das nur flüchtig, während der Regierung Alexej Michailowitschs in der Zahl der verkümmerten Geschlechter erwähnt. Doch gelang es während der Herrschaft der Zarin Sophia einem aus diesem Geschlecht ‚absterbender Fürsten‘,

und zwar dem Fürsten Leontij Protosanow, sich wieder emporzurichten: er erhielt das Kommando über eine der Grenzstädte und wurde dadurch ein ‚aufgepöppelter Fürst‘. Übrigens führte er sich dort so unvorsichtig auf, daß Peter der Große, der von seinen Methoden Kenntniß erhielt, ihm den Kopf abschlug und sein Hab und Gut auf das Herrscherhaus überschreiben ließ. Allein der Zorn des Herrschers übertrug sich nicht vom Vater auf die Kinder, im Gegenteil, der älteste Sohn des Hingerichteten, Jakow Leontjewitsch mit Namen, wurde auf Befehl des Zaren in allen damaligen Wissenschaften unterwiesen. Jakow Lwowitsch (seit jener Zeit wich im Geschlecht der Protosanows der Name Leontij dem Namen Lew) wurde zuerst in Rußland, dann im Ausland unterrichtet und schließlich nach seiner Rückkehr vom Zaren selber examiniert; das Examen fiel zur Zufriedenheit aus, woraufhin er denn auch in die persönliche Umgebung des Zaren gezogen wurde. Jakow Lwowitsch erwies sich als so geeignet für die Ausführung verschiedener Pläne Peters, daß der Herrscher ihn mit besonderer Aufmerksamkeit auszeichnete und mit Ehren überhäufte und dabei nicht außer acht ließ, auch die Verkümmertheit des ganzen Hauses zu verbessern. Allerdings machte Peter unsern Ahnherrn nicht gleich zu einem reichen Mann, sondern half ihm nur aus der Dürftigkeit heraus. Fürst Jakow Lwowitsch aber verstand für seinen Theil nicht, sich selbst Vorteile zu verschaffen: er war, wie man dazumal zu sagen pflegte, ‚von der Dummheit Leforts angesteckt‘, das heißt,

er mißachtete alle jene Mittelchen der Selbsthilfe und konnte aus diesem Grunde nicht reich werden. So fristete er sein Leben bis zu dem Zeitpunkt, da Anna Iwanowna den Thron bestieg: denn als Jakow Lwowitsch nämlich eines Tages Biron vor Augen kam, gefiel er diesem nicht und befand sich gleich darauf hinter Orenburg in der Verbannung.

Dem väterlichen Vermächtnis folgend, ergab sich Fürst Jakow Lwowitsch in der Verbannung der Demut: nie trat der Fall ein, daß er sich über den ‚Ausländer‘ beklagt hätte, sondern er vertiefte sich in die Lektüre religiöser Schriften, mit denen er in seiner Jugend nicht vertraut geworden war, führte ein beschauliches und strenges Leben und galt als ein Weiser und Gerechter.

Fürst Jakow Lwowitsch ist in meinen Augen eine wundervolle Persönlichkeit, mit der in unserem Geschlecht eine Reihe reiner und mir tief sympathischer Gestalten anhebt. Sein ganzes Leben ist klar wie Kristall und befolgenstwert wie eine Epistel, sein Tod aber ist umgeben von einem bezaubernden, lindernden Geheimnis. Er starb ohne jede Todesqual an einem lichten Ostertage nach der Messe, in welcher er selbst das Evangelium verlesen hatte. Nach Hause zurückgekehrt, genoß er mit allen Verbannten und Nichtverbannten, die gekommen waren, ihm Glück zu wünschen, zum erstenmal nach den Fasten wiederum Fleisch und machte sich darauf an die Lesung der für diesen Tag festgesetzten sündenvergebenden Lehre Johannes des Evangelisten. Nach Beendigung des Abschnittes aber

beugte er sich beim letzten Wort über das Buch und entschlief. Man kann dieses Ende kein Sterben nennen: es war im vollen Sinne des Wortes ein Entschlafen, auf welches der ewige Schlaf des Gerechten folgt.

Am gleichen Tage gegen Abend wurde ein Paket, das auf den Namen des Verbannten lautete, abgegeben. Es enthielt die Begnadigung und die Erlaubnis zur Rückkehr: ein Willensakt der Kaiserin Elisabeth, die soeben den Thron bestiegen hatte. Es kam zu spät. Die Mächte des Himmels hatten den Fürsten Jakob von all den Fesseln befreit, mit denen die Gewalten der Welt ihn gebunden hatten.

Pelageja Nikolajewna, unsere Ahnfrau, kehrte, nachdem sie ihren Gatten bestattet, mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn, meinem Großvater, dem Fürsten Ljowuschka, nach Rußland zurück.

Fürst Ljowuschka war in der Verbannung geboren worden und hatte dort die erste Grundlage seiner Erziehung unmittelbar von seinem Vater erhalten, dessen hervorragende Eigenschaften in bemerkenswertem Maße auf ihn übergegangen waren. Er war schon während der Regierung Katharinas II. in den Dienst getreten, allein er machte nicht jene glänzende Karriere, die man ihm zu Beginn seiner Laufbahn prophezeit hatte. Meine Großmutter, Fürstin Warwara Nikanorowna, sagte von ihm, er sei ‚ein Trumpf‘ gewesen, der nicht in ‚die damals beliebte Farbe gepaßt‘ hätte, da er ‚jede Augendienerei verachtet und die Tugend allzusehr geliebt‘ habe. Er war etwas über dreißig,

da nahm er seinen Abschied, heiratete und übersiedelte für immer auf sein an der Dka gelegenes Gut, allwo er ein stilles Gutsbesitzerleben führte, fernab von der Welt, beschäftigt mit Lektüre, mit Experimenten auf dem Gebiet der Elektrizität und mit der Abfassung von Memorien, an denen er unermüdlich schrieb.

Die Bemühungen dieses ‚Sonderlings‘, sich völlig vom Hof zurückzuziehen und möglichst abgetrennt von der Welt, mit der er nicht im Einklang stand, zu leben, waren von vollem Erfolg gekrönt: es vergaßen ihn alle Menschen, in unserer Familie jedoch wird er immer noch hoch geehrt, und bis zum heutigen Tag erzählt man sich allerlei, was für ihn charakteristisch war.

Schon in meiner frühesten Kindheit hatte ich mir vom Fürsten Lew Jakowlewitsch die allerhöchsten Vorstellungen gemacht, wenn ich auch nur wenig von ihm wußte. Meine Großmutter, Fürstin Warwara Nikanorowna, von der ich zum erstenmal seinen Namen hörte, gedachte ihres Schwiegervaters nie anders als mit dem Lächeln vollkommenen Glückes, allein sie sprach niemals von ihm, ganz, als wäre das ein Heiligtum, das man nicht bis zur Blöße enthüllen dürfe.

Es war im Hause hergebracht, daß, wenn jemand im Gespräch zufällig den Namen des Fürsten Lew Jakowlewitsch nannte, alle augenblickliche ernsthafte Miene annahmen und es für geboten hielten, zu verstummen. Es war fast so, als wollten alle diesen geheiligten Familiennamen Zeit lassen zu verklingen, um ihn nicht mit dem Laut eines alltäglichen Wortes zu entweihen.

In solchen Pausen pflegte Großmutter Warwara Niskanorowna die Anwesenden der Reihe nach anzublicken, als danke sie ihnen stumm für den Respekt vor ihrem Schwiegervater, um dann zu sagen: „Ja, er war ein reiner Mensch, durch und durch rein! Er hatte keinen Faveur; aber ... er wurde geachtet.“

Und zwar sagte die alte Fürstin das stets mit dem gleichen Wortlaut, und zur Verstärkung des Ausdrucks hatte sie immer ein und dieselbe Geste.

„Er hatte keinen Faveur,“ wiederholte sie, den ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand erhebend, „nein, den hatte er nicht; aber ...“ und hierbei senkte sie schroff den Finger und schloß mit strenger Miene: „er wurde geachtet, und deswegen nicht geduldet.“

Hierauf folgte eine Minute des Schweigens, dann aber begann Großmutter, nachdem sie zuvor eine Prise Tabak aus der ihr von Maria Fjedorowna verliehenen goldenen Tabatiere genommen, entweder von etwas Alltäglichem zu sprechen, oder sie fügte mit leiserer Stimme folgendes über ihren Schwiegervater hinzu: „Der Verstorbene hat niemals Streit gehabt. . . Nein, nein, weder kritisierte er die Personen, die der Kaiserin angenehm waren, noch war er jemals grob gegen sie, und dennoch verkehrte er weder im Hause des Grafen Walerjan, noch in dem des Fürsten Platon. . . Wenn es sich als notwendig erwies, das heißt, wenn er ihnen auf den Courtagen begegnete, grüßte er sie . . . versteht Ihr . . . wie es die Etikette vorschrieb, begrüßte er sie aus Courtoisie und trat beiseite; seine Hand jedoch gab er ihnen nicht und besuchte sie auch nicht in ihren Palais,

Er besuchte viele arme Leute und empfing sie auch in seinem Hause, zu jenen aber ging er nicht; mag sein, daß es für sie bedeutungslos war, jedenfalls besuchte er sie nicht. Er nahm den Abschied und übersiedelte auf sein Gut: und so ist er denn auch gestorben, immer mit dem gleichen Spruch: ‚sollen andere dich achten, mußt du zuvor dich selber achten‘; und freilich achtete er sich selber, wie heutzutage sich selten jemand achtet.“

Das ist schon lange her: das letzte Mal habe ich diese Tirade von der Großmutter im Jahre achtundvierzig gehört, gut ein Jahr vor ihrem Tode, und ich muß sagen, als ich ihre vorwurfsvolle Bemerkung hörte, daß sich heute niemand mehr so achte, begriff ich trotz meiner damaligen Jugend, daß ich eine von jenen Personen vor mir hatte, die es noch verstanden, sich zu achten.

Sie ist es, von der ich jetzt hier niederschreiben will, was mir im Gedächtnis haften geblieben ist.

2

Großmutter Warwara Niskanorowna entstammte einem unansehnlichen Geschlecht: sie war ein Fräulein aus dem kleinen Adel gewesen, aus dem Hause Tschestunow. Und sie verberg ihre bescheidene Herkunft keineswegs, sondern liebte vielmehr zu erzählen, daß sie bei Vater und Mutter in ihrer Kindheit noch Truthühner gehütet habe, wobei sie hinzuzufügen pflegte, ihre bescheidene Familie habe sich zwar sehr still verhalten, sei aber dafür ehrlich gewesen, und ihr Geschlecht trage den

Namen Tschest\*unow nicht umsonst, sondern habe ihn vom Volksmund erhalten.

Der Fürstin Warwara Niskanorowna Vater war ein sehr armer Gutsbesitzer gewesen, dessen kärgliche Felder an die Grenzraine des Fürsten Lew Jakowlewitsch stießen. Großmutter's Mutter war eine sehr gute Frau und tüchtige Hausfrau gewesen, die sich besonders durch ihre ungewöhnliche Kunst ausgezeichnet hatte, Apfelsküchlein zu bereiten, welche die Gemahlin des Fürsten Lew Jakowlewitsch leidenschaftlich gern aß. Dies war die Grundlage der starken Sympathie, die zwischen der Fürstin und der armen Adeligen entstand. Sie hatten sich in der Kirche kennen und bald darauf dank der ländlichen Langeweile schätzen gelernt und sich endlich zärtlich angefreundet.

Fürst Lew Jakowlewitsch war darüber hoch erfreut, allein es schien ihm unschicklich, daß die arme Adelige seine Frau besuchen mußte, als stünde sie nicht auf gleichem Fuß mit ihr, sondern wäre nur eine zufällige Bekanntschaft. „Die Leute werden nicht wissen, als was sie sie anzusehen haben“, überlegte er und warf sich sogleich in seine schon lange nicht mehr benützte Obristenuniform, schmückte sich mit all seinen Regalien und begab sich aus seinem Protosanowo zum Dorf Dranka, um Großmutter's Vater eine Visite abzustatten.

Als die Ankunft des vornehmen Gastes bekannt wurde, entstand im ärmlichen Häuschen des unbemittelten Landedelmannes große Aufregung: der alte

---

\*) Unübersetzbares Wortspiel: Tschestunow kommt von Tschesti (= die Ehre) her. U. d. U.

Ischestunow war nur mit Mühe zu bewegen, aus seinem Nebenstübchen hervorzukriechen, um den Fürsten in dem niedrigen Zimmer zu empfangen, das die Rolle eines kleinen Salons zu spielen hatte; aber es war keine halbe Stunde vergangen, da hatte sich alles verändert: jede Ungleichheit war verschwunden, der Fürst hatte Ischestunow mit ausgesuchter Höflichkeit erquickt, das Gesinde reich beschenkt und war darauf nach Hause zurückgekehrt, den Edelmann neben sich auf seinem Wagen und auf seinen Knien dessen fünfjährige Tochter, meine Großmutter, Fürstin Warwara Nikanorowna Protosanowa, die später zu einer so bemerkenswerten Hofschönheit heranwuchs, allgemeine Achtung genoß und sich der Zuneigung der Kaiserin Maria Fjodorowna erfreute.

So wurden die Ischestunows im Hause unseres Ahnherrn heimisch, Großmutter wuchs dort auf und erhielt ihre ganze Erziehung in Protosanowo. Dort wurde sie unterrichtet, obwohl ich mir niemals klar darüber geworden bin, wie groß ihre Bildung war. Denn ohne jede Wissenschaft wußte sie alles, was sie zu wissen brauchte, und verstand ein jedes Ding sich so vor Augen zu führen, daß sie es von allen Seiten erfassen und Sinn und Bedeutung mit ihrem klaren Verstande zu verstehen vermochte. Wirklich studiert hat sie, wie mir scheint, nur die Heilige Schrift und die französische Sprache. Dafür wußte sie das, was sie wußte, in aller Vollkommenheit und liebte es, die Heilige Schrift zu zitieren; französisch sprach sie tadellos, allerdings nur, wenn es unumgänglich notwendig war.

Fürst Lew Jakowlewitsch hatte zwei Söhne, Dmitrij und Lew. Dmitrij erkrankte, als er im neunzehnten Lebensjahr stand und an einem sehr heißen Tage im kalten See badete, wobei er im Wasser Krämpfe bekam. Fürst Lew Lwowitsch dagegen aber hatte sich mit achtzehn Jahren in Warwara Nikanorowna verliebt, die, nach seinen eignen Worten, schon mit vierzehn Jahren ‚ziemlich niedlich‘ war. Andere freilich, so zum Beispiel die älteren Bedienten der Fürstin, ihr Haushofmeister Patrikej Ssemjonytsch und ihre Zofe Olga Fedotowna äußerten sich in dieser Hinsicht wesentlich entschiedener, denn sie sagten, daß ‚Großmutter's unbeschreibliche Schönheit völlig grenzenlos gewesen sei‘. Diese letztere Ansicht wird von einem großen Porträt, einer Arbeit des bekannten Lampi, das vor mir hängt, durchaus bekräftigt. Es ist ein Ölgemälde in Lebensgröße und stellt die Fürstin dar zu der Zeit, da sie zwanzig Jahre alt war. Die Fürstin ist eine hochgewachsene schlanke Brünnette mit großen klaren blauen Augen, deren Blick rein, gütig und ungewöhnlich verständig ist. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist freundlich, aber bestimmt und zeugt von großer Selbständigkeit. Die herabhängende Hand, die einen Strauß weißer Rosen hält, und der vorgesezte Fuß, man sieht nur ein Spizchen des Schuhs, geben der Figur eine weiche, aber königliche Haltung. Das Bild betrachtend, kann ich mir nur zu gut vorstellen, daß sich der feurige und begeisterungsfähige Jüngling, als welcher mein verstorbener Großvater geschildert wird, in diese bezaubernde Frau verliebte. Zudem war er ja gewissermaßen unter einem Dach

mit ihr aufgewachsen und kannte ihren Verstand, ihre Güte, den Adel ihrer Gedanken und jenen feinen Takt, mit dem sie alle Personen zu fesseln verstand, denen das Glück beschert ward, sie kennen zu lernen. Und nun geschah es, daß dieses hinreißende Mädchen in ihren frühen Jugendtagen plötzlich zur Waise wurde. Ganz allein auf der weiten Welt zurückbleibend, flößte sie jedermann Mitleid ein, und wie durch eine Fügung des Schicksals wurde sie zu einem Mitglied der Familie der Fürsten Protosanow. So wenigstens sahen es die alten Protosanows an, und als ihr Sohn Lew Erwo-witsch, nachdem er sich in der Garde seinen Rang erworben, aus Petersburg auf Urlaub nach Hause zurückkehrte und die Waise noch ebenso flammend liebte wie bei seiner Abreise vor vier Jahren, da freuten sie sich nur darüber, daß sein Gefühl die Probe bestanden hatte und sich gleich geblieben war. Und als sich der junge Fürst entschloß, sie um Erlaubnis zu bitten, die Tschestunowa zu heiraten, da erwiderten sie ihm, daß sie sich eine bessere Schwiegertochter und eine bessere Frau für ihn nicht denken könnten. Alsbald wurde ein feierlicher Dankgottesdienst veranstaltet, und einige Zeit darauf fand die Heirat statt, dann ließen die Eltern die beiden nach Petersburg ziehen, ohne sich recht an ihrem Glück gelehrt zu haben.

Seit jener Zeit war noch kein Jahr verstrichen, da wurden die Alten einer nach dem andern zu Grabe getragen; sie ließen Großmutter Warwara Nikanorowna und ihren Gatten als uneingeschränkte Besitzer des ganzen Vermögens zurück, das zwar nicht be-

sonders groß war, wohl aber genügte, die Sorgen fernzuhalten.

Durch die Güte der Kaiserin, die Warwara Nikanorowna lieb gewonnen und sozusagen unter ihre Fittiche genommen hatte, wurden die Mittel der Protosanows schon in Bälde ungemein vergrößert: Großvater erhielt ein Majorat geschenkt und außerdem besiedelte Länder aus alten, an den Staat gefallenem Besitzungen, und wurde ein reicher Mann. Sie hatten viel Glück. Ihr damals schon großes Vermögen wurde bald darauf auf ganz unerwartete Weise noch vermehrt: denn erstens fiel durch Erbschaft ein sehr großes Gut eines entfernten Verwandten an sie, der vormals ihre Ahnen beraubt hatte und außer meinem Großvater keinerlei nähere Erben mehr besaß, ferner wurde im alten Protosanowschen Walde hinter Dsjornaja ein ungemein wertvoller Schatz gefunden: ein kleines Geschütz, dessen Lauf ganz mit Perlen und Münzen angefüllt war. — Wahrscheinlich hatte jemand in alten Zeiten seine Kostbarkeiten vor Räubern darin geborgen.

Großvater, der ein Freund prunkvoller Lebensführung war, freute das sehr, Großmutter jedoch nahm zum Erstaunen vieler den neuen Reichtum auf wie Polykrates den Ring, den ihm das Meer zurückgab. Es war fast, als erschreckte sie vor diesem Glück, ja, sie sprach sogar offen aus, es sei für zwei Menschen übermäßig viel. Sie hatte eine Vorahnung, daß auf blindes Glück Unheil folgen müsse.

Allein die Jahre vergingen und brachten kein Unglück mit sich: Großvater war im Dienst erfolgreich,

zudem hatten die beiden nicht viele Kinder, nur einen Sohn und eine Tochter, Nastasja Lwowna. Diese einzige Tochter mußte Großmutter, um der Kaiserin einen Gefallen zu erweisen, ganz gegen ihren Wunsch, in ein Institut geben. Damit klopste zum ersten Mal das Unheil an ihre Thür. Der Sohn, mein Onkel, Fürst Jakob Lwowitsch, war viel jünger als seine Schwester und ein prächtiger Junge. Mit einem Wort, alles war in bester Ordnung, trotz allen Glücks aber und aller Erfolge fand Großmutter Warwara Nifanorowna keine wirkliche Ruhe: es quälten sie Vorahnungen, als müsse ganz bald ein Unheil kommen, das ihre Kraft und ihre Geduld auf die Probe stellen würde. Und diese Vorahnung, die in ihr zu einer tiefen Überzeugung heranreifte, betrog sie nicht. In der gleichen Zeit, da in glückhafter Strömung ihr für viele beneidenswertes Leben sanft dahinschaukelte, schwamm mit der gleichen Strömung auch der Ring des Polykrates herbei. Denn es erhob sich gegen Großvater und seine Frau, die das Schicksal mit all seiner Huld überschüttet hatte, der kleinliche Neid, der scharf auf der Lauer lag, den Umfang ihres Einflusses zu verringern, und schließlich auch den geeigneten Zeitpunkt fand, es den beiden einzutränken. Die Verschwörung war kurz vor Beginn der französischen Kampagne zum Klappen gekommen; Großvater zog mit seinem Regiment ins Feld und wurde dabei erstaunlich vom Unglück verfolgt: wo immer er beteiligt war, schlug ihn der Feind auf die allerverhängnisvollste Weise.

Großmutter, die damals noch in den höchsten Kreisen

verkehrte, fühlte, daß Fortuna ihrem Gemahl untreu wurde und daß ihm die allerhöchste Ungnade drohte; sie lavierte daher nicht erst lange und versuchte gar nicht, durch Intrigen die schwankende Lage zu verbessern, sondern nahm gleichmütig Abschied von der Welt und reiste nach Protosanowo mit dem festen Entschluß, nie wieder zurückzukehren. Die Umstände fügten es bald darauf, daß dieser Entschluß sogar unwiderruflich wurde.

Olga Fedotowna, die lebendige Chronik, von der ich viele Einzelheiten habe, die mein Haus betreffen, berichtete mir folgendes von dieser schwersten Periode aus dem Leben meiner Großmutter. Ich will ihre eignen Worte wiedergeben, die mir noch heute lebendig im Ohre klingen.

„Als wir ankamen,“ sagte die gute Alte, „wie da das Haus vernachlässigt war! Seit zehn Jahren war ja keine Sterbensseele mehr drin gewesen, und wenn es auch ein festes Haus war, äußerlich sah es doch sehr verfallen aus. Da sagte denn die Fürstin Warwara Nikanorowna: ‚man muß es wieder instand setzen‘. Wir beschäftigten unsere eignen Arbeiter, aber auch fremde — um schneller fertig zu werden, wurden noch Freigelassene aus Orjol dazu genommen. Die Fürstin drängte zur Eile, fast, als erwarte sie irgend ein letztes Unheil mit Großväterchen, und beaufsichtigte, war sie auch dazumal gesegneten Leibes (das erwartete Kind war mein Vater), beständig die Arbeiten; sie bestand darauf, daß das Haus möglichst schnell fertig würde. Wir lebten damals in drei kleinen Zimmerchen, für den Fürsten aber wollte sie das ganze

Haus in voller Parade haben, denn Ihre Durchlaucht hatte sich ausgedacht, er solle, wenn ihn das Unglück noch weiter verfolgen würde, einen schicklichen Anlaß suchen, sich mit dem Oberkommandierenden zu besprechen oder alles dem Zaren freimütig zu schildern und darauf den Abschied zu fordern. Ich wußte das alles, denn die Fürstin pflegte ja, wenn irgendein Kummer auf ihrem Herzen lastete, mir alles zu sagen; und war ich auch damals im Vergleich zu ihr noch ein sehr junges Mädchel, so verbarg sie dennoch nichts vor mir.

„Olga,“ sagte sie, „es ist mein fester Entschluß, nie wieder von hier fortzugehen, wenn er nur gesund zurückkommt. Wir werden hier leben, wie der Schwiegervater mit der Schwiegermutter gelebt hat, andernfalls könnte es noch so kommen, daß jene Leute, die weder Gottes Gerechtigkeit noch Gottes Willen begreifen, ihn zu Tode quälen.“

Ich beruhigte sie, versteht sich, und entgegnete: „Aber Mütterchen Durchlaucht, es ist doch noch zu früh, daran zu denken; so Gott will, kann es noch ganz anders kommen und unser Fürst, wenn es des Herrn Wille ist, einen so großen Sieg erringen, daß er ein ganzes Königreich damit gewinnen wird.“

Jedoch sie unterbrach mich: „Still, Olga,“ sagte sie, „sprich keinen Unsinn; ich Sorge mich nicht vergebens, ich fühle es ja. Der Herr hat mir viel Glück gegeben, dessen ich gar nicht würdig war . . . und jetzt,“ geruhete sie zu sprechen, „wenn Er mich prüfen will, mein Herz ist bereit.“

Damals war es, daß ich aus Eifer ein dummes

Wort sagte: ,Warum denn,‘ sagte ich, ,warum sollte Er Sie prüfen wollen: haben Sie jemals einem Menschen Böses getan?‘ Da ärgerte sie sich über mich: ,Wenn du mir so kommst,‘ sagte sie, ,dann verlaß mich lieber‘.

,Warum denn?‘, sagte ich, ,verzeihen Sie mir, Durchlaucht!‘

,Gott verzeihe dir,‘ entgegnete sie, ,aber merk dir, daß ich keine Freunde liebe, die alles gut heißen, zu allem ja sagen, sondern eher einen Freund mag, der mir widerredet, du aber bist eine Versuchung für mich. Muß ich denn nicht, da ich Gutes von Gott empfangen, auch das Böse ohne Murren erdulden? Verlaß mich jetzt, denn es ist mir lieber, wenn ich mit meiner Unterwerfung allein bleibe!‘

Und damit schickte sie mich fort und ging selbst, das konnte ich noch sehen, in ihr Schlafgemach und ließ sich auf das Priedieu nieder. Ich aber eilte, zornig auf mich selbst, weil ich die Fürstin bekümmert, durch das Mägdezimmer, damit die übrigen Mägde mich nicht betrachten könnten, denn ich war wirklich sehr betrübt, und lief hinaus und stellte mich auf der Freitreppe in den Wind. Ich war so aufgereggt, daß ich in ein Schluchzen ausbrach, als fühlte ich etwas Schreckliches mir bevorstehen, und so war es auch. Nachdem ich zweimal aufgeschluchzt, nahm ich auf einen kurzen Augenblick das Lüchlein von meinen Augen und sah plötzlich Patrikej Semjonytſch, wie er, verborgen hinter einer Scheunenecke, mir mit der Hand zuwinkte. Kaum hatte ich ihn erblickt, da bebte ich bereits am ganzen Körper und fühlte meine Beine schwach wer-

den, denn ich wußte doch, daß das gar nicht sein konnte: Patrikej Semjonytſch befand ſich mit dem Fürſten im Felde. Wie war es nur denkbar, daß er vom Kriege hierher kam? Da mußte ich denken, daß er gewiß in einer Schlacht gefallen ſei und mir hier als ein Schattengeſpenſt erſcheine, und ſah ihn aufs neue an und ſah, daß auch er mich anſah: da ſchrie ich auf und ſchlug, wie ich geſtanden, rücklings hin, denn ich mußte doch immer noch denken, daß er ein Toter ſei. Er aber lief ſogleich herbei, zog mich am Arm empor. ‚Ach, was ſoll das,‘ ſagte er flüſternd ‚was tun, Olga Fedotowna? . . . Haben Sie keine Angſt!‘

Ich aber . . . kaum hatte ich das gehört, da begann mein Herz zu pochen wie das eines Haſen. ‚Was ſoll das bedeuten?‘ fragte ich, ‚und wo iſt der Fürſt?‘

Aber da ließ er den Kopf hängen und ſprach: ‚Erſchrecken Sie nicht, der Fürſt läßt allen ein langes Leben wünſchen; ich bin allein mit einem Briefe von ihm hergereiſt und ſchleiche bereits ſeit vier Stunden immer um die Speicher herum, auf Ausguck nach Ihnen: ob ſie nicht endlich herauskämen, damit ich mit Ihnen beraten könnte, wie man es am beſten der Fürſtin berichtet.‘

Ich kann mich nicht mehr erinnern, Mütterchen, was ich ihm darauf antwortete, denn ich konnte in ſeine letzten Worte durchaus keinen Sinn bringen, aber während wir noch ſo daſtanden und ſprachen, hörte ich, wie gerade über unſern Köpfen ein Fenſter haſtig aufgeſtoßen wurde und die Fürſtin mit ſonder-

bar heiserer Stimme zu sprechen geruhete: „Patrikej! Was stehst du dort? Kommi sofort zu mir!“

Raum hatte ich das gehört, da dachte ich: nun ist alles verloren! Wußte ich doch, was sie für ein feuriges Herz hatte und wie sie den Fürsten liebte, und dabei war sie doch noch so jung und unerfahren, dazu gesegneten Leibes. Nun ist alles aus, dachte ich. Aus und Amen. Da hat ihr der Herrgott eine Prüfung gesandt, die sie nicht bestehen wird. Und um nichts auf der Welt wollte ich Patrikej folgen. Ich dachte: er ist ein starker Mensch, ein Mann, der viel von der Welt gesehen und viel aushalten kann, mag er es ihr berichten, so gut er es weiß, ich aber werde nicht zu ihr hineingehen, bevor ich sie nicht schreien und umfallen höre, dann freilich will ich hineinlaufen und sie mit Wasser besprühen und ihr das Kleid aufmachen. Aber als ich dann sah, daß Patrikej Ssemjonysch sich vor der Thür bekreuzigte und hineinging, da warf auch ich diese ganze Verzagttheit von mir und hielt es nicht länger aus, ich stand noch eine kurze Minute und lief dann hinter ihm drein und dachte: wenn schon meinem Läubchen etwas zustößt, so soll es in meiner Gegenwart geschehen, dann können wir wenigstens miteinander sterben.“

### 3

„Ich erreichte das Zimmer, als Patrikej Ssemjonysch es eben betreten hatte: er war in der Thür stehen geblieben, sie aber kam vom Fenster auf ihn zu mit einem Gesicht weiß wie Leinwand, so daß ich

erkannte, daß sie alles bereits begriffen hatte. Stumm trat sie an ein blaues Taburett heran, das in der Mitte des Zimmers stand, schob es ein wenig mit dem Fuß beiseite und setzte sich so, daß sie Patrikejs Gesicht gerade vor sich hatte.

Ich kann gar nicht sagen, wie mir Patrikej Semjonntsch leid tat; auch sie tat mir leid, und so wußte ich denn nicht, wohin mit mir, es wäre mir am liebsten gewesen, wenn mich die Erde verschluckt hätte; und wie eine Besessene machte ich mir zu schaffen und wußte doch nicht, was ich beginnen sollte. Da sah mich die Fürstin an und sagte: ‚Hör auf mit dem Hin und Her! Was soll das?‘

Ich entgegnete: ‚Durchlaucht, ich suche nur Ihr Ridikül.‘

Sie sagte kein Wort weiter, sondern winkte nur mit dem Kopf. Bleib endlich stehen! sollte das heißen. Ich schlüpfte geschwind hinter das Taburett und blickte, um nur nicht Patrikejs Gesicht sehen zu müssen, starr auf ihren Scheitel, sie aber geruhte im gleichen Augenblick sich an Patrikej Semjonntsch zu wenden.

‚Nun,‘ befahl sie, ‚berichte, wie sich das Ganze zugetragen hat.‘

Damit fing das Allerschrecklichste an. Genau, wie er es bei mir getan, ließ Patrikej Semjonntsch den Kopf hängen, er bewegte zwar die Lippen, konnte jedoch kein Wort herausbringen. Da richtete die Fürstin — ich sah, daß es ihr schwer wurde — den Kopf auf und sprach: ‚Was soll das heißen, Patrikej! Ihr habt euch wohl verschworen, mich heute wahnsinnig zu machen? Berichte alles, ich befehle es dir!‘

Patrikej schrie auf: ‚Mütterchen! ich kann nicht!‘ und stürzte ihr zu Füßen nieder und preßte das Gesicht an den Boden.

Im Zimmer lag ein abendliches Licht, die Sonne ging eben unter und übergieß alles mit rotem Schein, mir aber dunkelte es vor den Augen, und ich sah, daß die Fürstin sich mit übernatürlicher Kraft vom Taburett erhob, dicht an Patrikej Semjonnytsch herantrat und zu ihm sprach: ‚Patrikej, das mag ich nicht leiden: wozu du hergekommen bist, das sollst du auch ausführen. Ist der Fürst am Leben?‘

Patrikej Semjonnytsch aber antwortete, ohne das Gesicht vom Fußboden zu erheben: ‚Nein, Durchlaucht, unser Fürst ist nicht mehr am Leben.‘

Da zuckten ihre Augenbrauen, und sie griff mit der Hand ans Herz. Ich reichte ihr schnell Wasser, — sie trank einen Schluck, gab es zurück und fragte weiter: ‚Ist er natürlichen Todes gestorben oder durch ein Unglück?‘

Patrikej erwiderte: ‚Erschlagen im Gefecht.‘

Da blickte sich die Fürstin nach dem Heiligenbilde um, bekreuzigte sich, setzte sich wieder auf das Taburett, denn die Beine wollten ihr den Dienst versagen, und befahl Patrikej, alles bis ins kleinste zu erzählen.

Als Patrikej nunmehr sah, wie groß ihre innerliche Kraft war, erhob er sich und faßte Mut, und also war seine Erzählung:

‚Das Unglück‘, sagte er, ‚verfolgte Seine Durchlaucht ganz entsetzlich; was er auch unternahm, eine Niederlage folgte der andern, und bald darauf begannen

entsetzliche Briefe aus Petersburg zu kommen. Wenn er diese las, raufte er sich die Haare, so daß es gräßlich anzuschauen war; einige Zeit danach aber hörte er überhaupt auf die Briefe zu öffnen. Wenn Post eintraf, suchte er nur Ihre Briefe heraus, las sie durch und barg sie an seiner Brust über dem Herzen; die andern aber befahl er mir ins Feuer zu werfen. So ging das zwei Monate, und immer noch wollte sich das Glück nicht zum Besseren wenden. Eines Tages aber trat verstimmt und leichenblaß der Adjutant ins Zelt und flüsterte ihm verzagt und verlegen etwas Französisches zu, das scheinbar schrecklich unangenehm war.

Der Fürst wurde purpurrot und schrie ihn auf russisch an: ‚Wie wagen Sie, mir so etwas zu berichten!‘

Der Adjutant entgegnete: ‚Verzeihen Sie, Durchlaucht, ich tat es, weiß Gott, nur aus Ergebenheit . . . denn‘, sagte er, ‚es ist in aller Mund, so daß ich sogar fürchten muß, daß in einem unvorsichtigen Augenblick Ihre eigenen Offiziere sich gegen Sie . . . ‘

Aber der Fürst ließ ihn nicht zu Ende sprechen und schrie ihn aufs neue an: ‚Zum Teufel mit dieser Ihrer Ergebenheit, und melden Sie das auch Ihren Kameraden von mir; und jene, die glauben, daß ich ein Verräter sei, die sollen sich morgen an meiner Seite halten, wer aber zurückbleibt, ist ein Verleumder und ein Schuft!‘

Und er wurde so zornig, daß es zum Fürchten war, und zog sich nicht aus und legte sich auch nicht nieder, sondern ging die ganze Nacht über im Mantel im Zelt auf und ab und trank schwarzen Kaffee. Um

drei Uhr nachts befahl er den Soldaten, die Pferde zu satteln, und zwar sollten sie das völlig geräuschlos tun, damit kein Lärm zu hören wäre, denn der Feind stand ganz in unserer Nähe, nur durch eine Schlucht von uns getrennt. Während die Leute sattelten, reichte ich ihm alles, damit er sich waschen konnte, er aber befahl mir, ihm Eiswasser auf den Kopf zu gießen, und fing es mit der hohlen Hand auf und schluckte es gierig und betete und hatte dabei ein ganz verlornes Aussehen. Wie er dann seine Schlachtuniform anzog, da war ich ihm wiederum behilflich: aber als ich ihm gerade den Säbel umschnallen wollte, tat es plötzlich einen lauten Schlag... ich hatte den Säbel fallen lassen.

Zu einer andern Zeit wäre er sehr zornig darüber geworden, das weiß ich, und hätte mich schrecklich abgestraft, diesmal aber fuhr er nur zusammen und meinte: ‚Ach, Patrikej, was hast du da gemacht?‘

Ich konnte nur noch flüstern: ‚Verzeihung, Durchlaucht.‘

Er aber erwiderte: ‚Nein, du bist nicht schuld, die Hand des Bösen hat ihn aus deiner Hand gestoßen. ... Leb wohl,‘ sprach er weiter, ‚ich fühle, daß ich heute meinen Kopf aus dem Gefecht nicht heil zurückbringen werde.‘

Da war Patrikej Semjonjtsch in Tränen ausgebrochen und hatte gesagt: ‚Wieso denn, Durchlaucht? Gott wird uns gnädig sein.‘

Er aber versetzte: ‚Nein, das ist es ja, er ist mir nicht mehr gnädig. Mag denn Sein Heiliger Wille geschehen; es ist mir leichter zu sterben, als Ehrlosigkeit

zu ertragen, du aber mußt, wenn ich erschlagen werde, den Brief hier nehmen und dich zur Fürstin begeben; darin ist alles aufgeschrieben, und was nach dem Geschriebenen noch vorkommen sollte, das wirst du ihr berichten.'

Patrikej habe sich darauf erdreistet zu erwidern, er würde sich lieber das Leben nehmen, als der Fürstin so etwas zu berichten, denn das könnte sie ja nicht überstehen.

Da schalt ihn der Fürst zum letzten mal, 'Dummkopf' und fügte hinzu: 'Was meinst du wohl, wer von uns beiden am besten meine Fürstin kennt, du oder ich? Untersteh dich nicht, darüber zu faszeln, was sie überstehen kann, sondern tu, was ich dir befehle,' und begab sich aus dem Zelt.

Als Patrikej jedoch sah, daß sein Herr all das wie eine Art letzten Willens äußerte, holte er ihn ein und fragte: 'Nun gut, Durchlaucht, wenn das eintreffen sollte, welchen Segen befehlen Sie Ihren Kindern zu überbringen?'

Der Fürst blieb stehen; er hatte nichts als eine Handbewegung: 'Gott wird sie schon segnen,' sagte er, 'im übrigen wird die Mutter in allem für sie sorgen.'

Doch Patrikej fragte weiter: 'Väterchen Durchlaucht, verzeihen Sie mir das Wort: unsere Fürstin ist jung, ihre Gedanken sind in Gottes Hand; leicht möglich, daß ihr das frühe Witwentum zu viel wird und sie den Wunsch fassen sollte, sich wieder zu verheiraten.'

Bei diesen Worten sei der Fürst, erzählte er, ganz dunkel im Gesicht geworden, aber er habe leise entgegnet:

„Einerlei, die Kinder wird sie nicht vergessen, ich habe volles Vertrauen zu ihr.“ Dabei setzte er den Fuß in den Steigbügel, stieg auf, bückte sich vom Pferd herab und küßte Patrikej und sagte: „Küsse der Fürstin die Hand“, und führte gleich darauf das Regiment zum Angriff und kehrte, wie er es vorhergesagt, lebend nicht mehr vom Schlachtfelde zurück.

Er schlug sich durch die feindlichen Reihen, geriet in ihr Zentrum und rief in einem fort: „Alle mir nach, alle mir nach!“ Aber es gab bei dieser Gelegenheit wenig Verwegene, die gewillt waren, ihm zu folgen, mit Ausnahme eines Trompeters! Der allein von allen sah, wie Großvater kämpfte, bevor sein Körper in Stücke zerhauen wurde. Der grausam verwundete Trompeter entsprang und brachte des Fürsten Haupt mit, das von Patrikej gewaschen, in einen Reisekasten aus Birkenholz gebettet und in einem tiefen Loch unter einem leicht erkennbaren Kreuzdornbusch bestattet wurde.“

Als Patrikej mit seinem traurigen Bericht zu Ende war, hatte sich, wie Olga Fedotowna erzählte, Großmutter erhoben und ihm ihre Hand zum Kuß gereicht, wie es der verstorbene Fürst befohlen, und ihn darauf auf die Stirn geküßt und ihm mit reichlichen Tränen des tiefsten Schmerzes gesagt:

„Ich danke dir und weiß es zu schätzen und werde es dir bis ans Grab nicht vergessen,“ worauf sie sich abwandte und in die Stube schritt, in der sich die Heiligenbilder befanden.

Fürstin Warwara Niskanorowna fiel nicht in Ohnmacht, noch stieß ihr ein hysterischer Anfall zu, tags darauf aber befahl sie, daß in ihrer eigenen Kirche für ihren Mann ein Totenamt abgehalten werde, dem sämtliche Bauern der Umgegend, die Ältesten, Dorfschulzen und Verwalter beizuhören mußten. Olga Sedotowna erzählt, Großmutter, die während der Messe neben dem Chor stand, habe nicht einmal heftig geweint. Sie hatte sich vermutlich schon ausgeweint, denn sie war die ganze Nacht über in ihrem Heiligenbilderstübchen geblieben, und wollte offenbar jetzt nicht, daß irgend jemand sie schwach oder in Tränen sähe. Sie lenkte sogar ein paarmal die Aufmerksamkeit des Kirchenältesten auf die tropfenden kleinen gelben Wachslichter, welche die Bauern am Abend vorher für die ewige Ruhe des Fürsten gestiftet hatten. Nach dem Totenamt aber verzehrte sie selbst den ersten Bissen des Reisgerichtes, das zur Gedächtnisfeier eines Verstorbenen in die Kirche gebracht wird, und tat ein Reiskorn auch in das Mündchen ihres Sohnes, den die ganz in schwarze Trauerkleidung gehüllte Amme auf den Armen hielt.

Nach dem Totenamt fand, wie üblich, die Bewirtung der Geistlichkeit statt, an deren Tisch auch der Verwalter speiste, während für die Bauern besonders große Tische auf dem Hof gedeckt waren; die Bräuche der Vorfahren befolgend, gedachten alle des Fürsten, und sie wunderten sich über die Seelenstärke der jungen Fürstin.

Auf ihr aber lastete die stumme, zehrende Pein und schreckte sie so oft, daß sie vor dem Gedanken Angst hatte, allein mit sich selbst zu bleiben. Großmutter ging sparsam um mit ihrem Mut, mit ihrer inneren Tapferkeit.

Gegen ihre Angst erwählte sie ein Mittel, das sicherlich das beste war: eine erhöhte Thätigkeit. Gleich nach der Gedächtnisfeier übernahm Großmutter mit größter Energie die Leitung der Geschäfte, was sie aber nicht hinderte, sich tatkräftig der Wirtschaft zu widmen, den Plänen ihres verstorbenen Mannes, der Sorge um sein Ungedenken und der Tilgung aller seiner moralischen Schulden.

Das erste, was sie nach dem Totenamt tat, war, daß sie Patrikej vom Tisch weg in ihr Zimmer holen ließ. Großmutter begegnete ihm mit der Wiederholung der bereits am Tage zuvor ausgesprochenen Dank-sagung für die Dienste, die er Großvater geleistet. Darauf gab sie ihm den von ihr eigenhändig ausgefertigten Freibrief und schenkte ihm aus ihrem väterlichen Erbe ein kleines Ödland hinter der Dranka, im Umfange von dreißig Desjatinen.

Der treue Patrikej murrte dagegen und lehnte es entschieden ab, Großmutter aber hieß ihn schweigen, indem sie sagte, daß das für sie selber nötig sei, weil ‚Undankbarkeit das Menschenherz belastet‘.

Danach befahl sie Patrikej, sich alsbald, nachdem er ausgeruht, aufzumachen, damit der Freibrief gerichtlich eingetragen würde; sei das aber erfolgt, so solle er unter allen Umständen und wo immer jenen Trom-

peter auffuchen, der mit Großvater die Gefahren seines letzten Kampfes geteilt, und ihn hierherschaffen. Sie selbst aber machte sich an ihren Haushalt: sie ließ alle Rechnungen und Abrechnungen aus dem Kontor kommen, rief bald die Ältesten, bald die Dorfschulzen herbei, drang in alles ein, erkundigte sich nach allem und zeigte den andern, daß sie trotz bitterm Leid die Augen offen hätte.

Die Bauern sprachen: ‚Die Mutter trägt ihr schweres Leid, aber sie achtet auf der Kinder Hab und Gut.‘

Derweilen war Patrikej abgereist und hatte keine leichte Aufgabe zu erfüllen: er mußte den verwundeten Soldaten auffuchen, der den Abschied genommen und dessen Weg von da ab Großmutter's Boten unbekannt war. Und dabei hatte Patrikej, der wegen seiner Klugheit, Feindigkeit und Überlegtheit das Vertrauen der Fürstin und des Fürsten genoß, diesmal schon beim ersten Schritt eine ihm sonst fremde äußerste Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit bewiesen. Am Tage nach seiner Abreise fanden junge Diener, die mit dem Aufräumen des Borraumes beschäftigt waren, in einer Schublade des Tisches ein sorgfältig eingeschlagenes Papier, bei dessen Durchsicht der Verwalter feststellte, daß es Patrikej's Freibrief war, den er nach dem Auftrag der Fürstin vor allem bei Gericht präsentieren sollte; den hatte er vergessen wie eine unwesentliche Gabe des Zufalls.

Als der Freibrief der Fürstin vorgelegt wurde, lächelte sie nur und sagte: ‚Dieser Mensch ist mein wahr-

hafter Freund,‘ und befahl alsbald dem Verwalter, den Freibrief bei Gericht eintragen zu lassen und ihn dann aufs neue an den gleichen Platz zu tun, wohin ihn Patrikej gelegt, und ihm niemals ein Wort zu sagen. Alles geschah, wie sie es angeordnet.

Dieser für uns historisch gewordene Freibrief Patrikej Semjonytſch Sudaritschews, der sich gegenwärtig im Familienarchiv des Fürsten Jakob Lwowitsch, meines Onkels, befindet, ruhte in der gleichen Schublade, in die Patrikej ihn gelegt hatte, vierzig Jahre lang unberührt, denn er verspürte niemals den Wunsch, ihn herauszunehmen.

Unterdessen waren drei Monate verstrichen, in denen vom Boten der Fürstin nichts zu hören noch zu sehen war, plötzlich aber kehrte er zurück, und zwar nicht allein, sondern mit dem Manne, den zu holen ihm befohlen worden war.

## 5

Immer, wenn Olga Fedotowna in ihrer Erzählung auf dieses Ereignis kam, wurde ihr Ton sozusagen tragikomisch. Das Tragische bezog sich stets auf Großmutter, das Komische wurde vom Trompeter bestimmt, den Patrikej Semjonytſch drei Monate nach seiner Abreise herbeigeschafft hatte. Ich will die Erzählung genau so aufzeichnen, wie ich sie aus dem Munde jener Frau vernahm, welche die Pflegerin von Großmutter's Alter und meiner Kindheit war.

„Großmütterchen fuhr um jene Zeit immer noch fort, sich eine Aufgabe nach der andern zu stellen,“

begann Olga Fedotowna zu erzählen. „Arbeit um Arbeit lud sich unser Täubchen auf, belud sich damit ihre jungen Ärmchen, um möglichst müde zu werden, denn dann verging ihr schneller die Zeit. Seit der Fürst gestorben, war bereits der siebente Monat angebrochen, und für ihren gesegneten Leib hatte sich der neunte erfüllt. Um jene Zeit, gerade als der Frühling den Schnee zum Schmelzen brachte, kam Patrikej Semjonysch mit dem Trompeter zurück. Die Wahrheit zu sagen: es hatte sich gelohnt, so lange Zeit in der ganzen Welt nach einem solchen Kumpan zu suchen . . . Patrikej Semjonysch hatte ihn in einem Dorf Rabenschrei gefunden, und er selber nannte sich Rabenschrei, und was immer er auch tat, es kam bei ihm stets nur das eine heraus: Rabenschrei. Er stammte von den Haarschöpfen\* und war Soldat, riesig wie ein Kamel und ungeschlacht wie ein großer Zuber, in welchem die Wäscherinnen, wenn sie große Wäsche haben, die Leinwand bläuen; zudem ganz blau und voller Narben; sein ganzes Gesicht war kreuz und quer überdeckt von schrecklichen Schrammen, der eine Backenbart wuchs besonders für sich auf einem abgehauenen Stück Fleisch, so daß man gar nicht begreifen konnte, wie er überhaupt mit seiner Frage zusammenhing. Mit einem Wort, ein schöner Mann, den man nicht ohne Schrecken betrachten konnte, wenn man an seinen Anblick nicht gewöhnt war, oder um es besser zu sagen, den man auf den Jahrmärkten hätte ausstellen können, um für seine Besichtigung einen Groschen zu verlangen.

\* Großrussischer Spitzname für die Kleincrussen.

U. d. U.

Die Fürstin befahl, ihn augenblicklich vorzuführen, und musterte schweigend lange die Narben und Schrammen auf seinem Gesicht, als hätte sie zählen wollen, wie viele der große Bengel in jenem letzten Kampf erhalten; sie fragte ihn darauf leise: „Wie heißest Du?“

„Pjotro Rabenschrei,“ antwortete er, „Euer Durchläucht!“ und zwar in einem so tiefen Bass, als halle es dumpf aus einer Tonne.

Die Fürstin fuhr fort: „Du bist wohl Kleinrusse, was?“

„Zu Befehl,“ sagte er, „Euer Durchläucht, ich stamme von den Haarschöpfen.“

„Nun und . . . westwegen hast du meinen Mann so besonders geliebt?“

„Zu Befehl,“ erwiderte er, „ich habe seine Durchläucht nicht besonders geliebt.“

„Er war ein Dummkopf — hatte nicht soviel Hirn unter seinem Haarschopf!“ pflegte Olga Fedotowna lachend an dieser Stelle ihre Erzählung zu unterbrechen. „Da diente er und wußte doch nicht, wie man sich politisch zu benehmen hat, denn so wie er dachte, so platzte er jedesmal heraus, gleichviel ob es an der richtigen Stelle war oder nicht!“

Die Fürstin geruhete weiter zu fragen: „Wie das? wenn du ihn nicht besonders geliebt hast, wie kommt es dann, daß du ihn in der Todesgefahr nicht verlassen hast, da doch alle andern sich von ihm wandten.“

„Er war der Kommandeur,“ versetzte er, „Euer Durchläucht, den Kommandeur darf man nicht verlassen, darauf küßt man doch das Kreuz.“

Na, seine Grobheit und Aufrichtigkeit gefielen eben der Fürstin, sie nickte ihm zu und sprach freundlich: ‚Aha, so einer bist du! Das ist gut, das ist ehrenhaft.‘

Er aber erwiderte mit seiner gewohnten Kürze: ‚Zu Befehl, Euer Durchläucht!‘ und stellte sich mit jedem Mal, wenn er wieder eine Antwort hervorgebrüllt hatte, immer reglementsmäßiger stramm auf, so daß zum Schluß Bein an Bein so eng lag, daß das Leder der Stiefel aneinanderknarrte.

Die Fürstin geruhte, sich bei ihm zu bedanken.

‚Nun, jedenfalls bist du ein braver Kerl,‘ sagte sie, ‚daß du zu mir hergereist bist.‘

‚Zu Befehl, nein,‘ entgegnete er, ‚ich mußte dem Befehl gehorchen.‘

‚Wieso mußtest du meinem Befehl gehorchen?‘

‚Sie sind die Kommandeurin,‘ sagte er, ‚Euer Durchläucht.‘

‚So so,‘ erwiderte die Fürstin, ‚das ist recht!‘ und mußte lächeln. ‚Du stellst dich also jetzt nach Ableben meines Mannes unter mein Kommando?‘

‚Zu Befehl, Euer Durchläucht.‘

‚Nun, dann antworte also deiner Kommandeuse: ob du viele Anverwandte zu Hause hast?‘

‚Keine Sterbensseele,‘ erwiderte er, ‚keinen Verwandten habe ich zu Hause. Weil ich völlig verwaist bin, kam ich unter die Soldaten.‘

‚Nun, dann nenne mir rechtschaffene Leute, denen du für ihre Güte gern helfen möchtest.‘

‚Noch nie im Leben,‘ antwortete er, ‚bin ich rechtschaffenen Leuten begegnet, Euer Durchläucht.‘

Die Fürstin wunderte sich und fragte: ‚Wie, ist es möglich, daß du in deinem ganzen Leben noch keinen rechtschaffenen Menschen gesehen hast?‘

‚Zu Befehl,‘ sagte er, ‚ich habe keinen einzigen jemals gesehen.‘

‚Ist es denkbar, daß du auch in deinem Regiment keinen Lieblingskameraden hattest?‘

‚Zu Befehl, nein,‘ versetzte er, ‚keinen einzigen, im Regiment schimpften mich alle immer Schopf.‘

‚Nun, aber dann werden dich wenigstens deine eigenen „Schöpfe“ im Dorf gern gesehen haben?‘

‚Zu Befehl, nein, Euer Durchläucht — wie ich zurückkam, da schimpften mich die wieder „Moskowiter“ und jagten mich fort.‘

‚Wohin jagten sie dich denn und wesswegen?‘

‚Sie sagten: marsch fort, damit dein moskowitischer Hauch uns nicht mehr belästige.‘

‚Nun, wer hat dich denn aufgenommen?‘

‚Der blinde Ignat hat mich aufgenommen.‘

‚Mithin war also der blinde Ignat ein rechtschaffener Mensch?‘

‚Zu Befehl, nein, Euer Durchläucht, er war der allergemeinste von allen. Er hat mich besoffen gemacht und wollte mir darauf mit kochendem Wasser die Augen ausbrühen, damit wir zu zweit als Blinde umherziehen und Lieder singen sollten, zweien würde man mehr geben. Gott allein hat mich gerettet, denn ich wachte rechtzeitig auf und habe ihn dann verhauen.‘

Die Fürstin wurde nachdenklich und sagte: ‚Du bist mir einer . . . man weiß gar nicht, was

man mit dir machen soll!' und wandte sich darauf zu Patrikej Semjonysch und befahl ihm, in ihrem Namen dem Verwalter zu übermitteln, fünfhundert Rubel für Rabenschrei in sein Dorf zu schicken, die an die Armen verteilt werden sollten, für die Kirche aber, in der er getauft worden, sollte ein silberner Kronleuchter mit einem großen Apfel, das ganze zwei Pud schwer (zwei Pud = achtzig Pfund) bestellt werden, und um den Apfel herum sollte eine weithin sichtbare Inschrift gehen, daß der Kronleuchter vom Soldaten Pjotr Rabenschrei stamme, der seinen Kommandeur, den Fürsten Lew Protosanow, im Gefecht bis zu dessen Tode nicht verlassen habe. ‚Das will ich,‘ sagte sie, ‚damit man im Dorf weiß, daß unter diesem Kronleuchter ein ehrlicher Mensch getauft worden ist. und daß die russischen Fürsten solchen Mut ehren.‘

Unser Soldatchen aber, kaum daß er das gehört, da strahlte er nur so; er fletschte ordentlich die Zähne. Er wurde so lustig, daß der Dummkopf seine ganze Subordination vergaß und mit den Händen auf seine Knie klatschte, sich vor Lachen bog und sich hinbockte.

Als die Fürstin sah, wie er lachte, mußte sie selber lächeln und fragte: ‚Warum lachst du so? Das gefällt dir wohl nicht?‘

Er aber entgegnete: ‚Das ist ganz ungemein vortrefflich, Euer Durchläucht, denn das wird ihnen nun immer in die Nase stinken, daß dieser Kronleuchter für mich brennen wird und nicht für den Feiertag.‘

Da mußte auch ich lachen, und sogar Patrikej Semjonysch, der doch wahrhaftig ein ernsthafter Mensch

war, senkte sein Gesicht auf die Brust und lächelte. Die Fürstin aber ersah hieraus natürlich klar, was das für ein Rabenschrei war, und trat auf einen Augenblick mit Patrikej ins andere Zimmer und fragte: ‚Wie ist das? Mir scheint, er trinkt?‘

‚Und wie!‘ erwiderte Patrikej, ‚Euer Durchlaucht, er säuft.‘

Die Fürstin bedauerte ihn.

‚Welch ein Unglück!‘ geruhte sie zu sagen. ‚Ich sehe, daß es uns nicht gelingen wird, ihm eine Stellung zu verschaffen, wir werden ihn hier behalten müssen.‘

Patrikej erwiderte: ‚Wie es Euer Durchlaucht belieben wird.‘

Da ging denn die Fürstin wiederum in den Saal und sagte zu Rabenschrei: ‚Hör auf das Kommando!‘

‚Zu Befehl.‘

‚Ich befehle dir, bei mir zu bleiben.‘

‚Zu Befehl!‘

‚Du wirst alles, was du brauchst, bekommen.‘

‚Zu Befehl!‘

‚Sowohl Kleidung,‘ sagte sie, ‚als auch Schuhe und Nahrung werde ich dir geben, du wirst im Haushalt beschäftigt werden und dafür drei Rubel im Monat für Tabak erhalten, — sei nur vorsichtig beim Rauchen und lege die brennende Pfeife nicht unachtsam hin, sonst wirst du mir noch das ganze Dorf anzünden.‘

Das hielt sie ihm vor, er aber kollerte wie ein Truthahn beständig nur das eine hervor: ‚zu Befehl!‘

„Und wie ist es mit dem Schnaps,“ fragte die Fürstin, „wieviel bist du gewohnt zu dir zu nehmen?“

„Das kann ich nicht wissen,“ entgegnete er, „Euer Durchläucht. Ich habe mich noch niemals satt getrunken.“

„Nun, dann werde ich anordnen, daß du drei Becher am Tage bekommst, genügt das?“

„Das kann ich nicht wissen, Euer Durchläucht, aber drei Becher kann ich immer trinken.“

„Wohl bekomm's!“

„Zu Befehl, Euer Durchläucht.“

Da sah ihn die Fürstin aufs neue an, sagte nur: „So einer!“ und ließ ihn gehen, selbst aber machte sie sich sofort daran, alles, was sie ihm versprochen, zu erfüllen.

Der Kronleuchter für seine Kirche wurde in Auftrag gegeben, das Geld für die Dorfarmen abgeschickt, und selbst jener böse Blinde erhielt einen besonderen Anteil von zehn Rubeln, damit er in Zukunft sich besser aufführe, Rabenschrei aber wurde in unserm Hause fast wie ein Einhöfer gehalten. Er bekam eine Hütte, in der ein Zimmer mit einem großen Fenster war, eine Kuh, Schafe mit einem Bock, ein Schwein und einen Monatsgehalt, der Schnaps wurde ihm freilich jeden Tag aus dem Kontor in einer besonderen Flasche verabreicht, denn wenn man ihm für einen ganzen Monat gegeben hätte, er würde ihn auf einmal ausgetrunken haben. Ihn jedoch kümmerten all die Sorgen, die man sich seinetwegen machte, wenig; die ihm von der Fürstin ausgesetzte Flasche reichte nicht, und so schleppte er denn alles, was immer er entbehren konnte, ins

Kronsdorf und in die Schenke, war aber, wenn er betrunken war, sehr gutmütig. Er kam dann nach Hause, ließ sich auf die Schwelle seiner leeren Hütte nieder und saß da stumm und mit hervorquellenden Augen, die wie die eines Uhus waren; er glogte und sah doch niemand. Wenn man zu ihm sprach: ‚So schau doch nur, Dummkopf, wie du dich wieder betrunken hast: du hast ja gar kein Licht mehr in deinen Augen,‘ dann antwortete er kaum vernehmlich brummend: ‚Wozu in meinen Augen Licht, wenn doch ein Kronleuchter für mich leuchtet,‘ und klaubte sich aus seinen Kleidern und blieb dort auf der Schwelle liegen.

Wie große Mühe sich auch Patrikej Ssemjonytsch und die Fürstin gaben, um ihm diese Schwäche abzugewöhnen, es half nichts. Eines Tages sprach die Fürstin in ihrer Sorge:

‚Vielleicht langweilt er sich; ob man ihn nicht am Ende mit einer guten Frau verheiraten sollte, damit diese acht auf ihn gäbe?‘

Er aber antwortete: ‚Zu Befehl, nein, Euer Durchläucht: ich taue nicht für das Familienleben. Ich habe halt einen Kavaliereharakter und werde sehr bald einer jeden Frau zur Last fallen.‘

Na, mit einem Wort, der Kloß taugte rein zu gar nichts!

Allein die Fürstin war einmal so: wenn sie sich vorgenommen hatte, einen Menschen zu retten, dann mochte man ihr von ihm sagen, was man wollte, und er konnte ihr alles, selbst das schlimmste antun, sie

verließ ihn nicht. So geschah es auch mit diesem, Gott verzeih mir, Rabenschrei: wie der Flegel ihr auch zur Last fiel, sie ertrug es und ließ sich nichts anmerken. Und obwohl sie den Unblick betrunkenener Leute haßte und man auf unsern ganzen Gütern das wußte und mit- hin keiner wagte, wenn er auch noch so wenig bedudelt war, seine Nase auf der Straße zu zeigen: Rabenschrei zog schwankend seines Weges, die Soldatenmütze wie ein Pfannkuchen auf seinem Hinterkopf klebend, die Fäuste unverschämt in den Taschen, und ganz und gar zerrauft. Pfui, es war abscheulich, ihn anzusehen; sie aber blickte dann durchs Fenster, runzelte nur mitleidig die Stirn und sagte zu Patrikej: „Schafft doch den Unglücklichen ins Haus!“

Und dabei hätte er einmal im Spaß unser Täub- chen fast unter die Erde gebracht.“

## 6

„Dieser Umstand war sehr lächerlich, aber auch nicht weniger schrecklich,“ fuhr Olga Fedotowna fort, „und wenn damals der Herr, Gott steh uns bei! Großmütterchen nicht gnädig gewesen wäre, du wärest nie auf die Welt gekommen, denn das Ganze geschah bei der Geburt deines Vaters, des Fürsten Demitrij, am zweiten Tage. Dein Großmütterchen lag damals in ihrem Schlafgemach im ersten Stockwerk, die in den Garten gehenden Fenster waren mit dunkelgrünem Laft verhängt. Wir saßen im Zimmer — ich und die andere Zofe, Fekluscha, die über mir war, — und verhielten uns so ruhig, daß wir kaum zu atmen wagten. Raben-

schrei aber hatte sich derweilen angetrunken, eine alte Muskete mit Pulver geladen und sich unter das Fenster der Fürstin geschlichen, wo er plötzlich Feuer gab. Das tat er, ‚um‘, wie er sagte, ‚den neugebackenen Sohn des Kommandeurs nach dem Kriegsreglement zu begrüßen, wie es sich gehört‘. Aber in seiner Besoffenheit hatte er zuviel Pulver erwischt, so daß die ganze Muskete in seinen Händen zersprang und ihm die Frage versengte und den Daumen abriß. Ja, so fiel seine Begrüßung für ihn selber aus; die Fürstin aber war vom gräßlichen Schreck in eine lange Ohnmacht gefallen; als sie darauf geruhete, wieder zu sich zu kommen, fragte sie zugleich: ‚Was war das nur? was hat mich so erschreckt?‘

Ich erwiderte: ‚Nichts, Mütterchen, Gott sei Dank ist alles ganz und heil geblieben.‘

‚Was war es denn?‘

‚Was anders wird es gewesen sein,‘ antwortete ich, ‚als Rabenschreis Dummheit‘, und erzählte ihr, was dieser Flegel getan und mit welcher Absicht er es getan habe.

Da entgegnete mir die Fürstin: ‚Siehst du, ihr liegt mir immer in den Ohren, daß er dumm sei, ihr fallt immer über ihn her, und dabei ist er ein treuer Mensch. Befiehl,‘ sagte sie, ‚daß man ihm sofort in meinem Namen ein Glas Wein bringe und ihm danke.‘

Damit wäre es zu Ende gewesen, aber da ich hinausging, um den Befehl auszuführen, begann die zweite Kammerjungfer der Fürstin auf ihre Fragen zu antworten und platzte schließlich damit heraus, daß die

Muskete dem Rabenschrei den Finger abgerissen und das Gesicht versengt habe.

Die Fürstin war ganz aufgeregt.

„Ach, der Ärmste,“ sagte sie, „man schaffe ihn sofort zum Arzt, damit der ihm helfe.“

Allein Rabenschrei wurde nicht zum Arzt geschafft, denn nachdem er sich ausgeschlafen, wollte er nichts davon hören.

„Wenn ich nur bei Ihrer Durchläucht mit meinem Eifer das Rechte getroffen habe,“ sagte er, „ist alles andere ein Spaß,“ und ergriff ohne langes Nachdenken eine Schaffschere und schnitt mit dieser den abgerissenen Finger mit Stumpf und Stiel vollends ab.

„Und daß ich mir die Fresse versengt habe,“ sagte er, „das hat nichts auf sich: so war sie schon immer; die Geschwulst,“ sagte er, „wird schon von selbst vergehen, und dann wird alles wieder auf dem rechten Fleck sein.“

Und in der That, seine schreckliche Frage heilte ganz von selbst, sie war nur durch das Versengen noch etwas schwärzer geworden, aber deswegen hörte er nicht auf zu saufen und fragte nur immer, wann wohl die Fürstin wieder aufstehen würde. Als er erfuhr, daß Großmütterchen befohlen hatte, die Balkontüren des blauen Saals zu öffnen, sorgte er dafür, daß er an dem Tage etwas nüchterner war, und wusch sich auf dem Badesofen. Und als die Fürstin auf einem Sessel auf dem Balkon Platz genommen hatte, um die frische Luft zu genießen, kroch er in einen großen Fliederbusch, und begann von dort wie eine Wachtel zu knarren:

‚Euer Durchläucht! he, Euer Durchläucht!‘

Die Fürstin erkannte sofort seine Stimme und fragte:  
‚Bist du das, armer Rabenschrei?‘

‚Zu Befehl,‘ rief er, ‚Euer Durchläucht, ich bins!‘

‚Wo hast du dich denn versteckt?‘

‚Hier, Euer Durchläucht, ich sitze hier mitten im Busch.‘

‚Komm doch heraus zu mir.‘

‚Zu Befehl, nein, Euer Durchläucht; ich bin nicht ganz in Ordnung.‘

‚Wieso bist du nicht in Ordnung?‘

‚Euer Durchläucht, meine Fresse ist gar zu unflätig.‘

‚Unflätig? Was soll man da tun? Komm nur heraus, ich bin nicht so schreckhaft.‘

So kroch er denn heraus . . . Wunder zu sagen, wie nett er ausah! Der Flieder stand damals in voller Blüte, und die kleinen Lilablüten hatten ihm den ganzen Kopf bedeckt und quollen ihm aus den Haaren und hinter den Ohren nur so hervor . . . Er glich einem Zauberfaun, wie man ihn auf Bildern darstellt.

Die Fürstin betrachtete ihn und meinte: ‚Du Armer, du trinkst wohl immer noch?‘

‚Zu Befehl,‘ rief er, ‚ich trinke, Euer Durchläucht.‘

‚Warum machst du denn immer noch nicht Schluß damit?‘

‚Erbarmen Sie sich,‘ antwortete er, ‚wenn ich doch schon keine Kraft mehr habe, ordentlich zu leben. Befehlen Sie, mir irgendeine Arbeit zu geben.‘

Die Fürstin lobte ihn dafür; aber auch das half nicht, er war ein untauglicher Mensch, ohne damit

dem Verstorbenen etwas nachsagen zu wollen. Die Fürstin wies ihm die verschiedensten Posten an, keinen konnte er bei seiner Trunksucht ausfüllen. Er wurde zum Aufseher ernannt, aber da verprügelte er alle Weiber; man stellte ihn in den Pferdestall, da das für einen Kavalleristen am geeignetsten sei, aber da geriet er unter ein Pferd; Gott sei Dank unter ein sanftes, es blieb die ganze Nacht hindurch über ihm stehen und rührte sich nicht. Da er hier so große Gefahr gelaufen, wurde er zum Verwalter der Dreschtenne ernannt, aber auf diesem Posten verursachte er der Fürstin einen gewaltigen Verlust: seine brennende Tabakspfeife war die Ursache, daß die ganzen Heuschaber niederbrannten und Korn im Wert von vielen Tausenden. Als er nach dieser That aufwachte und begriff, was er angestellt, begab er sich vor Kummer in das Kronsdorf, wo gerade Jahrmarkt war, und gebärdete sich dort wie ein Toller: er nahm in der Kirche das Licht, das vor dem Heiligenbild brannte, und begann an demselben im Beisein aller während der Messe seine Pfeife anzustecken. Die Bauern führten ihn hinaus und verdroschen ihn. Ein ebensolcher Sonderling, der Edelmann Donquijote Rogoschin, brachte ihn auf seinem Wagen zu uns zurück, aber der Verdroschene war schon in einem sehr schlimmen Zustande und konnte kaum mehr atmen. Da schickte ihm die Fürstin eine Flasche Salmiakspiritus, damit er sich mit diesem gehörig einreibe, plötzlich aber wurde ihr gemeldet, daß ihm davon noch schlimmer geworden sei. Die Fürstin begab sich selbst zu ihm, da hatte er schon keine Stimme

mehr: die Lippen waren schwarz angelaufen, und er roch aus dem Munde nach Salmiak.

Die Fürstin schlug sich mit dem Finger auf die Stirn und sagte zu mir: ‚Ach, Olga, wie dumm wir doch sind: er hat den Salmiak getrunken.‘ Und fragte ihn: ‚Erzähl mir doch, Rabenschrei, wie du dich mit meiner Arznei eingerieben hast?‘

Er röchelte und sagte, er hätte alles getan, wie es sich gehörte, alles ausgetrunken und mit dem Gläschen sich hernach kräftig eingerieben.

Mit einem Wort, von innen und von außen . . . Was war da noch viel zu machen? Es wurde schleunigst nach dem Arzt geschickt, er aber wollte nicht erst auf diesen warten, sondern verschied am andern Morgen, und zwar verschied er auf eine Weise, um die ein jeder ihn beneiden könnte: gepflegt von der Fürstin, befahl er in ihren Armen Gott seine Seele. Und da dieses mit ihm so plötzlich und unerwartet geschah, mußte die Fürstin selbst das Sterbegebet sprechen und mit ihren eignen Händen ihm die Augen schließen. ‚Welch eine Ehre, die diese gute Frau ihres Gemahls wegen dem einfältigen Menschen erwies!‘ fügte Olga Fedotowna hinzu. In ihrer Stimme lag jedesmal, wenn sie von Rabenschrei sprach, ein Ton von Gereiztheit, die man freilich zu unrecht für Unwillen gegen den armen Menschen gehalten hätte oder für offene Unfreundlichkeit. Gott bewahre! Meine gute Alte hegte solche Gefühle keinem Menschen gegenüber und empfand in ihrem Innern sogar viel Mitleid für Rabenschrei, den sie im Grunde genommen recht gern gemocht hatte,

aber . . . Man mußte tief eindringen, um zu begreifen, worauf sich dieser unzufriedene Ton eigentlich bezog. Olga Fedotowna vermochte nicht, sich damit zufrieden zu geben, daß Großmutter die Handlung Rabenschreis als etwas des Lobes und der Dankbarkeit Würdiges betrachtete, denn Olga Fedotowna wußte doch nur zu gut, daß sie selbst und ebenso Patrikej und viele andere unserer Leute gern für den Fürsten und die Fürstin nicht einmal, sondern hundertmal gestorben wären und nicht daran gedacht hätten, sich dies als Verdienst anzurechnen, sondern es für ihre heilige Pflicht und für ein großes Glück angesehen haben würden.“

Mit der Erzählung vom Tode Rabenschreis und von der Geburt meines Vaters beendete Olga Fedotowna jedes Mal ihre Einführung in unsere Familienchronik. Hierauf folgte meist die Schilderung des einsamen Lebens der Fürstin Warwara Nikanorowna, das so lange währte, bis es für sie Zeit wurde, ihre in Petersburg erzogene Tochter, Prinzessin Anastassa Iwona, zu verheiraten und sich ganz der Erziehung meines Vaters zu widmen. Ich jedoch muß anders verfahren: ich muß zunächst noch bei dieser stillen Periode von Großmutters frühem Witwentyum halt machen, um die Gestalten ihrer nächsten Freunde vorzuführen und den Charakter ihrer Tätigkeit außerhalb des eignen Hauses zu schildern – das heißt, in der Gesellschaft.

7

Wie gut kann ich jetzt verstehen, was Dante von einem Miniaturenmalers des 13. Jahrhunderts erzählt:

nachdem dieser begonnen hatte, Abbildungen in ein Heiliges Manuscript hineinzuzichnen, fühlte er mit einem Male, daß seine geübte Hand beständig zitterte vor Furcht, er könnte am Ende die Figuren in seinen Miniaturen verderben. In diesem Augenblick spüre ich etwas Ähnliches: solange ich von der Großmutter und den andern Vorfahren des Protosanowschen Hauses schrieb, empfand ich nichts dergleichen, erst da ich mich jetzt anschicke, aus dem Gedächtnis Großmutter's nächste Freunde zu zeichnen, die sich die Fürstin nicht ihrer Abstammung nach oder in Hinblick auf ihre gesellschaftliche Stellung erwählte, sondern wegen innerlicher Vorzüge, die ihr allein völlig zugänglich waren, da fühle ich ein unwillkürliches Beben in mir. Wird es mir wohl gelingen, die sympathischen Züge dieser durch ihre Wärme rührenden, von unermeslichem Hochsinn beseelten einfachen Menschen einigermaßen lebendig zu schildern?

Die nächsten Freunde der Fürstin während ihres jungen Witwentums waren zwei sehr bescheidene Personen, deren Namen ich bereits erwähnt habe: Patrikej Semjonntsch Sudaritschew und Olga Fedotowna, welche letztere ich neunzehn Jahre lang Tag für Tag gesehen habe, doch ist ihr Familienname mir unbekannt geblieben. Ich glaube sogar, daß sie ihn selbst nicht gewußt hat. Diese beiden Freunde der Fürstin waren sehr gütige, ehrenhafte und ihr schrankenlos ergebene Wesen, ein jedes freilich auf seine von der Verschiedenheit ihres Charakters bedingte Art. Patrikej Semjonntsch besaß einen ziemlich tiefen

und konzentrierten Verstand, sein Charakter war gediegen, ja ein wenig würdevoll; seiner Natur nach war er Fanatiker einer fast sklavischen Ergebenheit und ein hartnäckiger Bewahrer alter Sitten. Olga Fedotowna dagegen war eine empfindsame und nervösere Natur: ihre Auffassungsgabe war schneller als die Patrikejs, und war sie auch manchmal ein wenig unvorsichtig in ihren Handlungen, so wurde dieser Fehler doch reichlich durch das feine weibliche Empfinden ausgeglichen, mit welchem sie die verborgensten Ursachen von Großmutter's Kümmernissen herausfand und sie zu trösten wußte, noch ehe der gründlichere Patrikej, die Hand auf sein Jabot gelegt, einen Gedanken zu fassen vermochte. Olga Fedotowna war Großmutter genau so tief und leidenschaftlich ergeben wie Patrikej, doch mischte sich in dieses Gefühl eine gewisse nervöse Reizbarkeit und Ungeduld, welche die Ursache waren, daß gelegentlich Stunden der Unzufriedenheit über sie kamen, in denen sie sich durch irgend etwas gekränkt fühlte, zu weinen begann und mit der Fürstin schmollte. Großmutter wußte das nur zu gut und pflegte in solchen Fällen zu sagen: „Olga Fedotowna! Was soll das, Mütterchen, du scheinst dich wieder einmal über mich geärgert zu haben? Verzeih mir doch um Christi willen.“

Dann aber brach Olga Fedotowna in Tränen aus und war im Handumdrehen völlig glücklich. Großmutter pflegte insgeheim zu sagen, das sei bei ihr eine gewisse Passion: wenn ihr die Lust kommt zu weinen, denkt sie sich unbedingt etwas aus, um sich

von mir beleidigt fühlen zu können. Ich laß es ihr hingehen, ich habe mich daran gewöhnt und weiß, daß sie der Achtung wert ist.' Patrikej war in seinem Glauben an Großmutter orthodoxer als Olga, und darum sündigte er niemals wider sie, freilich kannte er dafür auch nicht die Süßigkeit von Petri Reuetränen.

Das waren so im allgemeinen die Verschiedenheiten von Patrikej und Olgas Charakter. Großmutter liebte die beiden sehr, aber ebenfalls auf verschiedene Art: während sie Patrikej mehr Respekt zollte, empfand sie für Olga Fedotowna größere Zärtlichkeit. Die Fürstin hielt sie zwar für leichtsinnig und für eine Schwägerin, was zum Teil auch richtig war, liebte es aber ungemein, mit ihr nachts zu schwätzen und sich mit ihr zu beraten. Wenn aber Olga Fedotowna sich erkältet hatte, was häufig geschah, da sie unvorsichtig war, machte Großmutter ihr selbst Einreibungen aus einer Mischung von heißem Wein und Eßig und zwang sie, warmen Himbeeraufguß zu trinken, obwohl sie es nie unterließ, dabei zu schelten: „Das geschieht dir übrigens ganz recht, du bist eine Schwägerin und liebst es, überall hinzuschwätzen, wo du nichts zu suchen hast.“

Olga Fedotowna aber küßte Großmutter's Hände: „Wahr und wahrhaftig: ich bin viel weniger Zeit in Ihren Diensten, als Sie verschwenden müssen, um mich zu pflegen.“

Patrikej war um zwölf Jahre älter als Großmutter, Olga Fedotowna dagegen acht Jahre jünger. Sie stammte aus dem Hofgesinde von Protosanowo und

war als junges Mädchen nach Moskau gebracht worden, wo sie in einem Modemagazin lernte. Als Großmutter mit ihrem Mann nach der Hochzeit vom Lande über Moskau nach Petersburg reiste, wurden ihr in jenem Magazin einige Kleider angefertigt. Olga Fedotowna mußte unzählige Male zu Großmutter zur Anprobe laufen, ihr nettes Gesicht gefiel der Fürstin und so nahm sie Olga nach Petersburg mit.

„Beide waren wir noch sehr jung“, so schilderte Olga Fedotowna jene Zeit. „Die Fürstin verkehrte in den allervornehmsten Häusern und auch bei Hof und hätte viel davon erzählen können; wenn sie aber von solch einem Besuch heimkam, lief sie sofort zu mir; sie geruhte sich bei mir auszukleiden, befahl mir, ein verwegenes Stück Roggenbrot fest mit grobem Salz zu bestreuen und ihr zu geben, setzte sich auf meinen Kasten, und wir begannen vom Dorf zu sprechen. Und wenn es zuweilen geschah, daß der Fürst lange ausblieb und die Fürstin sich ohne ihn langweilte, dann legte sie vor Ungeduld ihr kleines Uhrchen, das einen so schnell laufenden Zeiger hatte, vor sich hin —, wir nannten es ‚Tyran des Lebens‘ — und wir beide schauten, um nicht einzuschlafen, auf den Zeiger, auf den ‚Tyranen des Lebens‘.“

Seit jener Zeit wurde es Brauch, daß Olga Fedotowna sich in Gegenwart der Fürstin setzen durfte, anfangs freilich nur, um mit ihr zusammen den Schlaf zu bannen und die unablässige Vorwärtsbewegung des ‚Tyranen des Lebens‘ zu betrachten, späterhin aber in einigen Fällen auch dann, wenn die Fürstin es

vorzog, Olga Fedotowna mehr in ihrer Eigenschaft als Herzensfreundin denn in der einer Zofe bei sich zu haben.

Als Großmutter Witwe geworden war, wurden die Beziehungen zwischen ihr und Olga Fedotowna noch intimer, schon weil Großmutter damals ihr Leben ständig auf dem Gut verbrachte, ohne jemals fortzureisen. Olga Fedotowna war ein helles und gemütliches Zimmer eingeräumt worden, das zwischen dem Schlafgemach der Fürstin Warwara Nikanorowna und dem Kinderzimmer lag; die Türen dieser Zimmer standen beständig Tag und Nacht offen, so daß Großmutter, wenn sie in ihrem Schlafgemach an ihrem Arbeitstischchen saß, alles zu sehen und zu hören vermochte, was sich im Kinderzimmer zutrug, und ebenso ungehindert mit Olga Fedotowna plaudern konnte.

Olga Fedotownas offizielle Stellung blieb stets die selbe: das heißt, sie blieb nach wie vor Großmutter's Kammerjungfer, genoß jedoch eine Achtung, die dieser Lage keineswegs entsprach. Olga Fedotowna war wegen ihres netten Benehmens und ihres guten Herzens allgemein beliebt, insbesondere aber deshalb, weil sie noch nie ein böses Wort über irgend einen Menschen zur Fürstin geäußert hatte. Ungeachtet ihrer niederen Stellung, die um so weniger in die Augen trat, als diese vortreffliche Frau sehr bescheiden war, hatte sie unter den Personen höherer Gesellschaftsklassen eine große Schar von Bekannten. Nicht nur, daß alle die wenig begüterten Edelleute, zu denen die Fürstin sie von Zeit zu Zeit sandte, um entweder einen Kranken

aussuchen zu lassen oder insgeheim eine Unterstützung zu schicken, sie bei Namen und Vaternamen nannten, sondern sie verkehrten auch auf vertrautem Fuß mit ihr und waren bemüht, sich bei ihr einzuschmeicheln. Hierdurch wurde Olga Fedotownas angeborene Bescheidenheit häufig in ungemeine Verwirrung gebracht, und sie mußte nicht selten ihren ganzen feinen Takt aufwenden, um sich solchen Vertraulichkeiten zu entziehen. Wenn sie bei Gutsbesitzern war, setzte sie sich nur nach wiederholter Aufforderung, und auch dann nur im Kinderzimmer oder in irgendeinem anderen Nichtparadezimmer. Sie nahm höchstens zwei Schalen Tee aus der Hand der Hausfrau entgegen; wenn es sich aber traf, daß sie in einem fremden Hause vom Anbruch der Nacht überrascht wurde, so bat sie entweder, daß man ihr erlauben möge, bei den Kinderfrauen zu übernachten, oder sie legte sich im Notfall auf Stühlen nieder. Denn es war Olga Fedotownas Überzeugung, es sei viel taktvoller, auf Stühlen zu schlafen, als sich ins Bett zu legen oder meinetwegen auf einen Divan, und sie hielt diese Regel streng ein.

Nähere freundschaftliche Beziehungen verbanden Olga Fedotowna mit einem andern Kreise, und zwar mit der Geistlichkeit. Zu den Geistlichen ihres Sprengels und zum Diakon fuhr sie häufig an Sonntagabenden zu einer Tasse Tee, und aus diesem Kreise stammte auch ihre einzige Herzensfreundin, und die einzige Liebe ihres Lebens, — eine so keusche und duftige Liebe, wie ich ihr nie mehr, weder im Leben noch in Beschreibungen, begegnet bin.

Ich muß meine Worte, daß Olga Fedotownas einzige Freundin der Klerisei entstammte, insofern berichtigen, als ich hier in keiner Weise etwa andeuten will, daß ihre Beziehungen zu meiner Großmutter oder zu Patrikej dahinter zurückblieben. Großmutter betrachtete Olga Fedotowna als ihre Freundin und Patrikej Semjonytich tat dasselbe, sollte ich meinen; zumindest konnte man das daraus schließen, wie dieser zurückhaltende, solide und beherrschte Konservative und Höfling sich zu ihr verhielt; allein für Olga Fedotowna waren die beiden viel zu klug und erdrückten sie mit ihrer Majestät. Sie empfand eine andächtige Verehrung für die Beiden; zur Freundschaft aber, die doch Gleichheit voraussetzt, suchte sie sich ein einfacheres Wesen und fand es in der Person der Tochter des blinden, außeretatsmäßigen Diafons Nikolaj, die ein wenig älter war als sie. Dieser Diafon, ein Mann von vorbildlicher Lebensführung, war schon lange verwitwet und sehr arm, zudem war er, um sein Unglück vollständig zu machen, eines Sommers, als er Garben vom Felde heimbrachte, vom Bliß getroffen worden und dadurch erblindet. Seit jener Zeit konnte er seinen Dienst nicht mehr versehen, doch erhielt er von Großmutter einen Monatszuschuß und wurde zum Hofgesinde gezählt. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter: die Söhne waren im geistlichen Seminar, die Töchter wuchsen zu Hause auf und arbeiteten. Sie waren beide sehr gute und sehr hübsche Mädchen. Von der älteren, nämlich von Marja Nikolajewna, muß ich ein wenig ausführlicher berichten,

da ich sie dem Leser als Großmutter's dritten Freund vorzustellen habe. Ich sagte bereits, daß Marja Nikolajewna hübsch war, es war jene besondere Schönheit, die ausschließlich den wohlgestalteten Frauen unseres geistlichen Standes eigen ist. Es ist dies eine stille und bescheidene Schönheit, fern von jedem Anspruch auf Prunk, Macht oder Anziehungskraft: sie ist personnen und rührend und macht den Eindruck, als sei sie nur die Schale für die in ihr eingeschlossene seelische Schönheit. Es ist die gleiche Schönheit, von der so wundervoll der begeisterte Savonarola spricht; im übrigen haben auch unsere geschickten alten Ikonenmaler verstanden, diese schimmernde Schönheit in ihren Bildern wiederzugeben, wenn sie das Antlitz einer heiligen Märtyrerin darstellten. Marja Nikolajewna hatte schon längst das Alter überschritten, in welchem Jungfrauen des geistlichen Standes noch gute Partien zu machen pflegen, und außerdem war ihre jüngere Schwester schon im heiratsfähigen Alter. Allein auch für diese Ärmste fand sich, trotz ihrer von der Schwester so verschiedenen prunkvollen Schönheit, kein einziger Freier: sie war ohne Mitgift, und der bescheidene Posten eines Dorfdiakons, der kaum viel mehr war als der eines Küsters, konnte einen Mann, der auch nureinwenig Ehrgeiz hatte, nicht gerade verlocken. Damit der Posten des Vaters nicht verloren gehe, mußte entweder einer der Söhne das Seminar verlassen und an des Vaters Stelle treten, oder es hätte andernfalls die jüngere Schwester einen ungebildeten Burschen heiraten müssen, der, weil er keinen andern Weg machen konnte, froh sein

durfte, diesen ärmlichen Posten als Mitgift zu einer hübschen Frau zu erhalten.

Und freilich wäre es auch unbedingt so gekommen, wenn nicht in Marja Nikolajewna, der älteren Schwester, eine ganz ungewöhnliche Seele gewohnt hätte. Denn von dem Augenblick an, da sie sich zum ersten Male auf sich selbst besonnen, bis zu dem Moment, da sie vor ihrem Tode sprach: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist“, hatte sie niemals an sich selber gedacht und stets nur für andere gelebt, und zwar in der Hauptsache natürlich für ihre eigne Familie. Da sie früh die Mutter verloren, hatte sie im buchstäblichen Sinn die beiden Brüder als deren Kinderfrau betreut und ebenso die Schwester, da alle drei jünger waren als sie. Nachdem die Brüder in die Schule gekommen waren, hatte sie als dreizehnjähriges Mädchen den Vater um Erlaubnis gebeten, in eine hundert Werst entfernte Teppichfabrik gehen zu dürfen. Gott allein weiß, wie sie dort zwei Jahre in der Gesellschaft der Fabrikmädchen zubrachte, deren Sitten sich ja keineswegs besonderer Achtung erfreuen. Aber Marja Nikolajewna wurde auch davon nicht im geringsten verdorben: sie lernte und arbeitete und lief zweimal im Jahre nach Hause, um die Feiertage mit dem Vater und den Brüdern verbringen zu können, die um diese Zeit ebenfalls aus ihrer Schule nach Hause wanderten; besonders aber lag ihr an der jüngeren Schwester, die für sie damals noch ein unbeschriebenes Blatt war. Und wenn sie dann die wenigen Tage zu Hause gefeiert und alles, was während ihres Fernseins im Haushalt

in Unordnung geraten war, wieder geregelt hatte, begab sich Marja Nikolajewna aufs neue zu Fuß die hundert Werst weit zu ihrer Fabrik, bis sie gegen Ende des zweiten Jahres eines Tages lustig und glücklich mit einem Bündel von Vorlagen, Mustern und Materialien von dort zurückkehrte, in einer hellen Ecke des ärmlichen Zimmers den Webstuhl aufstellte und als erfahrene Meisterin, die sie bereits war, Teppiche zu Hause zu weben begann. Durch diese Handfertigkeit trug sie Glück und Genügen ins Haus, wie es die Familie bisher noch nie gekannt hatte. Da sie eine vortreffliche Arbeiterin war, erhielt Marja Nikolajewna von der Fabrik sowohl Material als auch Aufträge. War sie mit ihren Arbeiten zu Ende, so fuhr sie wieder hin und holte sich neue Bestellungen. Es ging ausgezeichnet, und bald begann im Hause ein zweiter Webstuhl zu pochen, vor welchem als Schülerin die jüngere Schwester saß. Auch sie entwickelte sich gar bald zu der gleichen Meisterin; doch bewahrte Marja Nikolajewna sie vor jedem Zusammenstoß mit den Händlern: nach wie vor fuhr sie allein zur Fabrik und trug nach wie vor die ganze Last der geschäftlichen Dinge allein. Die Wohlfahrt der Schwestern lenkte jedoch die Aufmerksamkeit anderer Mädchen auf sie und die kamen zu Marja Nikolajewna mit der Bitte um Unterweisung. Und so erwuchs den Schwestern Konkurrenz; die Arbeitspreise wurden dadurch nach und nach so gedrückt, daß Marja Nikolajewna, die es sich zum Vorsatz gemacht, sorgfältig zu arbeiten, nicht mehr für die Fabrik schaffen konnte; sie und die Schwester arbeiteten nun ‚für die Stadt‘,

aber die überflüssige Konkurrenz drängte sich mit der Zeit auch in diesen Markt. Die Mittel des armen Mädchens wurden immer geringer und reichten nicht mehr aus, die Brüder zu unterstützen, weil diese, die nun in höheren Klassen waren, verhältnismäßig größere Summen brauchten. Und dabei sah Marja Nikolajewna ungemein auf Ordnung und wollte nicht, daß ihre Brüder barfuß und in abgerissenen Kitteln gingen, sondern wünschte, daß sie Schuhwerk hätten, Hemden und Röcke und Westen, wenn auch nur aus Nanking oder aus Luster. Es versteht sich von selbst, daß zur Beschaffung der männlichen Kleidung kein Schneider zugezogen wurde, sondern daß Marja Nikolajewna alle diese Anzüge den Brüdern eigenhändig anfertigte, und zwar nähte sie mit Hilfe der Schwester nach Schnittmustern, die sie von den Anzügen Patrikej Semjonytšs abnahm. Trotzdem kostete das alles Geld, Geld, das im Verhältnis zu den spärlichen Einkünften des Mädchens zu viel war. Zu dem allen kam, daß, wie ich bereits erwähnte, der alte Diakon um jene Zeit, vom Felde heimkehrend, vom Bliz betäubt und geblendet wurde, jeder der Söhne aber noch mindestens zwei Jahre im Seminar zu verbringen hatte, und außerdem war es Marja Nikolajewnas Wunsch, daß wenigstens einer der beiden die Akademie besuchen sollte. Marja Nikolajewna hatte die Gabe, auch die Zukunft ins Auge zu fassen, und es war ihr Bestreben, koste es was es wolle, einem der Brüder die Möglichkeit einer großen Laufbahn zu bereiten. Sie wußte jedoch: um dies zu erreichen, war es nötig, daß nichts die Brüder von

ihrem Studium abzöge; die Armut aber war das erste Hindernis, das sich diesem Ziel in den Weg stellte. Um das Schicksal der Familie irgendwie zu erleichtern, wäre es natürlich möglich gewesen, die jüngere Schwester aufzuopfern und sie an ein Küsterchen zu verheiraten, das die Stellung des Vaters auszufüllen imstande war, allein Marja Nikolajewna konnte sich mit einem solchen Gedanken nicht abfinden: sie wollte niemand opfern außer sich selbst, und fand schließlich einen Weg, das zu ermöglichen. Das energische Mädchen, das sich der Liebe und Achtung des Kaufhauses erfreute, an welches sie ihre Teppiche verkaufte, verstand es ungewöhnlich geschickt und schnell, ihre jüngere schöne Schwester mit einem Angestellten jenes Hauses zu verheiraten, einem jungen Mann, der, nach Marja Nikolajewnas Ansicht, zu den besten Hoffnungen berechtigte und der sie denn auch nicht enttäuschte: die Schwester führte mit ihm eine glückliche Ehe. Wenige Tage nach der Heirat aber begab sich Marja Nikolajewna zum Sekretär des Bischofs, brachte ihm einen von ihr selbst gefertigten Teppich zum Geschenk und bat ihn, ihr einen Bräutigam zu verschaffen, da sie die einzige unverheiratete Tochter eines blinden Diacons sei. Der Sekretär sah sie an, mußte lächeln, nahm den Teppich und leitete ihre Bitte an den Bischof weiter. Und so stellte sich denn Marja Nikolajewna dem Bischof vor, der sie seinerseits betrachtete und darauf sagte: „Zu alt!“

„Wie belieben?“ fragte Marja Nikolajewna, als hätte sie nicht richtig gehört.

„Ich sage, daß du zu alt bist . . .“

„Zweiunddreißig Jahre, Herr Bischof,“ entgegnete Marja Nikolajewna, ohne verwirrt zu werden.

„Schau mir einer an! Zu alt . . .“

„Alles in allem zweiunddreißig Jahre!“

„Ganz alt!“

„Wie Sie wollen, Herr Bischof, aber was Sie auch sagen, ich brauche einen Bräutigam.“

„Schwätze nicht! Du kannst ihn ja zu garnichts brauchen . . .“

„Bei Gott, Herr Bischof, ich brauche ihn aber doch.“

Und nun erzählte Marja Nikolajewna mit solcher Ausführlichkeit, warum sie einen Bräutigam brauche, daß sich der Bischof von ihren Gründen überzeugen ließ und in einem andern Tone zu sprechen begann:

„Danach zu schließen, sollte man glauben, daß du ihn wahrhaftig in deinem Haushalt benötigst.“

„Im Haushalt, Herr Bischof, im Haushalt ist er mir nötig. Erweisen Sie mir die Gnade und lehnen Sie es nicht ab, mir einen Bräutigam zu schenken.“

Der Bischof war ein teilnehmender und gütiger Mann.

„Hm . . . schenken,“ meinte er, „freilich kann man da eben nur schenken, und zu deinem Pech sind alle meine Burschen noch sehr jung.“

„Macht nichts, Hochwürdigster Herr Bischof; was macht's? Ich bin mit einem jeden zufrieden.“

„Schau, schau! wie du einen überreden kannst. Da nimmst du wohl gar auch einen Jungen?“

„Ich will ihn nehmen.“

„Du willst ihn nehmen? Nun, dann will ich dich für deinen Gehorsam belohnen. Ich will dir den allerjüngsten geben; jung und alt, da werdet ihr schneller miteinander fertig werden.“

„Zu Befehl, Herr Bischof, ich werde schon mit ihm fertig werden.“

„Klug, ausgezeichnet... sehr klug. Ich werde dir einen Bräutigam geben, ich werde ihn dir geben, einen guten Bräutigam werde ich dir geben; ich habe schon lange ein Auge auf ihn geworfen, jaja; ich wollte ihn schon lange bestrafen, damit er demütig würde, jaja; nun hat also auch seine Stunde geschlagen. Er ist bockig, weißt du, von weltlichem Sinn, ein Liebhaber und Springer, und hat sich eigens zum Hüpfen kurze Röckchen angeschafft und trägt auch ein Kamisol mit Glasknöpfchen. Der Vater Oberpriester hat ihn gesehen, der sagt: ‚Wenn er hin und herschwänzelt, so vermeint man die Sterne im Dunkel schimmern zu sehen,‘ und lernen tut er auch nichts mehr, — da will ich ihm nun mit einem für all das eine Lehre erteilen, sowohl für den kurzen Rock, als auch für das Kamisölchen, jaja... ich will den Springer schon klein kriegen... jaja; ich will ihn hernehmen und mit dir verheiraten. Das wird für ihn so gut wie eine Kirchenbuße sein!“

Marja Nikolajewna sank dem Bischof für diese Gnade zu Füßen, der aber rief sogleich in den Korridor hinaus, in welchem die verschiedenen Bittsteller auf ihn warteten, ließ den jungen blonden Seminaristen kommen und sprach zu ihm: „Da hast du eine Frau, eine andere kriegst du nie und nimmer.“

Der Seminarist warf den Lockenkopf zurück und sagte, er sei einverstanden, und auch Marja Nikolajewna beeilte sich, dem Bischof eine Verbeugung zu machen und ebenso dem Bräutigam, gewissermaßen als ‚Danke, daß du mich errettet‘, und trollte alsdann mit ihrem Bräutigam hinaus, der einige Tage darauf ihr Mann wurde.

Die Ungleichheit ihrer Jahre war sehr bemerkbar: Marja Nikolajewna befand sich als Frau bereits im absteigenden Alter, ihre Heiligenbilder-Schönheit war schon verwelkt, ihr Gatte aber war noch blühend. Allein es war auffallend, wie glücklich die beiden niteinander lebten. Daß Marja Nikolajewna niemals über ihr Los klagte, lag in der Ordnung der Dinge: sie hatte sich ja verheiratet, nicht um glücklich zu sein, sondern um ihrem Vater sein Stück Brot zu erhalten und ihren Brüdern die Möglichkeit, ihr Studium zu beenden; erstaunlich aber war, daß auch ihr Mann niemals über sein Los murrte . . . Der junge ‚Springer‘ lernte die seltenen Tugenden dieser wundervollen Frau schätzen und . . . gewann sie lieb! So geht es manchmal; das wirklich Gute kann zuweilen Macht und Gewalt über eine lebende Menschenseele gewinnen.

Diese ganze Episode spielte sich zu jener Zeit ab, da Großmutter noch in Petersburg lebte; gerade als Marja Nikolajewnas Eheschließung erfolgt war, kehrte die Fürstin nach Protosanowo zurück. Olga Fedotowna, die Marja Nikolajewna zufällig kennengelernt hatte, lobte sie in einer ihrer abendlichen Unterhaltungen mit der Fürstin. Diese aber hegte, da sie wie jeder Sammler

leidenschaftlich darauf aus war, neue Exemplare zu erwerben, alsbald den Wunsch, die ‚Heldin‘ kennen-zulernen. (So hatte sie beim ersten Mal bereits Marja Nikolajewna benannt, nachdem sie Olga Fedotownas Bericht angehört.)

Die Diaconin, der jede überflüssige Eigenliebe fremd und die daher völlig frei von Verlegenheit war, stellte sich sogleich der Fürstin vor und wurde, da es ihr im Nu gelang, deren Wohlwollen zu erringen, eingeladen, sie zwanglos zu besuchen; wenn ihre Brüder kämen, so sollte sie auch diese mitbringen.

Marja Nikolajewna ließ sich das nicht zweimal sagen und brachte die jungen Leute, kaum daß sie angekommen waren, unverweilt zur Fürstin.

Der ältere der beiden hatte soeben seinen Kursus absolviert, der jüngere befand sich noch in der philosophischen Klasse.

Marja Nikolajewna blieb, nachdem sie den Theologen und den Philosophen eingeführt, auf der Schwelle stehen, jene aber begaben sich in die Mitte des Zimmers und deklamirten Großmutter vor, der Philosoph fing griechisch an, der Theologe schloß lateinisch.

Großmutter verstand natürlich von alledem kein Wort, allein sie hörte aufmerksam zu und betrachtete dabei die jungen Männer, von denen einer schöner war als der andere. Besonders schön war der ältere, der Theologe: hoch gewachsen, mit dichten blonden Locken an den Schläfen und mit zartem Sammetflaum auf den frischen rosigen Wangen. Die großen himmelblauen Augen blickten so freudig unter den langen

dunkeln Wimpern, daß Großmutter ein Wohlgefallen an dem jungen Mann hatte und insgeheim erwog, welch prächtige und verschiedenartige Empfindungen jetzt in Marja Nikolajewnas Seele herrschen müßten, da ja die jungen Leute ihr alles verdankten. . . . Was die Fürstin nicht bemerkte, war, daß gleichzeitig eine Reihe neuer und verhängnisvoller Empfindungen in eine andere begeisterte Seele drang und diese bedrängte, nämlich in Olga Fedotownas Seele.

Sie erglühete in zärtlicher Liebe zum Theologen, aber ach, es sollte weder ihr noch ihm zur Freude reichen, da es keineswegs in Marja Nikolajewnas Plänen geschrieben stand, daß ihr Bruder frühzeitig heiraten solle, weil ihre Fürsorge ihm eine wesentlich andere Laufbahn vorgesehen hatte.

Hiervon wußte Olga Fedotowna damals noch nichts, und wozu hätte sie es auch in jenen seligen Minuten wissen sollen? Unüberwindliche Widerstände, in deren Beseitigung die Lösung dieses romantischen Vorfalles lag, verfehlten ohnehin nicht, kurze Zeit darauf das Herz des armen Mädchens allen Prüfungen einer unglücklichen Liebe auszusetzen.

Die ganze ‚Schwärmerei‘ Olga Fedotownas — mit diesem Ausdruck bezeichnete sie gewöhnlich ihre Liebe — währte nicht länger als zwei Monate, vom Beginn der Ferien bis zum Wiederbeginn der akademischen Kurse. In dieser kurzen Zeitspanne wurde ihre Liebe geboren, stieg zum Zenith auf und fiel, nachdem sie ihre grandiose Bahn vollendet, als Stern auf die

Erde, wo sie nach und nach vom Gras des Vergessens überwuchert wurde.

Es war Olga Fedotowna selbstverständlich nicht leicht, zu verbergen, daß sie den Theologen liebe: je sorgfamer sie dies Geheimnis in ihrem Herzen einsargte, desto stärker wuchs und kräftigte sich ihr reines Gefühl in dem Garge und drängte geräuschvoll nach außen. Olga Fedotowna war, obwohl sie in einem Modenmagazin ihre Erziehung genossen, in den Dingen der Liebe völlig unbewandert: sie glaubte anfangs, daß das Glück, welches sie empfand, als sie sich zuerst ihrer Liebe bewußt wurde, vollkommen bleiben und in sich selbst Genüge finden könne; aber ach, das Herz des armen Mädchens sehnte sich schon bald nach Gegenliebe.

Qualvoll begehrte Olga Fedotowna zu wissen, ob er sie wohl bemerkt habe, ob er an sie denke und was das für Gedanken wären? Allein wie sollte sie das erfahren? Es war ihre Gewohnheit gewesen, täglich in der Dämmerung auf eine Minute zu Marja Nikolajewna zu laufen, und sie setzte das nunmehr noch freudiger fort, durfte sie doch dort den Mann sehen, der ihr das Höchste war, obwohl sie freilich mit ihm niemals unter vier Augen reden konnte; die Unterhaltung der beiden drehte sich nur um die alleralltäglichsten Dinge. Das Herz der leidenschaftlich Verliebten quälte sich mehr und mehr. Und obgleich Olga Fedotowna ungemein besorgt war, ihr Geheimnis zu hüten, war sie doch aus einem seltsamen Widerspruch heraus gleichzeitig, fast ärgerlich, daß man es nicht entdeckte. Die aufreibende Erregung machte sie krank,

und in dem unablässigen Gedanken an ein und dasselbe geriet sie nach und nach in den Zustand einer so empfindsamen Reizbarkeit, daß ihre Augen stets voller Tränen standen und sie jederzeit bereit war, in ein Schluchzen auszubrechen. Großmutter konnte nicht verstehen, was ihrem Liebling zugestoßen war, und bekam es aus dem Mädchen nicht heraus, wie große Mühe sie sich auch gab; allein nicht lange, und es kam der Tag, an dem Olga Fedotowna sich selbst Marja Nikolajewna verriet und danach auch der Fürstin.

Das geschah so: Marja Nikolajewna war nach wie vor stets darauf aus, ihren Brüdern allgemeine Zuneigung zu gewinnen und mit ihrer Bildung und ihren Talenten zu prahlen; und so kam ihr denn auch der Gedanke, Olga Fedotowna zu bitten, sie solle, als geschähe es rein zufällig, ihrerseits Großmutter veranlassen, den Theologen nochmals einzuladen und sich mit ihm auf französisch zu unterhalten.

Die Diaconin vertraute sich Olga Fedotowna unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an, fest davon überzeugt, daß diese es aus Freundschaft gewiß gern tun würde; zu ihrem Erstaunen aber wurde Olga Fedotowna bei der ersten Erwähnung von Wassilij Nikolajewitschs Namen (so hieß der Theologe) plötzlich bis über die Ohren rot und rief voll Unwillen: „Was sagen Sie da, Marja Nikolajewna . . . wie konnte Ihnen so etwas nur in den Sinn kommen?“

„Was denn?“

„Sie wollen, daß ich von Wassilij Nikolajewitsch sprechen soll . . . ? Um nichts in der Welt!“

„Aber warum denn nicht?“

„Nein, reden Sie nicht davon; ich bin bereit, alles zu tun, was Sie wollen, seinen Namen jedoch vor der Fürstin aussprechen . . . das kann ich nicht.“

Da Marja Nikolajewna nie eine andere Liebe außer Geschwisterliebe und Christenliebe gekannt hatte, verstand sie auch jetzt noch nicht, worum es sich handelte, und fragte: „Ach, liebe Olga Fedotowna, ist Ihnen denn sein Name wirklich so widerwärtig?“

Diese naive Frage war Olga Fedotowna zu viel.

„Wie!“ rief sie. „Sie fassen das so auf, Marja Nikolajewna . . . als könnte er mir widerwärtig sein?“

Und bei diesen Worten bebten an ihren Wimpern Tränen, und sie lief spornstreichs nach Hause, ohne von Marja Nikolajewna Abschied genommen zu haben.

Marja Nikolajewna bat Olga Fedotowna nicht zum zweitenmal, sondern setzte es persönlich durch, daß dem Theologen eine Unterredung auf französisch mit Großmutter gewährt wurde. Das Resultat war allerdings nicht völlig befriedigend, denn nachdem die Fürstin dem Seminaristen zwei, drei Fragen in französischer Sprache gestellt, ging sie wieder zum Russischen über und gab ihm beim Abschied sogar den Rat: „Ich will Ihnen etwas sagen, mein Freund: es ist vortrefflich, daß Sie französisch gelernt haben, das wird Ihnen bei der Lektüre von großem Nutzen sein; aber ich rate Ihnen nicht, sich ohne triftigen Grund in dieser Sprache zu unterhalten.“

Marja Nikolajewna erfaßte die Bedeutung dieser Worte vermutlich nicht ganz, schien jedoch geneigt,

darüber bekümmert zu werden, allein Großmutter lenkte alsbald ihre Aufmerksamkeit durch eine ganz unerwartete und sonderbare Bemerkung ab: die Fürstin sagte der Diakonin, ihr Bruder sei verliebt.

Marja Nikolajewna wurde furchtbar verlegen und erwiderte: „Was sagen Sie da, Durchlaucht . . . wie wäre das denkbar?“

„Du brauchst dich deswegen keineswegs zu schämen.“

„Nein, aber wie denn . . . Erbarmen Sie sich . . . wozu denn so was . . . erbarmen Sie sich!“

„Du wirst keinen großen Nutzen davon haben, wenn ich mich deiner auch erbarme; er ist trotzdem verliebt!“

„Aber in wen denn, Durchlaucht, in wen ist er denn verliebt? Das ist völlig überflüssig.“

„Du wirst gleich sehen, daß es nicht überflüssig ist: er ist in meine Olga verliebt!“

„Wie! . . . in Olga Fedotowna! in Ihrem eigenen Hause! . . . Nein, Durchlaucht . . . das dürfen Sie nicht glauben, ich selbst habe ihn erzogen . . . er wird es nicht wagen. . . “

Es kostete Großmutter keine geringe Mühe, die Diakonin zu überzeugen, daß sie deshalb keineswegs schlecht von ihrem Bruder denke und sich nicht im geringsten über ihn ärgere; und daß, Liebe eine Krankheit sei, die nicht im finsternen Walde, sondern in den Menschen umginge, und daß, wenn einer eine Liebgewinne, er nichts dafür könne.

„In dem Falle freilich . . . “

Marja Nikolajewna sprach den Satz nicht zu Ende und begann leise zu weinen. Als aber die Fürstin sich

eindringlich nach der Ursache dieser Tränen erkundigte, erklärte sie ihr, daß ihr erstens der Bruder unerträglich leid täte, da sie gehört hätte, wie qualvoll Liebe für die Herzen sei, zweitens aber kränke es sie, daß er ihr nichts davon gesagt, sondern es zuerst der Fürstin gebeichtet habe.

„Hör auf, Mütterchen, er hat es mir keineswegs gebeichtet,“ erwiderte die Fürstin, „ich habe selbst alles bemerkt.“

„Woran denn?“

„Daran, daß die beiden einander nicht in die Augen blicken können . . . und rot werden.“

„War das alles?“

„Gewiß; an den verliebten Augen.“

„Könnte es nicht sein, Durchlaucht, daß die beiden nur zufällig solche Augen gehabt? Trotzdem werde ich Wasja ausfragen.“

„Er wird dir nichts sagen.“

„Er wird es sagen; ich werde mit ihm zur jüngeren Schwester fahren: die ist schlau, sie wird ihm etwas vormachen und alles herausbekommen.“

Marja Nikolajewna fuhr in der Tat am nächsten Morgen mit dem Bruder auf einen Tag zur Schwester und eilte abends, kaum daß sie wieder nach Hause gekommen, zu Großmutter.

„Nur?“ fragte die Fürstin.

„Verliebt“, antwortete die Diakonin.

„Siehst du! Ich kenne doch die verliebten Augen.“

„Ach, wenn es das nur wäre, die Augen! Er wollte auch der Schwester lange nichts sagen; und erst als

wir beide uns vor ihm hingekniet hatten, enthüllte er es uns: „Ich bin verliebt“, sagte er, „und kann ohne sie nicht mehr leben.“

Wenn die Fürstin und die Diaconin in diesem Augenblick weniger mit dem, worüber sie sprachen, beschäftigt gewesen wären, sie hätten bestimmt bei den letzten Worten hören müssen, wie die Thür des nebenan liegenden Garderobezimmers leise knarrte und jemand von dort hinausstürzte. Es war Olga Fedotowna, die Glücklichste unter den Glücklichen. Sie wußte jetzt, daß sie geliebt wurde.

Es verging eine Woche ihres nicht lange währenden Glückes, in deren Verlauf Olga kein einziges Mal zu Marja Nikolajewna ging und auch den Theologen nicht wieder sah; während dieser Zeit war Großmutter damit beschäftigt, Pläne zu schmieden, wie sie die Liebenden unterbringen könnte. Sie beschloß, daß der Theologe den geistlichen Stand verlassen, Olga Fedotowna heiraten und die Beamtenlaufbahn einschlagen solle. Dank Speranskij waren damals die Seminaristen sehr in Mode und wurden überall gern aufgenommen; und Großmutter hatte bereits ihre Entschlüsse gefaßt, wie sie das junge Paar so sorglos stellen würde, daß es nie in Not geraten könnte und daß der Mann ihres Lieblinges nicht auf einem dunklen Posten untergehen und seine Hände durch Annahme von Schmiergeldern beschmutzen müßte.

Sie hatte sich all das bereits harmonisch zurechtgelegt und war schon drauf und dran, Olga damit zu erfreuen, vorher jedoch wollte sie Marja Nikolajew-

nas Ansicht vernehmen, und enthüllte dieser daher ihren Plan.

Zu Großmutter's nicht geringem Staunen hörte die Diaconin ihre Worte in äußerster Verwirrung an: wie lieb sie auch Olga Fedotowna hatte, daß sie ihren Bruder heiraten sollte, das paßte ihr nicht in den Kram.

„Es ist für ihn zu früh,“ erwiderte sie, „und außerdem ist es mein Wunsch, Durchlaucht, daß er zur Akademie gehe und Professor werde.“

Der Professortitel war, nach Marja Nikolajewnas Ansicht, etwas so Gewaltiges, daß sie ihn für keine andere Laufbahn ihres Bruders hätte eintauschen mögen. Außerdem hatte sie schon so lange davon geträumt, sich so lange und so hartnäckig darum bemüht, daß Großmutter sofort begreifen mußte, daß Olga Fedotownas Sache verloren war.

Und dabei empfing das arme Mädchen diesen grausamen Schlag nicht von einem Feinde, sondern von ihrer herzlichsten Freundin, und nicht nur sie empfing ihn, sondern auch er.

Für diese in schnellem Fluge sich entwickelnde Liebesgeschichte trat nun eine kurze, aber um so quälendere Pause ein. Weder Großmutter noch die Diaconin sprachen mit Olga Fedotowna darüber, und dennoch wußte sie alles, denn nachdem sie einmal zufällig ein Gespräch der beiden belauscht, wiederholte sie dieses Manöver nunmehr absichtlich und entschloß sich, da sie mitanhören mußte, sie sei ein Hindernis in der Laufbahn des Theologen, selbst eine Lage herbeizuführen, durch die sie als Hindernis ausgeschaltet wäre.

Als Marja Nikolajewna nach dem geschilderten Gespräch im Abenddunkel nach Hause zurückkehrte, mußte sie einen großen Schreck ausstehen: es war ihr, als wäre jemand gleich hinter ihr aus unserm Hause getreten und folge ihr: eine kleine dunkle Gestalt, die bald verschwand, bald sich wieder zeigte und stets abseits vom Wege blieb, hinter dieser Gestalt aber flimmerte ein weißer Faden. Marja Nikolajewna konnte nicht begreifen, was das wohl wäre, und beschleunigte daher ihren Schritt; kaum jedoch war sie in der Schlucht, hinter welcher sich auf dem Hügel die Gebäude der Geistlichkeit befanden, da schoß die dunkle Erscheinung plötzlich auf sie los und sprach dicht hinter ihrem Rücken: „Beunruhigen Sie sich nicht, Marja Nikolajewna!“

Marja Nikolajewna erschrak ganz furchtbar, allein da die Stimme ihr bekannt dünkte, gewann sie wieder einige Fassung und rief: „Olga Fedotowna, Sie?“

Aber es kam keine Antwort, die dunkle Figur glitt leicht auf die andere Seite hinüber und verschwand im Schatten der Nacht, und Marja Nikolajewna vermochte sich nur dank der grauen Kugel, die der Verschwundenen nachrollte, wirklich davon zu überzeugen, daß sie es gewesen war, sie, Olga Fedotowna, da diese springende graue Kugel niemand anderes war als der große weiße Pudel Montrose, der Patrikej Semjonntsch gehörte und mit niemand ging als nur mit seinem Herrn und mit Olga Fedotowna.

Marja Nikolajewna sprach, ihrem weiblichen Takt

folgend, mit niemand über diese Begegnung, sie dachte: mag Olga Fedotowna tun, was sie für richtig hält. Auch Großmutter wußte nichts: sie bemerkte nur, daß Olga Fedotowna sehr lebhaft und sehr geschäftig war und dreimal in der gleichen Woche um Erlaubnis bat, das Gut verlassen zu dürfen; allein die Fürstin schrieb dies keinem besonderen Anlaß zu und war dem armen Mädchen, dem ein so entsetzlicher Kummer bevorstand, in nichts entgegen. Eines nur fürchtete die Fürstin: wie sie es ihr enthüllen sollte, daß der Theologe niemals ihr Gatte werden könnte.

So verging die Woche. Eines schönen Tages begab sich Olga Fedotowna ins Nachbardorf zu einem Bauern, um bei der Taufe seines Kindes Pate zu stehen. Großmutter aber fühlte sich an jenem Tage nicht wohl, legte sich zu Bett, ohne erst die Rückkunft ihrer Jungfer abzuwarten, und schlief ein. Im ersten Schlaf schien es der Fürstin, als nage hinter ihrem Wandschirm eine Maus . . . Großmutter ertrug es eine Weile in Geduld, endlich aber klopfte sie, um das Tierchen fortzuschrecken, einige Male an die Wand, hinter welcher Olga Fedotowna schlief.

Olga erschien.

„Ich habe dich nicht gerufen, ich glaubte, es wären Mäuse da . . .“

Olga Fedotowna trat vom Bett weg und stellte sich vor das Heiligenbild.

Großmutter wartete eine Weile und rief sie darauf an: „Olga, was machst du da?“

„Ich richte das Lämpchen,“ erklärte Olga Fe-

dotorwna. Im gleichen Augenblick aber tauchte der brennende Docht ins Öl und das Licht erlosch.

„Du bist zu hastig, Mütterchen: das nenn ich mit Lämpchen richten . . . Wer hat dich überhaupt darum gebeten? Das Lämpchen brannte ausgezeichnet . . .“

Derweilen aber war Olga Fedotowna im Finstern zu Großmutter's Bett geschlichen und flüsterte: „Durchlaucht! Ich muß meine Schuld bekennen.“

Großmutter dachte Gott weiß was und entgegnete aufgeregt: „Was denn? was denn? das ist keine Art . . . geh mir mit deiner Schuld; ich will nichts wissen!“

„Durchlaucht . . . wenn es doch ganz harmlos ist!“

Die Fürstin zuckte die Achseln und meinte: „Diese Aufdringlichkeit!“

„Jetzt bin ich kein Hindernis mehr für Wassili Nikolajewitsch: er darf mich nicht mehr lieben.“

Großmutter drehte sich im Bett um und fragte: „Warum?“

„Wir sind heute zusammen beim Bauern Pate gestanden.“

Großmutter setzte sich auf und sagte: „Olga, du bist sehr dumm.“

„Durchlaucht, so war es notwendig.“

„Nein, entschuldige einmal: ich dachte immer, daß du viel klüger seist, aber du bist vorbildlich dumm. Wassja konnte doch den Kursus in der Akademie beenden und dir treu bleiben, und dann hättet ihr geheiratet, jetzt aber seid ihr Taufgevätern, — und die dürfen einander nie heiraten.“

„Das wußte ich, ich wußte alles und habe es absichtlich getan.“

„Warum? antworte doch! warum?“

„Damit er niemals von mir zu denken brauchte, daß ich ... ein Hindernis für ihn wäre; damit er jeden Gedanken an mich ließe,“ erklärte das arme Mädchen schluchzend.

Da erhob sich Großmutter vom Bett, zündete selbst das Lämpchen an, setzte sich in einen Lehnstuhl und sagte: „Ich muß mich über dich wundern, aber noch mehr muß ich mich über ihn wundern: wie konnte er nur darauf eingehen? Ist es denkbar, daß ich mich in ihm täuschte und daß er dich so wenig lieb hat?“

Dies Wörtchen verletzte Olga Fedotownas Eigenliebe: der Stolz der Frau erhob sich in ihr, einer Frau, die sich nur zu sehr dessen bewußt war, wie stark sie geliebt wurde.

„Nein,“ entgegnete sie, „er liebt mich aufrichtig, wie es sich gehört, und daß er als Taufpate mein Gevatter geworden ist, geschah durch meine Ränke.“

„Und wo war denn sein Verstand dabei?“

„Derweil ich ihn umgarnte, hatte er den Kopf verloren, später aber, nachdem er mir bereits sein Wort gegeben, wollte er nicht ehrlos erscheinen,“ antwortete Olga Fedotowna nicht ohne Stolz und nicht ohne Hochachtung vor sich selbst.

Da Großmutter nicht wußte, wie sie all die ihr noch nichteingestandenenen Worte der Verföhrerin des unseligen Theologen auszulegen hatte, schob sie jedes Zeremoniell beiseite und fragte: „Wenn du sprechen willst, hier

sind nur Gott und wir zwei, — so berichte denn aufrichtig, was du für Unfug angerichtet hast.“

„Das ist es, was ich möchte: mich aussprechen.“

„Also sprich dich aus.“

Olga Fedotowna begann.

Nachdem sie Großmutter mit aller Aufrichtigkeit gestanden, auf welchem Wege ihr Marja Nikolajewnas Sorgen bekannt geworden waren, schilderte ihr das Mädchen in tragischer Einfachheit seinen Seelenzustand und wie ihr Juneres alsbald von dem einen Wunsch wie von Feuer durchglüht worden wäre, alles so zu lenken, daß der Theologe an eine Heirat mit ihr nicht mehr denken durfte. Diesem Entschluß folgten Überlegungen, wie der Plan auszuführen wäre. Und was konnte das einfache, unerfahrene Mädchen sich wohl ausdenken? Sie hatte gehört, daß Taufgevätern einander nie heiraten dürfen, und so war es ihr gleich in den Kopf gekommen, sie wolle mit ihrem Geliebten zusammen Gevatter stehen.

„Dann kann er nicht mehr um mich freien, dann ist es ihm möglich, Bischof zu werden.“

Das waren Olga Fedotownas Schlußworte; durch einen eigentümlichen Zufall verwechselte sie beständig das Wort Professor mit dem Wort Bischof.

Und da sie nun einmal auf diesen Gedanken gekommen war, begann sie nach Möglichkeiten zu suchen, ihn auszuführen: wie war das zu machen? Und so kam ihr denn der weitere Gedanke, daß es freilich schwer, aber dennoch nicht unmöglich wäre, wenn sie alle ihr bekannten Mittel in Anwendung bringen würde. Und

kaum hatte sich das in Olga Fedotownas Kopf festgesetzt, da eilte sie ins Kronsdorf zu einem bekannten Bauern, dem eben ein Kind geboren worden war; sie gab ihm Geld für die Taufe und bot sich ihm als Taufpatin an unter der Bedingung, daß ein weiterer Taufpate nicht gesucht werde, sondern daß sie selbst diesen mitbringen dürfe. Es versteht sich von selbst, daß man ihr hierbei keine Schwierigkeiten machte, allein der schwerste Teil der Aufgabe stand ihr noch bevor: sie mußte den verliebten Freiersmann dazu bringen, daß er einwilligte, sein Glück für ein Linsengericht zu verkaufen, und daß er um das Vergnügen, mit dem geliebten Mädchen am Taufbecken eines fremden Kindes zusammenzusein, auf das Recht verzichte, mit ihr vor dem Traualtar stehen und um eigene Kinder beten zu dürfen. Dies war gewiß eine Aufgabe, die auch dem größten Geist schwer gefallen wäre, aber Olga Fedotowna löste sie glänzend.

Da Olga Fedotowna instinktiv die Natur der jungen Leidenschaft ihres Geliebten erriet, wagte sie nicht, offen und gerade heraus mit ihm zu sprechen. Sie überlegte ganz richtig, daß sie ihn so nicht fangen würde, und nahm ihre Zuflucht zur List und zu der Kraft ihres Zaubers und ihrer Koketterie.

Als Olga Fedotowna eines Tages Marja Nikolajewna wie früher um die Dämmerstunde besucht hatte, verspätete sie sich bei ihr mit voller Absicht; beim Aufbruch äußerte sie ihre Furcht, allein über die Anhöhe gehen zu müssen, wo nachts eine Schafherde lagerte, sorgfältig von bösen Schäferhunden be-

wacht. Der verliebte Student wagte nicht, sich ihr als Begleiter anzubieten, jedoch sie bat ihn selber darum, und der Theologe willigte natürlich gern ein; er riß aus dem Zaun einen mächtigen Stecken zur Verteidigung gegen die Hunde und folgte seiner Geliebten auf dem Fuße. Der Weg war schlecht; tags hatte es geregnet, so daß der lehmige Boden naß und schlüpfrig geworden war. Olga Fedotowna ging mühsam: sie hatte zudem neue Stiefelchen an, so daß ihre kleinen Füßchen unablässig ausglitten oder stolperten.

Sie tat darin noch ein Übriges, um ihrem Begleiter zu verstehen zu geben, wie schwer es ihr fiele, allein und ohne Stütze zu gehen, vermutlich mit großer Meisterschaft; trotzdem wagte es der rotbackige Theologe immer noch nicht, ihr seinen Arm anzubieten, oder er hielt es vielleicht für seiner nicht würdig.

Olga Fedotowna entschloß sich, ihm zu helfen.

„Wassilij Nikolajewitsch,“ sagte sie, „warum gehen Sie eigentlich hinter mir?“

„Weshalb nicht?“

„Es ist nicht hübsch . . . als wären Sie ein Lakai.“

„Macht nichts.“

„Es wäre besser, wenn Sie neben mir gingen und und mir den Arm bieten wollten, es ist wirklich sehr schlüpfrig.“

„Mit größtem Vergnügen“, erwiderte der Theologe.

„Oder vielleicht schämen Sie sich, und ist es Ihnen unangenehm, Arm in Arm mit mir zu gehen?“

„Aber nein, warum denn . . . im Gegenteil, sogar sehr angenehm.“

„Sie müssen es aufrichtig sagen: wenn Sie sich schämen, will ich Sie nicht bemühen.“

Der Theologe wiederholte noch einmal, daß es ihm angenehm wäre, und so gingen sie nun Arm in Arm dahin, allein das Gespräch stockte, und dabei wurde der Weg immer kürzer. Olga Fedotowna bemerkte, daß ihr Begleiter sehr schüchtern war und vermutlich nichts unternehmen würde, und so führte denn sie das Gespräch.

„Wassilij Nikolajewitsch, Sie haben wohl viel studiert?“

„Ja.“

„Und es war gewiß schwer, nicht wahr?“

„Nicht so schlimm.“

„Aber wieso denn . . . es gibt doch schwierige Wissenschaften.“

„Ja.“

„Wie ging es denn mit denen?“

„Es ging.“

„Und wurde dabei auch gehauen?“

„Freilich wurde gehauen.“

„Hat man Sie am Ende auch gehauen?“

„Selbstverständlich, wie einen Jeden.“

„War es nicht möglich auszukneifen?“

„Ausgeschlossen.“

„Warum denn?“

„Weil es stets vor der Obrigkeit geschehen mußte.“

„Wie, da sah wohl der Vorsteher noch zu?“

„Immer.“

„Ach mein Gott! Und war es ein Weltlicher oder ein Mönch?“

„Ein Mönch.“

„Ein Mönch!“

„Selbstverständlich.“

„War es denn da nicht sehr peinlich?“

„Warum denn?“

„Angesichts eines Mönches?“

„Aber nein; anfangs machte man sich nichts daraus, und als man älter wurde, nahm man es nicht mehr so genau.“

„Schau mir einer an! Und wieviel Jahre befanden Sie sich dort?“

„Dreizehn.“

„Ach, mein Gott! Und dazu noch die Unglückszahl.“

„Das ist nur ein Vorurteil.“

„Und sagen Sie mal: wird in den Wissenschaften niemals vom Herzen gesprochen?“

„In welchem Sinne?“

„So, wie man lieben muß und wie ein Mann mit der Frau umgehen soll?“

„Davon wird nichts gesprochen.“

Und wieder verstummte das Gespräch, und dabei wurde der Weg immer kürzer. Olga Fedotowna gedachte endlich gewisser Dinge, die sie in jenem Modemagazin gehört, und fragte: „Wassilij Nikolajewitsch, verstehen Sie zu tanzen?“

„Nein, das verstehe ich nicht.“

„Sehr schade: beim Tanzen haben die Kavaliere

immer Gelegenheit, sich den jungen Mädchen offen zu erklären.“

„Wenn es ein geschickter Kavalier ist, kann er es auch ohne das.“

„Zum Beispiel wie?“

„Mit Versen oder mit Rätselfragen: was ist besser — wünschen und nicht bekommen, oder haben und verlieren? Man kann auch Farben dazu nehmen: was eine jede Farbe bedeutet — Treue oder Verrat.“

„Und wie sind Sie selbst, halten Sie mehr von Verrat oder von Treue?“

„Ich verabscheue den Verrat.“

„Da sagen Sie aber die Unwahrheit?“

„Wieso die Unwahrheit.“

Dlga Fedotowna wußte absolut nicht, was sie mit diesem Gespräch wollte, allein zu ihrem Glück kamen sie in dem Augenblick an der Schafherde vorüber: die große Schafherde lag dichtgedrängt auf dem dunkeln Gras, die Schäferhunde aber bellten, da sie die Tritte der Vorübergehenden vernahmen. Sie erbebte und schmiegte sich kühn an den Arm ihres Begleiters.

„Fürchten Sie sich gar?“ fragte der Theologe, den Stocß schwingend.

„Nein, ich fürchte mich nicht. . . . Und da ist ja auch schon unser Haus in der Nähe.“

„Ja, es ist sehr nah,“ erwiderte der Theologe mit einem Seufzer.

Dlga Fedotowna preßte seinen Arm an ihren Körper, wandte sich ein wenig von ihm ab und sagte: „Wassilij Nikolajewitsch!“

„Wie beliebt, Olga Fedotowna?“

„Westwegen seufzten Sie?“

„Ich seufzte gar nicht.“

„Doch, Sie seufzten.“

„Mag sein.“

„Also westwegen denn?“

„Das darf man nicht sagen.“

„Warum denn nicht?“

„Weil Sie darob erzürnen könnten.“

„Nun, dann sehe ich, daß Sie mich nicht lieb haben.“

„Wer . . . ich Sie nicht lieben!“ rief der Theologe.

„Aber, Wassilij Nikolajewitsch, nicht so laut. Das muß man leiser sagen.“

„Ich liebe Sie so sehr, so sehr,“ begann der Theologe, allein Olga Fedotowna unterbrach ihn und sagte, atemlos vor Angst: „Aber erlauben Sie, erlauben Sie . . . darüber dürfen Sie nicht hier sprechen.“

„Wo denn?“

„Gleich . . . wenn wir erst im Hausflur sind.“

Sie war jetzt in der gleichen Lage wie jener Zauberlehrling, der, nachdem er die Geister gerufen, nicht wußte, wie er sie dazu bringen sollte, wieder zu verschwinden. Da kam ihr Montrose zu Hilfe, der sie von der Freitreppe her erblickt hatte und mit freudigem Gebell herbeilief. Olga Fedotowna streichelte Patrikejs Pudel, eilte hastig die Freitreppe hinan und verbarg sich im dunkeln Hausflur.

Der Theologe war diesmal nicht verzagt und befand sich alsbald an ihrer Seite.

„Sie sind mir aber einer, Wassilij Nikolajewitsch,“ flüsterte das Mädchen und hustete gleich darauf laut.

„Warum so laut?“

„Um zu erfahren, ob nicht unsere Mädchen hier sind.“

„Nun, und ist keine da?“

„Keine,“ sagte Olga, am ganzen Leibe zitternd, indes sie Montrose am Halsband hielt.

„Dann geruhen Sie vielleicht jetzt anzuhören, welche Gefühle ich für Sie hege.“

„Nein, warum denn, Wassilij Nikolajewitsch? . . . Ich glaube Ihnen . . . Ich hege ebenfalls gute Gefühle für Sie, Wassilij Nikolajewitsch.“

Ihre Stimme bebte.

„In dem Falle . . .“ sagte der Theologe, „muß ich aber etwas von Ihnen bekommen.“

Olga Fedotowna fühlte, daß ihre Kräfte sie im Stich lassen wollten, trotzdem führte sie das Spiel weiter und flüsterte: „Was denn bekommen?“

Die Gefahr und die verführerische Dunkelheit des Hausflurs erhöhten die Berwegenheit unseres Helden, und er versetzte: „Einen Kuß!“

Olga Fedotowna erschauerte, sie antwortete: „Was Sie für einer sind, Wassilij Nikolajewitsch, gleich einen Kuß!“

„Das gehört sich so . . . erst die Erklärung und darauf ein Kuß.“

„Ist das wirklich so?“

„Unbedingt!“

„Nun schön, Wassilij Nikolajewitsch, wenn sich das

so gehört, was tun? Ich werde Ihnen einen Kuß geben, aber nur unter einer Bedingung!“

„Alles, was Sie wollen.“

„Daß Sie die erste Bitte, die ich an Sie richten werde, erfüllen!“

„Eingverstanden.“

„Ehrentwort?“

„Alles, was Sie wollen.“

„Schön! Ich will Ihnen das Vergnügen gewähren, aber Sie müssen hierher kommen . . . Hierher, folgen Sie mir nur, hier ist es dunkel.“

Und sie führte den Theologen in die allerdunkelste Ecke, umschlang mit dem einen Arm seinen Hals und küßte ihn schüchtern auf den Mund, mit der andern Hand aber zwickte sie Montrose energisch, dessen Halsband sie unterdessen losgelassen hatte. Der Hund begann zu bellen, worauf der mit dem Stecken bewaffnete Theologe, der soeben den ersten und einzigen Kuß von den Lippen seiner ränkevollen Schönen gestohlen, schleunigst Fersengeld gab. Tags darauf aber mußte er, ohne sich noch recht seines gestrigen Glückes bewußt worden zu sein, bereits sein Ehrentwort einlösen, Olga Fedotownas erste Bitte erfüllen und mit ihr das Bauernkind taufen, das mithin an seinem Taufbecken zwei so edle und einander so innig liebende Herzen für immer trennte.

Das Weitere kam, wie Olga Fedotowna es sich zum Wohl der anderen ausgedacht hatte: nach mehreren Jahren hatte Wassilij Nikolajewitsch, den sie damals überwunden wie Diana den Aktäon, den Kursus der Akademie absolviert, war Mönch geworden und zur

Genugtuung seiner Schwester sogar Bischof, Olga Fedotowna aber war Diana geblieben, Großmutter's Kammerjungfer und dabei Bestalin.

12

Um nichts, was sich auf diese Liebe bezieht, unerwähnt zu lassen, muß ich hinzufügen, daß Olga Fedotowna, nachdem sie dieses Mal viel tapferer gewesen als man es je von ihr erwartet hatte, sich dennoch lange nachher noch quälen mußte.

„Der Ärmsten tat immer das Herz so weh“, pflegte Großmutter zu sagen. „Marja Nikolajewna hatte in jener Zeit sogar Angst, Olga zu sehen, Patrikej aber und ich gaben uns die größte Mühe, sie zu zerstreuen. Über die Sache selber sprachen wir freilich nie mit ihr, sondern verhätfelten sie nur und nahmen sie überallhin mit, bald auf den Vogelstrich, bald zum Fischfang, obwohl sie mir das eine Mal aus dem Boot in die See fiel . . . Gott allein weiß, wie ihr das zugestoßen ist, — ich fragte sie nicht, ich hatte ohnehin Mühe, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Als aber im Jahre darauf die Nachricht kam, Wassja werde zu den Ferien nicht nach Hause zurückkehren, denn er sei in Kiew Mönch geworden, da kam es aufs neue über sie: sie saß die ganze Zeit über in einem kleinen Verschlag unter dem Dach, in welchem ich Heilkräuter zu trocknen pflegte, und schaute durch das kleine runde Fenster ins Ferne und sang mit kläglicher Stimme:

Liebster, schreit, vorüber nicht an meiner Kammer,  
Wo das arme Nönnlein fast vergeht vor Jammer!

Sie schien sich selber das Nönnlein! Und ich muß offen gestehen, daß auch ich sehr unzufrieden mit allem war,“ beschloß Großmutter die Erzählung, „sie war doch noch so jung! . . . Sie hatte keine Erfahrung und hätte ein ganz anderes Los finden können, aber wer konnte sie zurückhalten?“

Endlich ließ auch dieses Herzweh nach, und Olga Fedotowna kam zur Ruhe, sie lebte weiter und wurde alt, allein sie hat nie einem Menschen weder durch ein Wort noch durch eine Anspielung verraten, ob das Gefühl in ihr schon gestorben sei oder noch lebte, um ewig lebendig zu bleiben.

Ich kann mich erinnern, ich war freilich damals noch ein sehr junges Mädchen, wie Großmutter eines Tages zu uns herüber schickte und Mama und alle Kinder bitten ließ, zur Messe hinüberzukommen, die ein Bischof, der sich auf der Fahrt vom Bischofsitz zum Erzbischofsthron befand, gelegentlich seiner Durchreise halten wollte. Es war niemand anderer als der Bruder der Diaconin Marja Nikolajewna. Mama fuhr natürlich hin und brachte auch uns alle zu Großmutter. Ich kann mich noch gut an diesen ersten bischöflichen Gottesdienst, dem ich beizwohnte, erinnern: er fesselte durch seine Pracht meine kindlichen Gefühle und mir war, als befänden wir alle uns im Himmel. Der Bischof selbst gefiel mir nicht! Er war sehr groß, voll, mit einem großen Bart, schwerem und langsamem Blick und dichten, über die Augen hängenden Augenbrauen. Sein Gang war hastig, wobei er stets die Ärmel schwenkte, an denen kleine silberne Schellen klickten,

und er machte so sonderbare, ungeduldig nervöse Kopfbewegungen, als müßte er immer wieder die Mitra auf seinem Kopf zurechtrücken.

Auch diesem bischöflichen Gottesdienst zuliebe veränderte Großmutter ihren gewöhnlichen Kirchenplatz nicht, sie stand links neben dem Kirchenchor, neben ihr stellte sich Mama auf, und hinter ihr befand sich mein Onkel, der zu dieser Feierlichkeit gekommen war, Fürst Jakob Lwowitsch, dazumal noch Adelsmarschall unseres Gouvernements. Uns kleine Kinder aber, das heißt mich und meine Schwester Natalie und die Brüder Arkadij und Valerij, befahl Großmutter nach vorn zu führen, damit wir die ‚Zeremonie‘ genau ansehen könnten.

Olga Fedotowna stand hinter uns, um auf uns acht zu geben; sie war damals schon recht alt geworden, obwohl sie immer frisch ausah und sich, wie stets in ihrem Leben, sehr proper hielt.

Niemand von uns Kindern wußte natürlich auch nur entfernt, was unserer Olga Fedotowna dieser finstere Alte mit seiner schweren goldenen Mütze, die beständig hin- und herzuwackeln schien, bedeutet hatte. Wir zupften sie in einem fort leise am Kleide und peinigten sie mit Fragen, was dieses heißen solle und was jenes wäre? Sie antwortete auf all unsere Fragen immer nur das eine: „Haltet euch ruhig!“

Als aber der Bischof im vollen Ornat den Altar betrat, sich mit dem Gesicht den Anwesenden zuwandte und die Menschen mit den flammenden Kerzen segnete, befand sich Olga Fedotownas bescheidene weiße Haube

plötzlich in gleicher Höhe mit unsern Kinderköpfen. Sie kniete, hielt ihre kleinen Hände über der Brust gekreuzt und schaute mit den Augen eines Engels empor und flüsterte: „Christi Licht erleuchtet alles!“

Es war fast, als wäre dies nicht nur eine Antwort, die sie sich selber gab, sondern auch jedem, der etwa daran gedacht hätte, sie danach zu fragen, was einstmals war und was sie jetzt sehe und fühle.

Großmutter schien an diesem Tage nicht in der gleichen demütigen Gemütsstimmung zu sein; es war, als hätte sie sich an etwas Unangenehmes erinnert, und so war sie denn während des Mittagstisches, an dem sie den Ehrengast bewirtete, sehr schweigsam. Sie überließ es dem Onkel, Fürst Jakow Lwowitsch, ihn zu unterhalten. Als aber der Erzbischof unter dem lauten Geläute aller Glocken in seinem Wagen, vor den sechs von Großmutter's besten Rossen gespannt waren, aus seinem Heimatdorf fortfuhr, da sprach die Fürstin vor Onkel und Mama ihre ‚Kritik‘ über ihn aus.

„Ich finde, es war ganz überflüssig, daß er uns diese Predigt hielt,“ meinte sie, „und ich verstehe nicht, warum es ihm einfiel, hier davon zu sprechen, daß keine Liebe größer sei, als wenn jemand seine Seele hingebe“ . . . Das sind zwar göttliche Worte, aber man muß wissen, sie am rechten Platze zu gebrauchen. Denn wir haben hier“ — sie machte eine Handbewegung zum Leezimmer, in welchem Marja Nikolajewna und Olga Fedotowna derweilen vorsichtig das kostbare sächsische Service wuschen, das an diesem Tage in Ge-

brauch gewesen war, und fügte hinzu: „wir haben doch hier in Puncto Liebe unsere eigene Akademie und unsere Professoren . . . Da stehen sie und trocknen mit dem Leetuch die Tassen . . . Es ist genug, wenn man sie kennt, und überflüssig, sie noch Liebe lehren zu wollen! Das war nicht gerade taktvoll!“

Da die Fürstin nicht gewohnt war, Dienste ohne Belohnung entgegenzunehmen, schickte sie alsbald Patrikej zum Bischof in die Stadt, diesem ein Stück Sammet nebst dem nötigen Futter für einen Priesterrock zu überbringen. Der Bischof aber schickte mit dem gleichen Patrikej den Sammet seiner Schwester und für Olga Fedotowna die Seide.

„Das bedeutet, daß er dich noch nicht vergessen hat,“ sagte Großmutter zu Olga.

„Ja,“ erwiderte diese und brachte sogleich ihr Geschenk zur Kirche, damit es dort zu einem Vorhang verarbeitet würde.

Dies war das Ende jener späteren Episode, die hier vielleicht nicht ganz an der rechten Stelle steht, die ich jedoch für notwendig hielt, um mit ihr meine Schilderung Olga Fedotownas zu beschließen, denn ich will jetzt zur Darstellung einer andern wichtigen Person aus dem Hofstaat der Fürstin übergehen, zu der Patrikejs.

### 13

Patrikej Semjonnytsch Sudaritschew war ein Mann von hohem Wuchs mit einem sehr klugen ‚diplomatischen‘ Gesicht, das länglich war, von blasser Farbe und mit angenehmem weichen, doch zugleich Achtung

einflößenden Ausdruck. Seine Kleidung war stets streng und ordentlich, er trug immer das gleiche Kostüm: einen ziemlich langen Tuchrock in bleu de Prusse, eine weiße Weste, über welche sich eine Uhrkette aus Glasperlen spannte, woran ein Verloche hing aus einem in Duftengold gefaßten Rauchtopas, in welchen die Initialen meines Großvaters eingraviert waren. Dies war für ihn ein heiliger Gegenstand, da er ihn von der Fürstin zum Andenken an den Fürsten erhalten hatte. Patrikej trug hohe, stets steif gestärkte Kragen, die damals mit dem Ausdruck ‚Polissons‘ bezeichnet wurden, und ein riesiges gefälteltes Jabot. An Festtagen trat an Stelle des Rockes ein Frack aus dem gleichen Tuch bleu de Prusse mit glatten Goldknöpfen; Weste, Jabot und alles andere aber blieben gleich, sogar die hohen Stiefel mit den Troddeln am Stiefelschaft und dem leisen Knarren der breiten Sohlen. Auch in seinen vorgerückten Jahren, in deren Zahl er mit Großmutter konkurrieren konnte, hatte er stets die gleiche aufrechte und mutige Haltung, in seiner Jugend aber war er, nach Olga Fedotownas Worten, ‚einfach für alle zum Vergucken gewesen‘. Es konnte geschehen, daß die uralte Olga Fedotowna ordentlich jung wurde und aufblühte, wenn sie uns all die Tugenden aufzählte, in denen Patrikej damals schimmerte.

„Er war von einer Schönheit,“ sagte die Alte, „daß obgleich unsereine ihn jeden Tag sah, wir Jungfern und Zofen dennoch, wenn in den Sälen der Fürstin die großen Tafeln für die Gäste gedeckt waren, zusammenliefen und durch die Korridorüren blickten, wie er an

einem besonderen Tisch bei den Säulen stand und heiße Suppe austeilte. Und zwar taten wir das nicht aus irgendwelchen andern Gründen — Patrikej Semjonysch war ja Familienvater —, sondern einzig und allein um der Schönheit des Ausblicks willen. Ich muß gestehen, es war des Betrachtens wert, wie er der Fürstin meldete, daß angerichtet sei, und sich in den Saal begab, sich auf die Erhöhung zwischen den Säulen vor die Terrine stellte und dort wie ein Kapitän auf seinem Schiff stand, der über alles zu entscheiden hat. Wenn aber die Gäste, der Fürstin folgend, paarweise den Saal betraten und Platz nahmen, gab er stumm einem Bedienten einen Wink mit den Augen, der hob sogleich den Deckel von der Terrine, und er begann mit dem großen Löffel auszuteilen . . . Ach, wie er austeilte! also dermaßen schön, wie das, sollte ich meinen, schöner kein Mensch in der Welt je vermocht hat: Sein Arm bog sich dabei wie der Hals eines Schwans, er schöpfte voll, gab den Teller dem Lakaien und nahm einen neuen Teller . . . lauter Schönheit.“

Wenn Patrikej Semjonysch mit dem Verteilen der Suppe, woran sich die künstlerischen Naturen des Dorfes Protosanowo weideten, fertig war, schritt er von seiner Estrade herab und stellte sich hinter Großmutter's Stuhl, von wo er den männlichen Bedienten stumm Anweisungen zu geben pflegte, auch darin wieder ein Gegenstand des Entzückens von unsern Frauenzimmern, die ihn aus dem Verborgenen betrachteten.

Obwohl Patrikej hinter Warwara Niskanorowna stand, wagte er es nicht, sie wie ein gewöhnlicher Lakai

zu bedienen. Dies war zwar immer sein ausgesprochenener Wunsch gewesen, aber es war ihm schon vor langer Zeit auf das strengste untersagt worden. Er durfte höchstens der Fürstin aufwarten, und wenn der Lakai Großmutter die Schüssel servierte, stützte Patrikej sie leicht an einem Rande, wie die Kammerherren es zu tun pflegen. Man erzählt, Großmutter habe häufig darauf bestanden, daß Patrikej sich nicht einmal auf diese Weise bei Tisch am Bedienen betheiligen solle, jedoch kränkte ihn das Verbot, ihr aufzuwarten, so sehr, daß sich die Fürstin gezwungen sah, ihm nachzugeben. Die Pflichten, die die Fürstin Patrikej auferlegte, umfaßten nichts, was zu dem Titel eines Kammerdieners gepaßt hätte, und dennoch hatte er offiziell keine andere Stellung im Hause. Seit der Zeit, da er die letzten Minuten des Fürsten geschildert und im Kerzenkasten seinen Freibrief vergessen hatte, bevor er den Trompeter Rabenschrei aufzusuchen ging, war er gewissermaßen ihr Attaché geworden, zwar ohne besondere Ernennung, aber mit unumschränkten Vollmachten. Er führte alle Verhandlungen mit Personen, die Großmutter aus irgendwelchen Gründen nicht selber empfangen konnte; er brachte ihre unzähligen Patenkinder unter und verwaltete, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, jene Summen, die nicht in die Ausgabenbücher eingetragen wurden und die aus regelmäßig sich wiederholenden Belohnungen für die Gouvernements- und Kreisbeamten bestanden.

Er besaß eine besondere Fähigkeit, diese eiglichen Angelegenheiten sauber auszuführen, so daß Olga Fe-

dotowna vielleicht nicht ohne Grund zu sagen pflegte, das sei ihm angeboren.

„Warum sollte“, sagte sie, „irgendein Vorsitzender oder Vizegouverneur sich weigern, von ihm ein Geschenk anzunehmen? Von ihm nahm es jeder an. Die kleinen Leute freilich, an die verteilte der Verwalter die kleinen Geschenke; wenn es sich aber um die Vorgesetzten handelte, dann mußte Patrikej mit großen oder mittleren Geschenken zu ihnen fahren, und was sie von andern scheinbar nicht annehmen wollten, von ihm nahm es jeder, denn seine Haltung flößte Vertrauen ein: er hatte einen so geraden und freundlichen Blick, er mußte so still zu lächeln, gerade nur, daß er die Lippen ein wenig verzog und sogleich wieder die frühere Miene annahm; dazu kam seine gesetzte Art zuzuhören und zu antworten, so daß keiner je an seinem Worte zu zweifeln wagte. Er kannte freilich auch alle Geheimnisse.“

Patrikej wohnte mit seiner Familie im Seitenflügel, unter einem Dach mit den nebenan liegenden Webereiräumen; seine Familie bestand lediglich aus seiner Frau und seinem Sohn. Seine Frau war von so stiller Gemütsart, daß fast kein Mensch sie kannte: es war, als sei sie von der Majestät ihres Mannes erdrückt und ‚hielte sich im Schatten‘. Ihr Leben verfloß im täglichen Waschen und Plätten seiner weißen Halstücher und Westen. Die beiden hatten einen Sohn Nikolai, den Großmutter kennen lernte, als er fünfzehn Jahre alt war und Schreiberdienste in einem Kontor verrichtete. Sie nahm ihn unverzüglich von dort fort

und befahl Patrikej, ihn in eine Schule zu geben, von wo er späterhin in die Architekturklassen kam und mit der Zeit zu einem guten Architekten und sehr reichen Manne wurde, mit dem in der Folge sogar jemand aus unserm Geschlecht in Beziehungen trat, die, wie ich glaube, nicht gerade erwünscht waren. Aber davon werde ich zu seiner Zeit sprechen, jetzt habe ich dieses Nikolai Patrikejewitschs nur Erwähnung getan, um einen originellen und lächerlichen Vorfall zu erzählen, der mit seinem Eintritt in die Schar der Wohlgeborenen zusammenhing, bei welcher Gelegenheit Patrikej ‚etwas Wildes tat‘, das ihn vielleicht besser als langatmige Beschreibungen charakterisiert.

Als der Stammvater des heute wohlbekannten reichen Hauses der Sjudaritschews, Nikolai Patrikejewitsch, den Titel eines Architekten erhalten hatte, reiste er heim, um seinen Vater wiederzusehen, und Großmutter sprach natürlich sogleich den Wunsch aus, man möge ihr ‚Nikolaschka‘ vorstellen. Sie war sehr freundlich gegen ihn, schenkte ihm eine Uhr und hundert Rubel ‚zu ein paar Anzügen‘ und befahl ihm — oh Entsetzen! — zu Tisch zu kommen, um mit ihr zu speisen . . . Dies Letztere hielt Patrikej Ssemjonysch für völlig widersinnig, empörend und einfach unmöglich. Wie, sollte wirklich jener Mensch, sein Sohn ‚Nikolaschka‘ an einem Tisch mit der Fürstin sitzen dürfen? . . . Am gleichen Tisch, an welchem zu stehen er selber, Patrikej Ssemjonysch, so hartnäckig gekämpft und sich das Recht errungen hatte, mit der Madeiraflasche von

Gast zu Gast zu gehen? Und nun würde er auch zu seinem Sohn, zu dem ‚Nikolaschka‘ mit der in eine Serviette eingeschlagenen Weinflasche treten müssen und ihn fragen: ‚Befehlen Sie Madeira?‘ Nein, das . . . das war etwas, was alle Begriffe Patrikejs in ihren Grundfesten erschütterte und ihm jede Fähigkeit nahm, sich bei diesem Fall die Lage klar zu überlegen. Und je länger er nachdachte, desto mehr Widersinniges fand er in diesem sonderbaren Schritt der Fürstin und gab, da er nicht wagen durfte, sich über sie zu ärgern, seinem Zorn dem Sohn gegenüber freien Lauf: wie konnte der grüne Junge es nur wagen, das anzunehmen, und wie hatte er es nicht vorgezogen, ‚lieber um Entschuldigung zu bitten‘! Patrikej entfernte sich in den Saal und hatte die Absicht, seinem Sohn in das Zimmer, in welchem er mit der Fürstin saß, heimlich eine Botschaft zukommen zu lassen, denn er wollte den Sohn einfach aus den Gemächern fortschaffen und während der Zeit des Mittagessens verborgen halten. Abends dachte er sich dann vor der Fürstin in allen Punkten zu entschuldigen, Allein Großmutter durchschaute zu Patrikejs Ärger unverhofft sein Manöver, begab sich selbst zu ihm hinaus und sagte: „Hör mal, Patrikej Ssemjonytsch, schämst du dich nicht?“

Und Patrikej Ssemjonytsch verstand sie und demütigte sich so weit, daß er sich bereit erklärte, ‚Nikolaschka‘ am Tisch zu sehen, Großmutter aber traf hiergegen besondere Maßnahmen und schickte ihn mit einem Auftrag fort, so daß er während des Mittagessens

nicht anwesend sein konnte. Patrikej jedoch führte den Befehl schneller aus, als die Fürstin es erwartet hatte, und stand um die Mitte des Essens wieder hinter Großmutter's Stuhl: er wollte damit beweisen, daß er aus Ergebenheit sogar diese Prüfung noch zu ertragen vermöchte. Und so nahm er denn, als es Zeit dazu war, die Flasche Madeira zur Hand und ging rund um den Tisch, sich zu jedem der Gäste bückend mit der Frage ‚befehlen Sie?‘; allein als er zu seinem Sohne kam und sich bückte, da konnte er sich nicht länger beherrschen: an Stelle des ‚befehlen Sie Wein?‘ hatte er nur ein Stöhnen: ‚Pack dich!‘, ließ die Flasche fallen, geriet ins Schwanzen und stürzte in die Arme seines ihn auffangenden Sohnes.

Ich glaube, dieses Mittagessen hat keinem besonders gemundet, insbesondere dem armen Nikolai nicht, der freilich, wenn man ihn heutzutage daran erinnern wollte, sehr erzürnt wäre.

Auch Großmutter verlor fast den Kopf, ja, als man ihr erzählte, daß Patrikej in tiefer Ohnmacht gelegen und der Bader Jwan ihn zur Uder gelassen hätte, geriet sie in eine solche Verwirrung, daß sie sich zu ihm in den Flügel begab und sich bei ihm entschuldigte.

Es ist unbekannt geblieben, in welche Worte sie ihre Entschuldigung kleidete, aber diese Worte wirkten, und Patrikej strahlte geradezu nach der Unterredung mit ihr und war getröstet. Trotzdem wurde er für seine Schwäche bestraft: sein Sohn wurde seit jener Zeit nicht mehr zu Tisch gezogen, dafür erhielt Patrikej selbst, wenn er Großmutter ihren Morgenkaffee brachte,

eine von ihr eigenhändig gefüllte Tasse und mußte diese in Gegenwart der Fürstin auf einem Stuhle sitzend leeren. Er wußte sich für diesen Fall eine kleine Erleichterung dadurch zu verschaffen, daß er sich dicht neben die Türe setzte.

Patrikej kannte nur zwei Leidenschaften, die beide edel waren: er liebte die Jagd mit der Büchse und er liebte die Musik. Für die Jagd hielt er beständig Pudel, die er selbst dressierte, seine Liebe zur Musik aber betätigte er auf einer Geige, auf der er viele Jahre lang, wenn er abends heimkehrte, etwa eine Stunde verschiedenes zu spielen pflegte; was es war, das konnte freilich niemand erraten. Der Jagd wurde er nicht untreu, die Musik aber ließ er plötzlich nach folgendem bemerkenswerten Vorfall fahren: Großmutter wurde häufig von einem Edelmann besucht, der in der letzten Zeit sogar ständig in ihrem Haus lebte; es war der überaus originelle arme, rothaarige und hagere Edelmann Dorimedont Rogoschin, dessen Namen später von Großmutter in Donquijote Rogoschin umgewandelt wurde. Dieser Mann, der in unserer Familiengeschichte eine ungemein sympathische Rolle spielt, war nach Großmutters Worten „kahl wie ein türkischer Heiliger, in seiner Seele aber ein Ritter“. Dieser brachte Patrikej von der Musik ab, allerdings nicht durch sein Rittertum, sondern dadurch, daß er ihn, als er eines Tages das nächtliche Geigenspiel belauscht hatte, fragte: „Was krazest du da? Ist es denkbar, so mißtönig zu fiedeln, da doch zu gleicher Zeit im Weltentraume die Planeten donnernd schwingen?“

Patrikej begriff anfangs kein Wort, aber Donquijote Rogoschin zeichnete ihm die Symbole der Planeten auf, zeigte ihm ihre Bahnen und sagte: „Du verstehst, ein jeder muß seinen eigenen Ton haben: dies ist der kleinste, daher flötet er nur leise, dieser hier aber, der ist dick und fett und summt wie eine Bombe, unser Weltchen aber, das spielt den Alt dazu . . .“

Patrikej hörte gar nicht erst weiter, sondern wickelte Geige und Bogen in ein Stück alten Nesseltuches, aus welchem er sie nie wieder hervornahm. Die Zeit, die er vormals auf sein Geigenspiel verwandt, verbrachte er jetzt am gleichen Fenster, aber er betrachtete nur noch den Himmel, ganz darein vertieft, sich die Harmonie vorzustellen, auf welche der rothhaarige Edelmann, Donquijote Rogoschin, angespielt hatte.

Hätte einer Lust, nachzugrübeln, wie viele Begabungen und Talente in verschiedenen russischen Menschen während der Zeit der Leibeigenschaft spurlos untergegangen sind, so wäre es für ihn eine hübsche Aufgabe, auszurechnen, wie viele Titel und Positionen Patrikej in der diplomatischen Laufbahn oder in der Wissenschaft hätte erringen können; aber ich meine, daß Patrikej die glänzendste Karriere abgelehnt hätte, da er das, was er für seine Berufung hielt: ein treuer Diener seiner großmütigen Fürstin zu sein, für nichts anderes hätte eintauschen mögen.

„Ich bin ihr Sklave“, pflegte er zu sagen, „und werde als ihr Sklave sterben.“ So geschah es auch.

Darin lag sein point d'honneur, ja sogar noch

mehr: es war für ihn ein Bedürfnis, ihr schrankenlos ergeben zu sein.

Ich weiß zwar, das mag von vielen für dumm gehalten werden, oder zum mindesten für sonderbar und unbegreiflich, allein was tun? Chaque baron a sa fantaisie, und Patrikejs ‚Phantasie‘ bestand darin, daß er auch in seinem höchsten verwitterten Alter sogar, und nachdem er die Fürstin Warwara Niskanorowna zu Grabe getragen, sich nicht entschließen konnte, zu seinem reichgewordenen Sohn nach Petersburg zu ziehen, sondern nach Aufhebung der Leibeigenschaft als freiwilliger Leibeigner auf dem Gute blieb und Onkel Jakow aufwartete. Da er überaus alt geworden war, hatte er keine Kraft mehr zu arbeiten, sondern ging nur mehr durchs Haus, schalt die neuen Diener und hielt die alten langen und kurzen Pfeifen in Ordnung, die von niemand mehr benutzt wurden, sondern nur noch im Hause blieben, damit der alte Patrikej wenigstens eine Beschäftigung habe.

Er war ein aufrichtiger Verehrer der von ihm so hoch geschätzten Würde des Geschlechtes, deren stufenweises und verhängnisvolles Verschwinden er inmitten der allgemeinen Dürftigkeit der Nachkommen seiner einflußreichen und glänzenden Fürstin leider noch mit ansehen mußte.

Und nun, da ich die Fürstin einflußreich und glänzend genannt, wird es wohl auch notwendig sein, zu

zeigen, worin ihr Glanz bestand und wie groß ihr Einfluß auf die adeligen Personen ihres Kreises war, freilich wird auch geschildert werden müssen, wodurch sie diesen Einfluß in einer Zeit gewann, in welcher es einer nicht offiziellen Person keineswegs leichter war, zu Einfluß zu gelangen, als etwa heute, da doch bei den allergünstigsten Bedingungen kein Mensch mehr Einfluß hat.

Ich hoffe, die Schilderung wird hier an der richtigen Stelle und auch von Interesse sein.

Um mich der Sprache des heutigen Schrifttums zu bedienen, wird es vielleicht am treffendsten sein, wenn ich sage, daß Großmutter keines ihrer Ziele auf Grund eines weitgesteckten Planes verfolgte, sondern daß ihr das Gelingen gewissermaßen organisch zufiel, und zwar jedesmal auf das allereinfachste, richtigste und dennoch fast unmerklich, fast wie von selbst.

Großmutter, die doch so unerwartet Witwe geworden war, wie man aus den ersten Seiten dieser Erinnerungen sehen kann, hatte sich nicht auf Reisen begeben, um darin Zerstreuung zu suchen, wie es eine Dame der Gegenwart tun würde, sondern sich sogleich daran gemacht, ihren Haushalt in Ordnung zu bringen, was so natürlich als notwendig war, denn während die Fürstin und der Fürst in Petersburg gelebt hatten, war auf dem Gute nicht alles so gegangen, wie es hätte gehen sollen. Da sie jetzt auf sich allein angewiesen war, bestand ihre erste Sorge darin, ihre ökonomischen Angelegenheiten nach allen Richtungen auf ein erhöhtes Niveau zu bringen, und zwar be-

gann sie ihre Arbeit mit der ‚lebenden Kraft‘ des Leibeigenschaftsrechtes, das heißt mit den Bauern.

Viele glauben heute, man habe zur Zeit des Leibeigenschaftsrechtes fast gar keinen Geist notwendig gehabt, um seine Angelegenheiten gut zu führen, als wäre nicht schon damals die Lage vieler in einem so verzweifelt schlimmen Absteigen begriffen gewesen, daß die klügeren Köpfe bereits ein unvermeidliches ‚Absterben und Verkümmern‘ des landbesitzenden erblichen Adels in nicht allzu ferner Zukunft voraussahen. Natürlich war das eine Folge verschiedener Ursachen, hauptsächlich aber des allgemeinen Unverständes, da keiner seinen eigenen Nutzen im Zusammenhang mit dem allgemeinen Nutzen und zu allererst mit dem materiellen und sittlichen Wohlergehen seiner Bauern sehen wollte.

Da Großmutter die Dinge sowohl praktisch als auch einfach betrachtete, vermochte sie Sittlichkeit nicht von Religion zu trennen. Und da sie selber religiös empfand, war ihr jeder Mensch ohne Religion zuwider.

„Wie klug auch ein solcher ist,“ pflegte sie zu sagen, „es ist kein Verlaß auf ihn, denn er hat den Sinn des Lebens verloren.“

Das war für die Fürstin ausschlaggebend, denn in ihr selber war der Sinn des Lebens mit überraschender Folgerichtigkeit entwickelt. Sie hielt sich streng an die Vorschriften der orthodoxen Kirche, stellte jedoch, indem sie von jedem Menschen Religion forderte, keineswegs die unumgängliche Forderung, daß ihr Glaube allen anderen vorgezogen werde.

Ganz und garnicht . . . Sie ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie jede ‚gute Religion‘ achte.

Die Fürstin fürchtete nicht nur kein Freidenkertum in Glaubens- und Gewissenssachen, sondern liebte sogar offene geistliche Gespräche mit gescheiten Leuten und war in ihren Äußerungen dann sehr kühn. Sie besaß ein feines religiöses Empfinden, verband damit einen wahren Glaubenskämpfermut und wagte es, den Widersprüchen der Religionslehre ohne Furcht ins Gesicht zu blicken. Ja, es war fast, als hielte sie dieselben für nützlich.

„Wenn ein Baum nicht vom Sturm gerüttelt wird,“ sagte sie oft, „kann er auch keine kräftigen Wurzeln schlagen; in windstillen Zeiten haben die Bäume schwache Wurzeln.“

Ich möchte indes nicht, daß jemand denken könnte, Großmutter wäre eine Deïstin und in Glaubenssachen indifferent gewesen. Im Gegenteil, ich wiederhole, daß die Fürstin eine aufrichtige Verehrerin der heimatlichen rechtgläubigen Kirche war; und sie zählte sich nicht nur zu ihr, sondern hing an ihr von ganzem Herzen. Sie hielt die Fasten ein und war eine gute Kirchgängerin; sie kannte die Bräuche genau und liebte harmonische und prächtige Gottesdienste: sie tadelte es, wenn die Popen sich im Altarraum zu laut schneuzten und die Bärte mit den Chorpulttüchern putzten, wenn die Diakone zu laut brüllten und wenn die Küster die Psalmenabschnitte und zumal die Sechspsalmen, die Großmutter auswendig mußte, zu schnell abrasselten.

Sie begann ihr Witwenhospodarentum mit diesen

geistlichen Fragen. Das erste, was sie that, war, die Beichtzettel aus den Kirchen zu verlangen und an Hand dieser festzustellen, welche Bauern zur Kirche gingen und welche sich fernhielten. Von jenen, die sich fernhielten, weil sie Sektierer waren, verlangte sie nichts als ein offenes Eingeständnis und das Versprechen, die Andersgläubigen nicht in Versuchung zu führen; sie pflegte von solchen zu sagen: „Mögen sie beten, wo sie wollen: es gibt nur einen Gott, und sein Maß ist weiter als diese Erde.“

Ihrer kirchlich gesinnten Bauern nahm sich die Fürstin selbst an und theilte einem jeden zu, wann er zu fasten hätte, damit die allgemeine Arbeit dadurch nicht unterbrochen würde, und gab acht, daß sich keiner aus ihrer Schar verleiten ließ, — im übrigen hatte sie, wenn es einen Verführten gab, für diesen weniger Tadel als für die Geistlichkeit. Die Geistlichkeit machte ihr, um ihre eignen Worte zu gebrauchen, ‚viel Kummer‘: sie sagte, daß die Geistlichen ‚faul, dabei gierig, in ihren Geschäften nachlässig und im Schreiben ungewandt‘ seien.

Die Geistlichen wagten es nicht, sich mit der Fürstin irgend zu messen, nicht einmal wenn es sich um kirchliche Gebräuche und Vorschriften handelte: sie war alles für sie, sowohl ihr Kirchenvorsteher, als auch ihr Konsistorium und ihr Bischof und während ihrer Herrschaft wagten die Geistlichen nicht, den Bauern bei den Eheschließungen Schwierigkeiten zu machen aus Gründen näherer oder entfernterer Verwandtschaft.

Denn dieser ‚Bischof‘ war, wenn ihm der leiseste Zweifel kam, imstande, selbst das Steuer zu ergreifen

und nach Betrachtung des Falles eine Entscheidung zu treffen, die ausgeführt werden mußte, da die Entscheidung stets richtig war.

In gleichem Geiste leitete sie auch alle andern Abteilungen ihres breitangelegten Haushaltes. In ihren Sorgen um die Wohlfahrt der Bauern wollte Großmutter in jede Einzelheit, die diese betraf, eindringen und erreichte dadurch, daß sie für jeden von ihnen stets zugänglich war. Alle ohne Ausnahme konnten zu Großmutter mit ihren kleinen Angelegenheiten kommen. Wenn der Aufseher dem Bauern nicht erlaubte, sein Schaf auf dem Jahrmarkt zu verkaufen und dafür Bast, Salz oder Leer einzuhandeln, und der Bauer sich für unrechtmäßig zurückgesetzt hielt, durfte er sogleich mit seiner Klage vor die Fürstin treten. Und sie, sie ging bestimmt zu ihm hinaus, hörte ihn geduldig an und entschied, ob er im Recht oder im Unrecht war. Im ersteren Falle wurde dem Bauern alsbald Genugthuung zuteil, im entgegengesetzten Falle aber erteilte sie ihm eine Rüge; wiederholten sich jedoch seine Ränke, so ging er für eine bestimmte Zeit des Rechtes verlustig, vor die Fürstin zu treten. Solche in Ungnade Gefallene, die für die ganze Zeit ihrer Ungnade der allgerichtigsten und mächtigsten Hilfe verlustig gegangen waren, hatten meist an dem gerechten Zorn Warwara Nikanorownas schwer zu tragen und scheuten sich in Zukunft, ihn auf sich zu ziehen.

Züchtigungen kamen nur selten vor und waren niemals grausam, aber sie kamen gelegentlich vor, zuweilen sogar nicht ohne Wissen der Fürstin selbst, die,

um die Wahrheit zu sagen, keineswegs davor zurückscheute. Sie sagte: „Wenn Barmherzigkeit nicht mehr wirksam ist, so ist Strenge der Barmherzigkeit gleich.“

Die Bauern fügten zu dem Lobe von Großmutter's Gottesfurcht alsbald Lob über Lob, das sie ihrem Verstand und ihrer Gerechtigkeit zollten. Die ihr gehörenden Dörfer blühten auf und wurden wohlhabend: ihre Leibeigenen waren sogar in der Lage, in der Umgebung auf der Fürstin Namen Ländereien zu kaufen, und vertrauten auf sie mehr als auf sich selbst.

Dieses Vertrauen zog für sie in der Folge schweren Kummer nach sich, Kummer, den sie schuldlos erleiden mußte und dessen Urheber eine Person war, die ihr und mir ganz nahe stand und derer zu gedenken mir sehr schwer fallen wird. Doch darüber später.

Mit so einfachen Mitteln, wie die von mir geschilderten, erreichte es die Fürstin ohne viel Redensarten, daß sie tatsächlich ins Volk eindrang, oder wie man sich gegenwärtig auszudrücken beliebt, ‚mit ihm in einem Flußbett verschmolz‘ und daß sie, umdrängt von ihren Leuten, wie ein wirklicher ‚Bischof‘ auftragte, eine echte Volksfürstin und Herrin. . . .

Solcher Art war die Fürstin mit ihren Leibeigenen. Ich gehe nun dazu über zu schildern, was sie in der gleichen Zeit für ihre freien Mitbürger wurde.

Dank der großen Sorgfalt, mit der Fürstin Warwara Nikanorowna sich der Angelegenheiten ihrer Bauern annahm, gelang es ihr schon bald, ihre persönlichen

Verhältnisse in einen so glänzenden Zustand zu bringen, daß sie schon nach kurzer Zeit für die reichste Frau im ganzen Gouvernement galt. Sie war keinem Menschen etwas schuldig, aber es gab nur sehr wenige, die nicht ihr etwas schuldig waren. Bei dem zu jener Zeit herrschenden Mangel an organisiertem Kredit in den einzelnen Gegenden spielte Großmutter für ihre ganze Umgebung die Rolle einer Zentralbank. Jeder Edelmann und sogar jeder Kaufmann durfte zu ihr kommen und sie, wenn es die Lage erheischte, um Geld angehen. Welchen Grad von Sicherheit jemand für den Kredit bot, das wurde meist von dem ersten Blick bestimmt, den die Fürstin auf den Bittsteller warf, und zugleich von der Stichhaltigkeit der Vorschläge, wie er sich zu verbessern hoffte.

Ablehnungen gab es nur selten; wenn man aber Großmutter nicht zur rechten Zeit die Schuld zurückzahlte oder nicht kam, Verlängerung zu erbitten, so erhielt man von der Fürstin eine Mitteilung des Inhalts: ‚Man möge sich nicht mehr beunruhigen: ich habe ein Kreuz darüber gemacht.‘

Einem Schuldner, dessen Posten Großmutter in ihrem Buch mit einem Kreuz ausstrich, wurde von ihr nie wieder Kredit gewährt. Er konnte wohl ‚Hilfe‘ erlangen, aber keinen Kredit mehr.

Obwohl sie ihre Tafel und ihren Beutel den Bedürftigen stets offen hielt, wachte die Fürstin sorgsam darüber, daß damit kein Mißbrauch getrieben würde, und dachte sich zu diesem Zweck die kuriosesten, jedoch von der Praxis gerechtfertigten Mittel aus. Wenn zum

Beispiel ein Mensch um Kredit nachsuchte, dessen Zuverlässigkeit ihr aus irgendwelchen Gründen zweifelhaft schien, so pflegte sie einem solchen Bittsteller zunächst Hilfe weder zu versprechen, noch abzuschlagen, sondern veranlaßte ihn, „bei ihr im Seitenflügel zu wohnen, bis sie es sich überlegt habe“. Die Zeit ihres Nachdenkens war von verschiedener Dauer, manchmal war es ein ganzer Monat, doch stand sie stets in einem bestimmten Verhältnis zu der Entfernung, in welcher der Bittsteller vom Gut Protosanowo wohnte. Jene, die in der Nähe von Protosanowo lebten, erhielten die entscheidende Antwort schneller; jene aber, die aus entfernteren Gegenden stammten, mußten eben länger warten. Während der ganzen Wartezeit speiste der bedürftige Gast bei der Fürstin und wurde, wenn er ihr gefiel, auch zum Abendtee hinzugezogen; im übrigen aber konnte er tun und treiben, was er mochte. Wenn er nicht wollte, brauchte er gar nicht vor der Fürstin zu erscheinen, und sie war keineswegs dadurch beleidigt. Zur Zerstreuung der Gäste gab es Reit- und Wagenpferde in genügender Anzahl, Gewehre sowohl als auch Jagd- und Windhunde, ein Billard im Flügel und einen Bücherschrank.

Derweilen jedoch der Bittsteller auf diese Weise bei Großmutter wohnte und sich nach Geschmack und Laune unterhielt, wurde einer der Dorfschulzengehilfen auf einem Gutsperd nach seinem Wohnsitz geschickt, und zwar stets ein gewandter, fluger und ehrlicher Bauer, der das strengste Inkognito, strenger als ein reisender Prinz, zu wahren hatte. Er muß am Wohnort

des Bittstellers die allergenauesten Nachrichten über ihn einziehen und darauf, ohne Zeit zu versäumen, mit seinem Bericht zur Fürstin zurückkehren. Und wenn sich auch nur die geringste Möglichkeit ergab, einem Menschen zu trauen, in der Hoffnung, daß er sich mit der Zeit verbessern und die Summe zurückzahlen würde, so erhielt er das Geld. Ja, selbst wenn die Angelegenheit halbwegs gewagt erschien, wurde noch keine Absage erteilt. Ehrlichen Leuten aber wurde, wenn sie auch völlig ruiniert waren, trotz des vollen Risikos Hilfe zuteil. Von diesen wurde nur eines verlangt: sie durften nicht undankbar sein und sollten wenigstens einmal im Jahr Warwara Nikanorowna besuchen und ihr erzählen, wie die Sachen stünden. Wenn die Lage des Schuldners sich besserte, freute sich die Fürstin darüber; wenn sie jedoch immer noch gleich schlimm war, fragte Großmutter nach dem wie und warum? und half aufs neue mit Geld und Rat.

In der Art, wie Großmutter mit Menschen umzugehen pflegte, lag viel Anmut und Zauber: es herrschte darin eine ihr eigentümliche majestätische und gütige Schlichtheit; dabei verhielt sich die Fürstin allen Menschen gegenüber völlig gleich. Sie hatte zwar ihre besonderen Freunde, besonders bevorzugte Gäste aber hatte sie nicht: in ihrem Hause waren alle gleich und sie war zu allen gleich freundlich. Das Einzige, was die Fürstin nicht duldete, war die Lüge: sie selber nahm niemals Zuflucht zu einer Unwahrheit und litt sie auch bei andern nicht. Sie hatte sogar eine gewisse Schwäche, den Menschen die Wahrheit gerade ins Gesicht zu sagen;

allein sie tat das erstens stets freundschaftlich und zweitens in der allerbesten Absicht, sich auszusprechen und keinen verborgenen Bohn zu nähren. Sie konnte den Menschen leicht und bereitwillig verzeihen und war von einer überraschenden Leutseligkeit den Schwachen gegenüber. In diesem Falle war es ihr Prinzip, „Last und Lebenslauf genau abzuwägen und niemand ein schweres oder unerträgliches Joch aufzuerlegen.“ In ihrer Beurteilung von Menschen war die Fürstin sehr vorsichtig: sie hatte hierfür ein Sprichwort, daß „Beurteilung verwandt mit Verurteilung“ sei, und sprach darum von niemand hinter seinem Rücken Böses, zumal von solchen nicht, die ihr nicht freundlich gesinnt waren (obwohl es deren nur sehr wenige gab).

Wenn ihr mitgeteilt wurde, daß jemand schlecht von ihr gesprochen, so pflegte sie zu sagen: „Er wird wohl Grund haben, böse auf mich zu sein; vielleicht hat man ihm etwas Unwahres von mir hinterbracht, oder vielleicht ist ihm etwas nicht so erschienen, wie ich es gemeint, vielleicht bin ich aber wirklich im Unrecht ihm gegenüber; mag sein, daß ich etwas Grobes gesagt habe, das er nicht hinnehmen wollte. Was tun, wir sind eben alle zu ungeduldig.“

Obwohl die Fürstin es völlig gleichmütig hinnahm, wenn sie selber gekränkt wurde, verhielt sie sich ganz anders, wenn es sich um Kränkungen ihrer Freunde handelte. In solchen Fällen war sie sehr streng.

„Wer seine Freunde beleidigen läßt, der wird seine Augen verlieren,“ sagte sie und bewahrte sich ihre

Augen und heftete sie gerade und hartnäckig auf den Beleidiger und ‚berichtigte‘ die Angelegenheit.

Nichts war ihr zu geringfügig, wenn es sich um ihre Freunde handelte, und ich selber kann mich noch an die sonderbarsten Vorfälle mit der aus meinen Aufzeichnungen hinlänglich bekannten Diakonin Marja Nikolajewna erinnern, die Großmutter Unlaß zu hitzigem Eingreifen boten.

Auch während meiner Kinderzeit wurde das Haus der Fürstin von vielen Menschen besucht, unter denen häufig elegante Petersburger junge Männer zu finden waren, die auf Urlaub zu ihren Eltern reisten, zuweilen aber auch bejahrtere Fremde, die bei Nachbarn zu Gast weilten infolge von neubegründeten Familienbeziehungen oder in Geschäften. All diese Leute hielten es für ihre Pflicht, Großmutter wenigstens einen Besuch abzustatten, und sie freute sich darüber, denn für sie war ja ein Gast ‚Gottes Bote‘. Doch wurde mit diesen ‚Boten‘ gelegentlich auf die kurioseste Weise kurzer Prozeß gemacht, worüber sich die arme Marja Nikolajewna immer grämte und beisspiellos quälte.

Es war im Hause Brauch, daß Marja Nikolajewna als Freundin der Fürstin stets unter der Schar der Gäste anwesend sein mußte und zudem unbedingt einen Platz in nächster Nähe der Hausfrau einzunehmen hatte. Diese Ehre war eine große Last für die arme Frau, die beständig auf ihrem Sessel oder auf dem Divan hin- und herrutschte, immer im gleichen himbeerfarbenen Kleide und dem gelben französischen Schal mit dem blauen Turm auf dem Rücken und dem Saum

von Städten am Rande. Wie lange sie auch von Großmutter unterwiesen worden war, wie sie ihre Stellung auszufüllen habe, die bescheidene Marja Nikolajewna vermochte sich nicht daran zu gewöhnen und geriet beim Eintritt jedes neuen Gastes in Verwirrung, lächelte zu ihrer eigenen Aufmunterung und wickelte sich krampfhaft ihr Taschentuch um die Hände. Wenn der eintretende Gast nicht einer der Edelleute jener Gegend war, dem die Geseze und Bräuche in Großmutter's Haus bekannt waren, sondern eine neue Persönlichkeit, dann überkam Marja Nikolajewna eine fast krisenhafte Unruhe. Wenn sie ein neues Gesicht sah, wurde sie über und über rot, auf ihrer Nase trat der Schweiß in dicken Tropfen hervor, und sie hüpfte empor und begann zu knien, um sicher bemerkt zu werden. Man sah, daß es um so qualvoller für sie war, je eifriger sie sich bemühte, und sie beruhigte sich erst, wenn der Gast ihre Bemühungen wahrgenommen und ihr wie den andern eine Verbeugung gemacht hatte. Allein es konnte auch geschehen, daß die Fremden, die sich Großmutter vorstellten, Marja Nikolajewna keine Aufmerksamkeit zollten, denn sie hatte ja das verlegene und etwas lächerliche Aussehen einer Person, die man aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen hat. Der unvorsichtige und unerwartete Gast verneigte sich vor Großmutter und den Gutsbesizerinnen, Marja Nikolajewna aber beachtete er nicht . . . Und doch tat die bescheidene Frau stets mit den lächerlichsten Gesten alles, um von ihm gesehen und begrüßt zu werden; aber nicht etwa

um ihrer selbst willen. Für sich brauchte sie es natürlich nicht, — sie tat es Großmutter und insbesondere dem Gast selber zuliebe, denn sie wußte, welch Unheil über ihn hereinbrechen würde, wenn er keine Notiz von ihr nähme. Großmutter paßte scharf auf, wie er sich zu ihrer Freundin ‚verhalten‘ würde, und rief ihn, wenn sie bemerkt hatte, daß er Marja Nikolajewna als Luft behandelte und an ihr vorübergehen wollte, laut bei Namen und sagte: „Entschuldigen Sie, erweisen Sie mir doch die Güte, bleiben Sie einen Augenblick stehen! Mir scheint, Sie haben Marja Nikolajewna nicht begrüßt.“

Der Gast geriet in Verlegenheit, brummte etwas vor sich hin, ‚er habe nicht bemerkt‘ oder dergleichen, und beeilte sich natürlich, seinen Fehler gutzumachen. Allein Großmutter hielt den Gast dann fest und brachte mit großen Umschweifen eine Entschuldigungsrede vor:

„Seien Sie so gütig. Ich . . . ich muß Sie in diesem Fall ergebenst bitten, mir zu verzeihen . . . Sie haben sie ja . . . Sie kennen Marja Nikolajewna selbstverständlich nicht, aber Marja Nikolajewna ist meine beste Freundin . . . meine älteste, wissen Sie, meine erste Freundin . . . Eine hochachtbare Frau . . . Ihr Bruder ist Bischof, ja; und dazu hat nur sie ihn gebracht und verdient überhaupt allen Respekt: und so schätze ich sie denn selbst sehr hoch und empfehle sie Ihrem Wohlwollen.“

Herrje, wie wenig wir diese Entschuldigungsreden liebten und wie wir uns davor fürchteten! Sie spann sie geradezu wie einen dünnen Faden aus; und alle,

die sie kannten, wußten, daß sie das nicht ohne Absicht tat.

„Sie hat sich entschuldigt,“ sagten wir, „der kann sich jetzt freuen!“

Genau so scharf achtete die Fürstin auf den geringsten Versuch des Gastes, seine eigene Wichtigkeit oder Wohlerzogenheit vor den andern hervorzuheben. Marja Nikolajewna, die in allen derartigen Fällen die Rolle einer bête noire zu spielen hatte, sagte mir einmal: „Wenn es geschah, daß einem in ihrer Gegenwart etwas Französisches entschlüpfte, war ich gleich ganz aus dem Häuschen, denn ich wußte ja, sie würde gleich anfangen, sich zu entschuldigen, und vor allem alles auf mich schieben: ich hätte jedesmal am liebsten aufspringen mögen und ihn am Rock zupfen: ‚Hören Sie doch auf!‘ Sie aber hörte nur aufmerksam zu und runzelte immer mehr die Stirn, na, und dann fing sie an sich zu entschuldigen: ‚Gestatten Sie,‘ sagte sie, ‚daß ich Sie unterbreche: warum plagen Sie sich mit dem Französischen ab? Wir sind ja alle hier Russen, und meine Freundin Marja Nikolajewna . . . die versteht nicht einmal Französisch und könnte am Ende denken, daß man irgend etwas über sie sage, und sich dadurch gekränkt fühlen‘ . . . Und so war es immer, und fast immer ging es über mich her, so daß es mir geradezu eine Qual war, anwesend zu sein, wenn Gäste da waren; aber wie hätte ich sie durch mein Fernbleiben kränken mögen? Ich habe sogar einige Freunde bei solchen Gelegenheiten gewonnen; denn wenn sie einen so recht mit ihren Entschuldigungen

heruntergepußt hatte, konnte sie sich hernach häufig über sich selbst lustig machen. Ich aber hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, nach dem Mittagessen denjenigen, der meinetwillen hatte leiden müssen, aufzusuchen und um Entschuldigung zu bitten: „Väterchen! Verzeihen Sie mir um Christi willen, was Sie meinetwegen ausstehen mußten! . . . Ich habe, so wahr ich lebe, keine Schuld daran.“ Na, und dann gab mir ein jeder sofort die Hand, und wenn es ein guter Mensch war, dann küßten wir uns und mußten beide lachen, und mir sind nicht selten aus Petersburg von solchen Freunden Grüße bestellt worden. . .“

Es ist wahrhaftig erstaunlich, daß niemand Großmutter deswegen böse war.

Ich kann mich noch erinnern, wie Großmutter eines Tages einen jungen Petersburger Höfling aus dem Salon wies, der mit seinem Vater zu ihr gekommen war und sich scharf über ältere Personen äußerte. Großmutter begann sich alsbald vor ihm zu entschuldigen.

„Verzeihen Sie großmütigst,“ sagte sie zu ihm mit einem gütigen Lächeln, „ich meine, daß Sie sich hier mit uns alten Leuten langweilen; Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie in den Saal gehen wollten . . . zu den jungen Mädchen . . . Meine jungen Damen, Prinzessinnen!“ rief sie, „beschäftigt unsern jungen Gast!“

Und der Gast wies es nicht zurück: lachend bot er mir und meiner Schwester Natalie den Arm, und so gingen wir zu dritt in den Saal und begannen um

den großen Tisch herumzulaufen und verbrachten, ich muß es gestehen, die Stunde vor dem Mittagessen sehr heiter.

. Ja, so einfach ging es um jene Zeit zu, und so lebendig lebte noch in allen ein gegenseitiges Wohlwollen, an dessen Stelle heutzutage eine gegenseitige Gleichgültigkeit getreten ist. Und dennoch kam es Großmutter schon damals schlimm vor: ihrer Ansicht nach hatte sich seit der Rückkehr unserer Truppen aus Paris ein allgemeiner Mangel an gegenseitiger Achtung in der Gesellschaft eingebürgert.

„Alle lispeln sie,“ sagte sie, „und dennoch fehlt allen das wahre Gefühl für Takt.“

Zum Abschluß ihrer Charakteristik will ich hier noch anführen, was ein einfacher Mann über Großmutter sagte, der Mann jener so häufig genannten Diaconin Marja Nikolajewna. Dieser vormalige ‚Springer‘ und ‚Länzer‘, der die Lage meiner Kindheit noch miterlebte und uralt geworden war, erzählte mir einst von der Fürstin: „Sie war . . . gewissermaßen für den ganzen Adel . . . und für die ganze übrige Umgebung . . . so was wie eine Feuersäule, die in der Wüste den Weg weist, und eine Schlange, die vor Seuchen schützt.“

Als wäre es heute geschehen, so kann ich mich noch daran erinnern, wie der verwitterte Diacon diese eigenartige Bezeichnung aussprach. Es war um die Zeit jener schweren und entsetzlichen Vorfälle, mit denen unser Geschlecht in seiner späteren Epoche nicht nur Bekanntschaft machte, sondern von denen es sich nicht

mehr lösen zu wollen schien. Ich war krank und lag allein zu Hause, es war ein Winterabend, ich langweilte mich, und darum lud Olga Fedotowna, die mich pflegte, zu meiner Zerstreuung Marja Nikolajewna und ihren Mann ein. Olga Fedotowna schien durch jenes Ereignis, das sich in unserer Familie zugetragen hatte und sich wie ein schwarzer Fleck auf unsern guten Namen zu legen drohte, sehr bekümmert zu sein, darum wollte sie sich mit mir, obwohl sie mich bedauerte, nicht unterhalten, vermutlich wohl auch deshalb, weil sie mich, obwohl ich noch ein sehr junges Mädchen war, für mitverantwortlich an allen Sünden des jungen Geschlechtes hielt. Auch Marja Nikolajewna schwieg, und nur der alte Diakonus Dossifej Andrejitsch war gnädiger und leutseliger.

Mit dem Samowar beschäftigt saß er vor mir in seiner Priesterkleidung aus dunkelgelbem Nanjing, die ihn weit wie eine Wolke umfloß, und wippte unter deren ungeheuren breiten Säumen mit seinem gewaltigen Schmierstiefel; er erzählte mir vom Seminar, in dem er erzogen worden war, von Bischöfen und Sektierern und ließ plötzlich, nachdem er in seinen Erinnerungen auf Großmutter gekommen war, völlig unverhofft die oben angeführten Worte fallen, die mich so sehr durch ihre unverhoffte Originalität überraschten, daß ich mich nicht zurückhalten konnte und ausrief: „Wie, Dossifej Andrejitsch, warum war Großmutter eine Feuersäule! Wie war das möglich?“

Da fuhr Olga Fedotowna in die Höhe; ihre Worte überstürzten sich: „Deshalb, Mütterchen, deshalb . . .

deshalb war es möglich: wohin sie als Feuersäule leuchtete, dorthin gingen alle, und was sie wollte, das tat sie auch. Nicht in der Stadt, nicht in der Wohnung des Gouverneurs suchte man damals nach Weisheit, sondern man kam zu uns nach Protosanowo: ohne mit Großmütterchen zu beraten, wurde nichts vorgenommen: wenn die Wahlen heranrückten, kam jeder zuerst zu ihr und fragte sie um Rat, und der, den sie zu wählen beschloß hatte, der wurde auch gewählt, jeder andere war überflüssig, und wenn er nicht nur von vorne, sondern auch von den Seiten und von hinten benäht und zusammengestoppelt gewesen wäre. Dort wo man ihn zusammengestoppelt hatte, dort mochte er spazieren gehen, hier brauchte ihn keiner. Und so geschah denn durch ihre Leute alles nach ihrem Willen.“

„Ja, alle sangen ‚Kommt und laßt uns begrüßen,‘“ fiel der Diakonus ein, aber die hitzige Alte unterbrach ihn:

„Und warum war das so? Alles nur darum, weil sie von rechtem Fleisch und Blut und echtem Schrot und Korn war, darum zog sie die Feinen und die Einfachen in hellen Scharen hinter sich her; und weil sie sich nicht vom Volk absonderte wie ihr Windbeutel, Knirpse und Ausländer.“

Olga Fedotowna war bei diesen Worten in Hitze geraten, vergaß plötzlich, daß ich krank war, eilte auf mich zu, ergriff meinen Arm und schüttelte ihn heftig:

„Leer seid ihr und aufgeblasen, nichts weiter als die überflüssigsten Hohlköpfe! Was sind das schon für Menschen, denen ihr schön tut, und weswegen

schmolzt ihr mit euren eignen Leuten und verzieht die Lippen. Aber wartet nur, der Polizeimeister wird über euch kommen und euch die Lippen abschnüren, unbedingt wird er sie euch abschnüren. Und wie bald werdet ihr, ach wie bald, ihr Täubchen, am Kasentisch mit den Musikanten sitzen und Menschen sein, die man nicht mehr zu grüßen braucht! Es ist eine Schande!“

Die Erklärung dieses Unwillens und dieser Vorhersage wird man weiter unten lesen; ihr Platz ist viel später in dieser Chronik der Ereignisse, die ich den fleingewordenen und fast schon ihre Herkunft vergessenden Enkeln unseres uralten und guten Stammes zum Gedächtnis niederschreiben will. Aber nachdem ich diesen nicht ganz chronologischen Sprung vorwärts gemacht, will ich nunmehr wieder zu den ‚Zeiten von dazumal‘ zurückkehren, zu dem Ereignis, mit welchem die Periode des stillen Witwendaseins der Fürstin mit ihren kleinen Kindern auf Protosanowo abschloß und gleichzeitig eine neue Phase im Lauf meines Gestirnes anhub, das von Wolken und Nebeln umringt war.

## 16

Großmutter hatte ihr fünfunddreißigstes Jahr zurückgelegt; zu dieser Zeit waren die Fürsten Jakob und Dmitrij (der späterhin mein Vater wurde) schon so weit herangewachsen, daß es Zeit geworden war, an ihre Erziehung zu denken; ihre ältere Schwester aber, Prinzessin Anastasia Iwowna, hatte die Volljährigkeit erreicht und beendete soeben ihren Kursus im

Institut. Im Personal und in den Bräuchen des Hauses mußten mithin unausbleibliche Erneuerungen und Reformen vorgenommen werden, zu denen sich die Fürstin alsbald rüstete; allein sie rüstete sich ohne Übereilung und, wie man sehen konnte, mit nur geringer Freude. Alle waren darüber erstaunt, doch die Fürstin hatte ihre Gründe.

Ich halte es für nötig, daran zu erinnern, daß Prinzessin Anastasia ins Institut kam, nicht weil Großmutter es für gut fand, sondern nur, weil sie der Begründerin des Instituts damit einen Gefallen erweisen wollte, da diese den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchten alle Jungfrauen der besten Familien ihre Erziehung in ihm genießen. Großmutter war diese Willensäußerung heilig, und sie gehorchte, allein ihr Herz war nicht für das Institut. Ich weiß nicht, ob sie bestimmte Gründe für ihre Voreingenommenheit gegen Institutserziehung hatte, jedoch es war nun eben einmal ihre Ansicht, daß diese nichts taugen könne, und somit war der Auszug der Prinzessin aus dem mütterlichen Hause unter das Institutsdach ein Ungemach sowohl für Großmutter als auch für ihr Kind. Die tiefe und leidenschaftliche Natur der Fürstin litt schwer darunter: Olga Fedotowna erzählte, daß Großmutter fast den Verstand verloren hätte, bevor sie sich dazu entschloß, die Prinzessin ins Institut zu schicken.

„Keine Nacht“, sagte jene, „schlaf die Ärmste: sie spazierte immer im weißen Saal auf und ab, in den nie ein Mensch kam, außer wenn Bälle gegeben wurden. Und wenn sie den Saal verließ, sah sie schreck-

lich aus, steckte kein Licht an und ging immer auf und ab, oder sie setzte sich ans Fenster, durch welches die Straßenlaterne schien, und starrte Marja Fjodorownas Bild an, und dabei strömten ihr die Tränen nur so aus den Augen. Man muß annehmen, daß sie bis zur letzten Minute geschwankt hat, aber schließlich siegte die Ergebenheit über ihr Herz, und sie überwand sich selbst, aber seit jener Zeit war es, als hätte sie sich geradezu von der Prinzessin losgerissen.“

Dieses letztere Wort ihrer Erzählung war mir immer besonders schrecklich vorgekommen: ich konnte nie aufhören, eine große Ungerechtigkeit darin zu erblicken, daß Großmutter sich infolge ihrer Antipathie gegen eine Erziehung, der sie wohl oder übel selber ihr Kind überantwortet hatte, sich von ihrer Tochter losriß. Indem sie ihr Kind gegen ihren eignen Willen aus dem Hause gab, war es, als hätte die Fürstin sie schon für ein abgetrenntes Glied gehalten, und sie täuschte sich darin nicht. Sie wurde kalt gegen ihre Tochter, die Tochter aber auch gegen sie. Solange die Fürstin noch in Petersburg lebte, besuchte sie ihre Tochter häufig und erfüllte ihre mütterlichen Pflichten, doch hatte schon damals die frühere lebendige Verbindung zwischen beiden aufgehört.

Großmutter's Abreise nach Protosanowo trennte Mutter und Tochter noch mehr: während die Fürstin dort inmitten der fernen friedlichen Gefilde alle guten Eigenschaften der Gutsbesitzerin in sich zur Reife brachte, wuchs die Prinzessin in den Mauern des Petersburger Institutes heran, in einer Sphäre kraftloser Wissen-

schaft und glühender Phantasien, die von einem andern Leben träumten, dessen Lärm und Glanz bis in die Zellen des Institutes drang und unter seinen Hallen erklang wie das Raunen einer fernen Aeolsharfe. Das Landleben kannte man hier nur als etwas Bukolisches, und zwar nur aus den französischen Fabeln. Es war geradezu unmöglich, sich dem Selbstbetruge hinzugeben, als werde es der Prinzessin nach Beendigung ihres Kurses angenehm sein, in den Kreis der Bekannten und ‚Freunde‘ ihrer Mutter einzutreten und deren einfachen Aufgaben zu leben. . . .

Während der ganzen Zeit, da die Prinzessin im Institut war, reiste die Fürstin nur ein einziges Mal nach Petersburg mit dem eigentlichen Ziel, ihre Tochter aufzusuchen. Diese Reise war um jene Zeit keine einfache Sache, und darum entschloß sich die Fürstin nie mehr sie zu wiederholen, um so weniger, als ihr alles, was sie nach ihrer zweijährigen Abwesenheit in Petersburg wahrnahm, tief zuwider war. Die russische Sprache wurde damals so stiefmütterlich behandelt, daß man sie fast nur im Umgang mit Dienstboten gebrauchen konnte, im Institut aber sagte sogar die Zofe, der die Fürstin ein Geschenk machte, weil sie die Prinzessin so gut bedient hatte, als sie um Erlaubnis bat Großmutter die Hand zu küssen: „Gestatten Euer Durchlaucht, mit einem Handkuß Merci zu sagen!“

Erzürnt verweigerte Großmutter ihr die Hand.

Seit jener Zeit war Patrikej Jahr für Jahr in Petersburg gewesen. Er mußte der Prinzessin Geschenke überbringen und hatte die Aufgabe, sie möglichst

eingehend zu betrachten und darauf der Fürstin alles möglichst genau wiederzugeben. Im ersten Jahr war ihm das befriedigend gelungen, allein schon im zweiten kehrte Patrikej nach zwei Monate langer Abwesenheit sehr verlegen zurück, brummte anfangs nur in seinen Bart und erzählte Unsinn, bald danach aber bat er um Vergebung und berichtete, daß er sich an jedem Empfangstage ins Institut begeben habe, allein sei die Prinzessin nur ein einziges Mal zu ihm herausgekommen, und auch das nur auf eine Minute, als er das erste Mal da war; von da ab aber habe sie die Geschenke vom Portier entgegennehmen lassen, abgelehnt ihn zu sehen und sei nicht einmal zum Abschied herausgekommen. Im übrigen, sagte Patrikej, sei die Prinzessin lustig und gesund, denn er hatte sie, nachdem es ihm gelungen war, den Portier zu bestechen, beständig von dessen Stube aus beobachtet und gesehen, wie Prinzessin Anastasia mit den andern jungen Mädchen spazieren ging.

Großmutter war hierüber nicht wenig erstaunt: „Wie! das junge Ding, noch nicht flügge und will nicht einmal einen Menschen aus ihrem eignen Hause empfangen! Und welchen Menschen! Weiß sie denn etwa nicht, daß er mehr mein Freund ist als mein Diener, oder hat sie schon alles vergessen?“

So waren die Institutsjahre vergangen. Die Fürstin war seit der Zeit, da sie den Plan gefaßt, nach Petersburg zu fahren und ihre Tochter abzuholen, nie mehr besonders froh. Sie schwankte. Sie wußte nicht, ob es besser sei, die Tochter aufs Land zu schaffen

und hier umzumodeln, oder einstweilen in das Petersburger Palais zu übersiedeln und dort die Prinzessin mit einem Manne zu verheiraten, dessen Erziehung der ihrigen mehr entspräche.

Unterdessen entschwanden die Tage, und es rückte die Zeit der unvermeidlichen Abreise heran. Man traf bereits die Vorkehrungen dazu, und schon war der Tag der Abfahrt bestimmt. Bis zur Gouvernementsstadt sollte Großmutter mit ihren eigenen Pferden fahren, von da ab mit wechselnden Kutschern, die dazumal für inoffizielle Personen zuverlässiger waren als die Post.

Alein der Mensch denkt, und Gott lenkt nach Seinem Willen, und bald fand sich Großmutter vor einem unerwarteten und unwahrscheinlichen Ausweg.

## 17

Um die Zeit, da sich die Reisevorbereitungen der Fürstin bereits ihrem Ende näherten, kam ein neuer Magnat jener Zeit, Graf Funkendorf, zu Besuch in die Gouvernementsstadt; ihm waren kurz vorher Ländereien in unserm Gouvernement verliehen worden, und nun war er da, sie zu besichtigen und freie Bauern auf ihnen anzusiedeln. Außerdem war er dank seines hohen Ranges mit besonders weitgehenden Vollmachten ausgestattet, so daß er gleichzeitig seinem Haushalt vorstehen und die Welt regieren konnte.

Da jede Nachricht raschestens in Großmutter's Haus gelangte, hörte sie alsbald von der neuen Persönlichkeit, aber sie empfing die Botschaft mit Mißtrauen und Un-

zufriedenheit. Ich vergaß zu sagen, daß zu ihren Sonderbarkeiten auch die gehörte, daß sie ‚Grafen‘ nicht ausstehen mochte. Ihrer Ansicht nach hatten in Rußland außer dem Zarengeschlecht nur noch Fürsten, Edelleute, Beamte, Kaufleute und Bauern Lebensberechtigung. Grafen jedoch . . . sie pflegte zu sagen, daß es bei uns von altersher keinerlei Grafen gegeben habe, und sie wüßte auch nicht, wo sie eigentlich hergekommen wären.

„Man sagt, da gäbe es neuerdings Grafen; Gott mit ihnen! Sie arbeiten nicht für mich, noch dienen sie mir, und auch ich stehe ihnen nicht im Wege, warum es sich so gefügt hat, das ahne ich nicht.“

Wenn aber die Grafen ausländische Familiennamen führten, dann wollte sie nicht einmal ihren Titel gelten lassen.

„Dummheiten,“ bekräftigte sie, „pure Dummheiten, sie haben sich zur eigenen Belustigung ausgedacht, sich Grafen zu nennen. Nehmt nur den Cagliostro, der ein einfacher Italiener war, ein Macaronifresser, durch ganz Europa reiste, seine Kunststücke sehen ließ und Soupers mit Verstorbenen gab, der ließ sich auch Graf nennen.“

Man wird sich nicht wundern, daß Großmutter bei dieser Anschauung keine hohe Meinung von dem Grafen Funkendorf hatte, von dem ihr berichtet worden war, wie gewaltig und wie streng er sei und wie die Obrigkeit in der Gouvernementsstadt aus Furcht sich vor ihm erniedrigte und vor ihm bebte.

„Was soll das heißen . . .?“ fragte sie: „Selbst angenommen, daß er in der Tat eine Standesperson ist,

obwohl ich sein Geschlecht nicht kenne, warum sich vor ihm fürchten? Er ist doch kein Ivan der Schreckliche, und auch vor dem haben sich unsere Väter weniger gefürchtet als vor Gott, sondern er ist nur ein Petersburger Göze, der jetzt den Stock schwingt — schau mir einer an, — aber auch mit ihm wird es nicht lange dauern. . . . Reisen denn nicht viele dieser Gattung im Lande umher mit donnernden Rädern, kaum aber hat man sie recht betrachtet, da hat schon ein anderer den Gözen am Beinchen gepackt, und mit eins ist er über alle Berge.“

Der Graf, der für alle anderen solch ein Schrecken war, erschien der Fürstin gegenüber ganz anders; mehrere Gerüchte drangen bis zu ihr, daß er sich sehr für sie interessiere und daß er sowohl beim Gouverneur als auch im Adelsklub von ihr mit größtem Respekt gesprochen habe.

„Was mag er nur von mir wollen?“ staunte die Fürstin und mußte noch mehr staunen, als eines Abends Patrikej ihr die Ankunft eines Boten meldete, der mit einem Brief vom Gouverneur nach Protosanowo gekommen war.

Großmutter erbrach das Siegel und las, der Graf wolle sich ihr vorstellen und bäte um Erlaubnis, sie an einem Tage, den sie selber bestimmen möge, besuchen zu dürfen.

Die Fürstin erwiderte, daß sie sich über jeglichen Gast sehr freue und einen besonderen Tag nicht bestimmen könne, doch müsse sie jetzt schon mitteilen, daß sie demnächst nach Petersburg reise, um ihre Tochter zu holen,

und den Grafen bitte, wenn es ihm gefällig sei, seinen Besuch nicht zu lange hinauszuschieben.

Der angekündigte Besuch bedrückte sie, es war, als hätte sie eine Vorahnung gehabt, wie er verlaufen würde. Sie hatte schon des öftern verschiedene ähnliche ‚kleine Götzen‘ aus Petersburg bei sich gesehen und sie wie jeden andern empfangen, dieser aber war ihr aus irgendeinem Grunde besonders unangenehm.

Da die Fürstin frei von jeder Großtuerei und ebenso frei von Argwohn war, hatte sie sich eigentlich noch nie die Frage vorgelegt, aus welchem Grunde der eine und der andere sie aufsuchen wollte, — sie kamen und damit basta; in diesem Falle aber wollte ihr die Frage nicht mehr aus dem Sinn. „Was will er von mir?“ Sie zerbrach sich den Kopf, runzelte die schönen Augenbrauen und konnte stundenlang darüber nachgrübeln, während sie die zu ihren Füßen auf dem Teppich spielenden kleinen Fürsten betrachtete.

„Man könnte vielleicht meinen, daß er Bauern von mir kaufen will, aber erstens habe ich keinerlei Recht, sie zu verkaufen, denn sie gehören ja den Kindern, und andererseits: habe ich etwa Ähnlichkeit mit denen, die ihre eignen Leute verkaufen? . . . Oder sollte er Geld brauchen . . . ich halte es für ausgeschlossen, daß er es ausgerechnet von mir borgen möchte!“ Und aufs neue schaute sie ihre Kinder an und mußte dabei denken: „Handelt es sich am Ende um meine Kinder? Aber wer dürfte wagen, sich da einzumischen? Es ist freilich wahr, bei der Tochter war das geschehen, aber das war ja nur ein Mädchen, da konnte ich noch nach-

geben: ein Mädchen bleibt nicht beim eignen Geschlecht, sie wächst auf, verheiratet sich und wird die Nachbarin ihres eigenen Hauses; die Knaben aber, die Söhne . . . das ist eine völlig andere Sache: auf ihnen ruht die ganze Zukunft des Geschlechtes; sie müssen in ihrem eignen Felde reif werden — einer nach dem andern, echte Protosanows, — und sollen vor aller Augen ehrlich ihren Lauf vollbringen, um einst, wenn ihre Zeit gekommen und sie wie Ähren überreif geworden, in abgemähten Reihen sich hinzulegen . . . In dem Punkte soll man niemand nachgeben, denn hier kann jeder Fehler in der Erziehung den Tod des ganzen Geschlechtes bedeuten.'

Die Fürstin hatte schon damals reiflich erwogen, wie sie die Erziehung ihrer Söhne in die Hand nehmen und was sie aus ihnen machen würde.

„Oder ist es am Ende meine Tochter, die ihn interessiert?“ Die Fürstin rückte der Frage immer näher auf den Leib und überlegte, daß sie, diese Grafen, große Zugreifer wären: sie mußten stets auszuspähen, wo es eine russische Frau gab, an deren schöner Mitgift man sich delectieren könnte. . . . „Warum nicht? Das möchte angehen. Man erzählt, er sei nur fünfzig Jahre alt. . . . Nach Ansicht dieser Leute wird das heutzutage als jung betrachtet, dabei ist er, wie man sagt, noch ein recht stattlicher Mann. Witwer, gesund und eine Standesperson . . . warum nicht? Solche Ehen mit sechzehnjährigen Bräuten sind in Petersburg jetzt an der Tagesordnung. Es ist zwar abscheulich, aber wer weiß, das konnte ihm schon in den Sinn kommen.'

Plötzlich aber schoß ihr eine völlig andersgeartete Überlegung durch den Kopf, eine Überlegung, der sie sich seit dem ersten Tage ihres Witwenthums noch niemals hingeeben hatte: sie mußte plötzlich denken, daß sie selbst erst fünfunddreißig Jahre alt sei und gegenwärtig sogar schöner als damals und zudem dreimal reicher als ihre Tochter. . . . Fünfunddreißig und fünfzig, diese Lebensjahre lagen einander viel näher als fünfzig und sechzehn. Da ferner diese Kombination viel vorteilhafter für den Grafen war, war es nicht in der That denkbar, daß er sie mit seiner Werbung zu beglücken gedachte?

Dieser Gedanke schien Großmutter so klar und logisch, daß sie alsbald an ihn wie an eine unentrinnbare Tatsache zu glauben begann und dem Besuch mit solcher Unruhe entgegenseh, daß sie sich sogar über sich selbst ärgerte.

Was sollte das nur wieder? Wußte sie vielleicht nicht, wie sie jede Annäherung von dieser Seite aufnehmen, wußte sie nicht nur zu gut, was sie darauf erwidern würde?

Unterdessen ,reiste der Göze heran, und schon donnerten unweit seine Räder‘.

Der Graf dankte Großmutter für ihre Aufforderung und benachrichtigte sie, er werde sie am nächsten Sonntag aufsuchen, in Begleitung des Gouverneurs, der ihn ihr vorstellen werde. Großmutter gefiel dieser Pomp nicht.

„Was soll das? warum? was soll mir der Gouverneur?“

Denn der Gouverneur war nach Großmutter's unabhängigen und originellen Begriffen ‚der erste Beamte im Gouvernement‘, und Beamte hatten wohl mit ihr zu tun, sie aber nicht mit ihnen: war ein Beamter höflich gegen sie und gut gegen die andern, dann empfing sie ihn in ihrem Hause, war er es nicht, so wollte sie von ihm nichts wissen. Das war bei ihr die Regel. Allein nun half nichts mehr, die Gäste mußten empfangen werden, und der Tag ihrer Ankunft brach an: es war ein heller und schöner Tag. Das Haus der Fürstin erstrahlte wie immer in vollem Glanz, aber es war darin um kein Haar mehr Bewegung als sonst; lediglich die Tafel war etwas erweitert worden, und Patrikej hatte sich morgens in das kleine Steingebäude begeben und von dort zwei große silberne Tablette geholt, eine runde vergoldete Emailschüssel für Gelee, und ein großes Präsentierbrett mit gueridons für fünfzehn Konfekt-service. Patrikej pflegte diese Gegenstände nach der Zahl der Gäste persönlich zu holen und nach Tisch wiederum persönlich zurückzutragen und in einer Steinkammer einzuschließen, die vor Feuer und Dieben sicher war.

Da fünfzehn Konfekt-service geholt wurden, war es klar, daß außer dem Grafen, dem Gouverneur und der Hausfrau selber sich noch weitere zwölf Personen zu Tisch begeben würden; doch waren keineswegs erlesene Gäste eigens dazu eingeladen worden, im Gegenteil, es waren die gewöhnlichen Leute

und außerdem noch Nachbarn, die zufällig Besuch gemacht hatten und zum Mittagessen dablieben. Unter ihnen befanden sich sowohl Marja Nikolajewna als auch Donquijote Rogoschin, dessen ich bereits mehrfach Erwähnung getan habe und von dem ich an dieser Stelle unbedingt einige Worte sagen muß, bevor ich ihn mit dem Grafen zusammenbringe.

Dorimedont Wassiljewitsch Rogoschin, der späterhin den Zunamen Donquijote erhielt, war ein Sonderling, wie es sie selbst in jener Zeit nur selten gab, in unserem nivellierenden Zeitalter aber gar nicht mehr gibt.

Er war ein langer magerer, rothaariger Edelmann mit schwermütigen smaragdfarbenen Augen, von denen er das eine späterhin verlor. In seinem Äußeren erinnerte Rogoschin ungemein an die allen bekannte Figur Donquijotes, und er war wie dieser ein wenig verrückt. Zufällig wurde diese Ähnlichkeit durch Rogoschins originelle Kleidung noch mehr unterstrichen: Dorimedont Wassiljewitsch liebte es, kurze Oberkleidung zu tragen, etwa in der Art eines Kamisols oder einer Joppe, das dem ärmlichen Wams des Ritters de la Mancha ähnlich sah; dieses Gewand wurde eng zusammengehalten von einem verrosteten Metallgürtel aus länglichen Blechstücken, die unter einander durch dünne feste Kettchen verbunden waren, von denen freilich mehrere bereits abgerissen waren. Seine Kleidung war beständig in Unordnung, allein Rogoschin schenkte solchen Kleinigkeiten keinerlei Aufmerksamkeit. Und wahrscheinlich hätte er es nicht ein-

mal für anständig gehalten, nagelneue Kleider wie irgendein Stadtbewohner anzuziehen. Als echter Hinterwäldler liebte er noch in seinen Fetzen deren einstige Schönheit und hatte recht: sie kleideten ihn außerordentlich gut und paßten zu ihm, wie niemals ein neues Gewand gepaßt hätte. Der Sonderling hatte während der vaterländischen Kriege im Heer gedient, war gefangen genommen und nach Frankreich geschleppt worden, von wo er einige Zeit darauf, ganz angefüllt mit den liberalen Ideen der damaligen Zeit, wieder heimkehrte, Gedanken, die er freilich auf seine Weise verarbeitet hatte. Er war ein Feind jeglicher Bedrückung und ein Freund der Demokratie, zugleich aber ein Freund des verbannten Adels, mit dessen Wiederaufrichtung er stark sympathisierte, denn er liebte den ‚Adel der Gedanken‘ und haßte die aufgeblähten Emporkömmlinge. Ins Vaterland zurückgekehrt, geriet er ordentlich in Verwirrung: mit wem sollte er sympathisieren und für wen eintreten? Lange konnte er nicht mit sich selbst einig werden: wer hier eigentlich der Bedrücktere wäre und wer also mehr Unrecht auf seine Verteidigung hätte. Bald trieb es ihn, die Kerker zu zerstören und die ungerechten Richter zu verprügeln, bald wieder ergrimimte er, wenn er die Klagen vor den herrschaftlichen Kontoren hörte, und verlor schließlich so sehr den Kopf, daß er als erstes seine eigenen Bauern aus der Leibeigenschaft zu entlassen beschloß. Gesagt, getan. Er besaß ein Nichts von einem Gütchen, das ihm von der Mutter her zugefallen war, einer Adeligen, die eigentlich fürs Kloster bestimmt

gewesen und dann plötzlich seinen Vater geheiratet hatte. Dieses Gütchen und die ebenfalls von der Mutter ererbte Fähigkeit, die halbgemalte altertümliche Schrift zu schreiben und Initialen und Verzierungen mit Gold und Zinnober auszumalen, bildeten Donquijotes ganzes Erbe. Den Bauern erklärte er, daß sie frei seien und gehen könnten, wohin sie wollten; aber die Bauern gingen nicht fort. Dieser Umstand setzte Rogoschin in Erstaunen, allein als die neun Bauern, die seine ganze leibeigene Macht bildeten, sich vor seinem ‚Strohhäuschen auf Hühnerbeinchen‘ versammelten und ihm erklärten, daß sie trotz ihrer Freiheit die Polizeibeamten und die andere Obrigkeit fürchteten, bewegte Dorimedont Wassiljewitsch ziemlich lange schweigend die Lippen und kaute an seinem langen roten Schnurrbart, worauf er endlich eine vage Handbewegung machte und sagte: „Dann macht was ihr wollt; für mich aber dürft ihr nicht mehr arbeiten.“

Die Bauern gingen darauf ein: die Bedingungen waren ja für sie ziemlich bequem und leicht. In der Folge aber nahmen diese Bauern weniger aus Großmut als wegen des Spottes der Nachbarn, daß sie ‚lebendig ihren Herrn Hungers sterben ließen‘, das irdische Joch zu Rogoschins Gunsten wieder auf sich: freiwillig übernahmen sie es, seinen Gemüsegarten zu bestellen und seine Wiese, auf der eine Kuh und ein paar Schindmähren weideten, ja, sie erneuerten sogar das Strohdach des Hauses. Und da ferner Dorimedont um die Zeit häufig zur Stadt fahren mußte, wo er damit zu tun hatte, eine Pension für seine Dienste

und Wunden zu erlangen, und einen Kutscher brauchte, wählten die Bauern aus ihrer Mitte den Bauern Sinka, der ihn bedienen mußte. Der Bauer Sinka, der auf diese Weise zum Sancho Pansa unseres Donquijote wurde, schien von der Natur selber zu diesem Amt bestellt worden zu sein. Als er einst in seiner Kindheit von einer hohen Esche die braunen Maikäfer herunterschüttelte, die in den Dörfern von Händlern aufgekauft und an die Apotheker weiterverhandelt werden, stürzte Sinka vom allerhöchsten Wipfel des Baumes ab und beschädigte sein Kreuzchen. Trotz dieses Schadens wuchs er doch wieder zusammen, jedoch so sonderbar, daß seine untere Hälfte immer einen Schritt hinter der oberen Hälfte zurückzubleiben schien. Als Sinka in die Jahre kam, wuchs ihm zwar ein Bart, er selber aber wollte fast gar nicht wachsen und war infolge seiner Schwäche für keine der schweren ländlichen Arbeiten zu verwenden. Darum saß er im Sommer gewöhnlich an den Wegen und flocht Bastbeutel, im Winter aber zog er mit Nadel und Schere umher und schneiderte Bauernkittel und die kurzen Schafpelze. Dank seines langjährigen einsamen Herumsitzens an Triften und Landwegen hatte Sinka in sich die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, in ungewöhnlichem Maße entwickelt; sein fahrendes Schneidergewerbe aber, bei welchem, wie man weiß, die Fertigkeit, Stoffreste und Abfälle verschwinden zu lassen, eine so große Rolle spielt, hatte ihn allerlei Gewandtheit und Schlaueit hinzulernen lassen, für die er vermutlich von Haus aus begabt war.

Dies war der Mann, mit dem die Rogoschinschen Bauern ihren guten Herrn belohnten. Nachdem Rogoschin Sinka gemustert hatte, hielt er ihn nicht für ungeeignet, sein Bedienter zu werden, und als er dann mit ihm gesprochen hatte, war er einfach entzückt von ihm. Sein Schneidergewerbe hatte Sinka weit herumgeführt, er war fast in allen Dörfern des ganzen Kreises gewesen, kannte viele Leute und fürchtete sich keineswegs vor unbekanntem Straßen, da er die Fähigkeit hatte, sich immer durchzufragen; zudem war er in der Lage, die Kleidung des anspruchslosen Donquijote zu flicken, und war ebensowenig wie sein Herr ein Freund davon, lange unter einem Dach zu sitzen. Ferner mußte Sinka verschiedene schreckensvolle Märchen zu erzählen und authentische Berichte von Hausgeistern, Wassergeistern, Zauberern und überhaupt von bösen Leuten; was aber noch wichtiger war, er verstand es vortrefflich zuzuhören und schien, wenn er auch im Innern dem, was sein Herr ihm sagte, zuweilen nicht beipflichtete, dennoch äußerlich stets mit ihm einer Meinung zu sein. In seinem Innern hielt er Rogoschin für einen Narren oder zum mindestens für einen ‚Einfältigen im Herrn‘. Mit einem Wort, Pansa war für unsern Donquijote in jeder Beziehung wie auf Bestellung gebacken, und so begaben sie sich denn gemeinsam auf ihre Reisen.

Unter seinem Hausgerümpel fand Dorimedont Wassiljewitsch eine altersschwache abgerissene Ribitka aus Rohrgeslecht, die auf zwei morschen Wagenbäumen ruhte und unbereifte Räder hatte. Vermittels dieses

Fuhrwerkes hatten seine armen Eltern ihn seinerzeit zur Schule gebracht; sie hatten es ihr Reisewägelchen genannt. Dann besaß er noch eine graue Stute der gewöhnlichen Bauernpferdrasse und deren absteigende Nachkommenschaft: ein dreijähriges fuchsfarbenes Pferdchen und ein noch nicht von der Zitze entwöhntes Füllen. Die Vorbedingungen für das Reisen waren also gegeben. Es fehlte freilich an dem Geschirr, allein dafür fand sich ein Kummer, an welches die Riemen befestigt wurden, für das Beipferd aber wurde ein Sielengeschirr zu Hause zusammengezaubert, und überall, wo es nötig war, wurden kleine Stricke, Bastseile und Bastfasern herumgewickelt und angeheftet. So wurde Donquijote auf den Weg gebracht.

Lang und mit wechselndem Glück kämpfte Rogoschin um seine Pension: bald ging seine Sache flott, bald wieder stockte sie. Sobald sich die geringste Verzögerung ergab, untersuchte Rogoschin nicht erst lange, wer die Schuld daran trüge, sondern fuhr einfach alle an, die ihm in den Weg liefen, beginnend mit dem Gouverneur und beschließend mit dem Schreiber. Dank dieser Energie wurde er bald im ganzen Gouvernement als Sonderling bekannt, und wenn er sich in der Stadt zeigte, so folgten ihm stets verschiedene Leute von ferne, um den Furchtlosen eingehend zu betrachten. Der Bauer Sinka machte sich diesen Umstand zunutze und zeigte lange Zeit in den Herbergen allen, die danach Verlangen trugen, seinen Herrn für Gebäck und kleine Münze, allein Dorimedont Wassiljewitsch entdeckte eines Tages zufällig diese Kniffe seines Pansa, legte

ihn vor allen Leuten über sein langes und dürres Knie und versohlte ihm den abgebogenen Teil. Donquijotes lästige Zudringlichkeit hatte freilich auch ihre gute Seite für ihn: die Obrigkeit verlor die Geduld und erwirkte ihm eine Pension, so was wie fünfhundert Rubel in Assignaten, worüber Rogoschin hochentzückt war. Allerdings setzte ihn ein Umstand sehr in Erstaunen: noch bevor er diese Pension erhielt, liefen bei ihm im Übermaß gerichtliche Klagen ein wegen Beleidigungen und Beschimpfungen, die er bald der einen, bald der andern obrigkeitlichen Persönlichkeit zugesügt haben sollte! Wie, er hielt sich doch, weil man ihn so lange gepeinigt, selber für beleidigt, und nun wagten gar jene ihn zu verklagen! Satisfaktion, das wäre eine andere Sache . . . Die war er jedem zu geben bereit, aber sich mit Gerichtsschreibern herumzuschlagen und all das zu Papier zu bringen . . . Das war zu nichts nütze!

Und aufs neue stülpte Dorimedont Wassiljewitsch über seine Rosinanten Bastseile und Hanfstricke und sprengte, wiederum mit dem gleichen Sinka und gefolgt von dem gleichen Füllen, in die Stadt, um allen denen, die ihn verklagt, Satisfaktion anzubieten, allein keiner wollte etwas von Satisfaktion wissen, und alle verwiesen ihn an den Kriminalgerichtshof.

Rogoschin geriet in Zorn, spuckte auf alles und fuhr, nachdem er allen, die er zu Gesicht bekommen, noch größere Grobheiten gesagt hatte, zur Stadt hinaus, unbekannt wohin. Zu Hause suchte man ihn umsonst, und umsonst lud man ihn mit Papieren vor

Gericht: Dorimedont Wassiljewitsch war verschwunden und blieb es ganze drei Jahre lang, niemand wußte wo. In dieser ganzen Zeit bereifte er, sich vor dem Gericht verborgen haltend, verschiedene entferntere und nähere Klöster, deren gütige Mönche seiner meistens sehr froh waren. Rogoschin kannte als Sohn einer im Kloster erzogenen Mutter die klösterlichen Gebräuche und besaß die Fähigkeit, den Mönchen nicht zur Last zu fallen, sondern erwies sich im Gegentheil überall als ein Mensch, der sehr nützlich war: er wußte die alten schon ins Modern gerathenen Bücher zu untermalen und einzubinden; die Titel aber übermalte er mit Zinnober und Musivgold, wie er es denn überhaupt meisterhaft verstand, derartige kleine Arbeiten auszuführen, für die man nicht nur in jenen Einöden, sondern auch in den belebten Städten nicht leicht einen geschickten Künstler finden kann. Wie gesagt, Rogoschin hatte seiner Mutter seinen Geschmack geerbt, und jetzt kam ihm seine Kunst zustatten. Und man kann wirklich sagen, daß kein einziges Kloster je eingewilligt hätte, ihn einem andern abzutreten, wenn es dort nicht ebenfalls unterdrückte Leute gegeben hätte, für die einzutreten Dorimedont Wassiljewitsch sich zur unweigerlichen Pflicht gemacht hatte, wodurch er endlich mit allen in Streit geriet. Da nun das Beschützen und die damit unvermeidlich verbundenen Streitereien seine unzertrennlichen Begleiter waren, kam es, daß er häufig den Aufenthaltsort wechseln mußte, bis er schließlich, Gott weiß wie weit entfernt, in einem Kloster landete, das ein großes Archiv alter Manuskripte besaß, die ihm über-

antwortet wurden, damit er sie durcharbeite und in Ordnung bringe.

Unser Sonderling freute sich so sehr über diesen reichen Segen, daß er, ganz eingewöhlt in staubiges Archivgerümpel, nicht mehr zu sehen vermochte, was sich rings zutrug: wer bedrückte, bedrückt wurde, wer litt und unter wem.

Rogoschin war überhaupt sehr wißbegierig und vornehmlich in der Geschichte ziemlich belesen; was er jedoch nicht leiden konnte, war *Er d i c h t e s*, bei dem ihn stets die persönlichen Ansichten des Autors störten. Er liebte es, die Quellen zu lesen, da in diesen alle Ereignisse geschildert werden, wie sie waren, und die Tatsachen in heiliger Einfachheit wiedergegeben werden, wodurch der Leser nicht gezwungen wird, die Dinge unter dem Gesichtswinkel zu betrachten, welchen ihm der Autor eines erfundenen Buches aufzudrängen sucht. Hier fiel endlich Dorimedont Wassiljewitsch das süße Los zu, seine Neigung für ein solche Lektüre bis zur Übersättigung befriedigen zu können. Es war ein gesegnetes Leben: er las, seine Pferdchen pflügten die klösterlichen Felder und fuhren das Heu von den Wiesen der Klosterfilialen ein, der abgebrochene Sinka aber, den die Mönche bei seinem Taufnamen Sinowij nannten, fegte das Refektorium und wurde bei den schmackhaften Getränken und dem weichen Brote feist wie ein fettes Kalb. Ein besseres Leben hätten sich weder Donquijote noch sein Pansa jemals ausdenken können: Sinka, der im allgemeinen wenig vom Beten hielt, war so von diesem Leben entzückt, daß er eifrig Gott pries

und ständig betete, es möge doch so spät als möglich enden. Hätte Voltaire unsern Landsmann gekannt, er hätte eingestehen müssen, daß er mit seiner Auffassung, es wäre bequemer nach dem Mittagessen zu beten, nicht allein dastand; jedoch unsere Naturphilosophen werden wahrscheinlich niemals zu jener Berühmtheit kommen, die ihnen beständig von den Ausländern vorweggeschnappt wird.

Vermutlich ist Sinkas Gebet nach dem Mittagessen genau so wenig zum Herrn aller menschlichen Lose gedrungen, wie jenes satte Gebet, dessen Voltaire sich rühmte: denn weder dem einen noch dem andern dieser Beter geschah nach seinem Bitten. Es drang die Nachricht auch bis in dieses Kloster, daß schon vor einem halben Jahr gelegentlich einer Jubelfeier ein Manifest ergangen sei, daß die Strafe für die meisten jener Vergehen erlassen würde, in deren Kategorie die gehörten, deretwegen sich Rogoschin in freiwilliger Verbannung verborgen hielt.

Dorimedont Wassiljewitsch bedankte sich allsogleich bei dem Prior für das Obdach und für die ihm geschenkten Manuskripte aus der Zahl jener, die dem Kloster überflüssig erschienen waren, und begab sich alsbald auf die Freitreppe des Klosters, von wo er schrie: „He, Einschlagzu!“

Sinka kannte diesen Ruf: es war der Schlachtruf seines Herrn, ein Ruf, komponiert halb aus seinem Namen Sinowij, halb aus der Abkürzung folgender Worte: „Sinka, vorwärts, schlag zu!“ Ja! so schrie Rogoschin bei seinen ritterlichen Überfällen auf Bedrückter.

Wie ein Hase sprang Sinka aus der Backstube hervor, ergriff noch im Fluge ein derbes Stück des weißen Brotes und fuhr nach zehn Minuten mit dem bekannten abgerissenen Reisewägelchen und den zwei ebenfalls schon bekannten Pferdchen in ihrem ganzen Hanf- und Bastgeschirr am Tore vor.

Donquijote Rogoschin trat vor das Tor in dem ihm vom Prior als Lohn für seine Arbeit geschenkten schwarzen Umhang, aus dem er anfangs einen Mantel hatte machen lassen wollen; einige Zeit danach kam er jedoch zur Überzeugung, daß er ihm auch ohne Umgestaltung treffliche Dienste leiste. Er schleuderte einen ganzen Stapel eingebundener oder auch einfach in Bündel geschnürter Handschriften in das Wägelchen und schrie: „Und nun, schlag zu, Sin- schlag zu; schlag zu! Sinka, schlag zu!“

So rollten sie ab.

Zu Hause trafen sie alles so an, wie sie es verlassen, im Zustande der gleichen Verödung; freilich schien sich das Strohdach noch ein wenig tiefer gesenkt zu haben. Die Leute konnten an den beiden ebenfalls keine sonderlichen Veränderungen wahrnehmen: einzig der Reisetwagen, der im Kloster unter dem Hühnerboden gestanden, schien oben ein wenig weiß geworden zu sein, und mit der grauen Stute kam ein neues Füllen gelaufen. Letzteres war übrigens nichts Ungewöhnliches, denn dieses räthelhafte Pferd brachte es fertig, jedes Jahr neue Füllen zu bekommen; allerdings hatte seit der Zeit, da es dem heimgekehrten Herrn zum Fahrpferd diente, keines dieser Füllen das erste Jahr

überlebt. Sie vermochten gewöhnlich nicht so ausdauernd zu laufen wie ihre Mutter oder wie ihr mit jener zusammengespannter älterer Bruder und blieben entweder zurück und gingen auf diese Weise verloren, oder sie krepirten auf der Straße vor Überanstrengung; und dennoch, wenn Donquijote ein Jahr darauf mit seinen staunenswerten Pferden aufs neue durch die Lande sprengte, zottelte ihm mit hellem Wiehern ein neues Füllen nach, bis auch dieses irgendwann und irgendwo verloren ging.

Ich nannte Rogoschins Klepper staunenswert, aber ich fühle, daß dieses Wort viel zu schwach ist, jene Ehrfurcht auszudrücken, mit der ihr Andenken noch von den spätesten Nachkommen der damals Lebenden bewahrt wurde. Es waren keine Pferde, sondern sagenhafte Greifen: sie hatten Senkrücken und waren langgestreckt wie Raupen, hatten völlig kahle Häuse und im übrigen sonderbare Federreste anstatt des Fells; ihre fleischigen Köpfe erregten überall Schrecken, denn sie erinnerten eher an ungeheure Vogelköpfe, denn an Pferdeschnauzen. Ihre Hufe waren immer unbeschlagen, und meistens waren die Pferde hungrig; ihr Aussehen versprach wenig Erfreuliches, selbst für die kürzeste Überlandfahrt. Wenn man sie so in ihrem Bastgeschirr dastehen sah, konnte man leicht den Eindruck haben, es genüge, sie ein wenig zu stoßen, und sogleich würden sie zu Boden stürzen und, die vier Beine nach oben gestreckt, wie umgefallene Holzbänke daliegen; aber, wie gesagt, das schien nur so. Denn was diese Klepper leisteten, wenn hinter ihnen aus

dem Reiserwägeln die verrückten Schreie Donquijotes und das piepsende Fistelkreischen seines Pansa erschallten, das war jedem Sinn unfaßbar! Man erzählte, daß mit ihnen, ohne Rast zu machen, hundert Werst zurückgelegt werden konnten, wobei sie nicht etwa liefen, sondern wie Vögel flogen. Ohne Scherz: es gab eine lebendige Überlieferung, daß sie sich mit dem ganzen Wagen und dessen Insassen in die Luft erhöben und dort unter den Wolken in einem Wirbelwind so lange dahinflögen, bis es Zeit war, wieder auf die Erde zurückzufallen, um Donquijote Gelegenheit zu geben, einen Bedrängten zu verteidigen oder sich selbst der Verfolgung und dem Gericht zu entziehen. Zu Sinkas Ehre muß hinzugefügt werden, daß er die Leute keineswegs in dieser Täuschung bestärkte, sondern nur offen zugab, daß die Klepper seines Herrn einfach sehr starke Tiere wären, und nur ein Furchtbares in ihnen läge, nämlich daß nach dem Ende eines jeden dieser Klepper unbedingt zwölf andere gute Pferde eingehen müßten. Selbstverständlich wurde ihm nicht geglaubt. Kein Mann von Vernunft konnte darauf eingehen, leichtgläubig einer solchen Erzählung zu trauen, die doch ganz augenscheinlich nur zu dem Zweck erfunden war, den Menschen Sand in die Augen zu streuen. Alle gescheiten Leute wußten ja, daß Donquijotes Pferde keineswegs gewöhnliche Pferde sein konnten, und trauten daher, da sie Sinka als einen schlitzöhrigen Bauern kannten, vielmehr einer andern Legende: nach dieser hätten Donquijote und Sinka, irgendwo fern in einem rauschenden Walde,

wie es hieß, unweit von Kiew, ihre alten Pferde in einem Kessel unter Beschwörungen und Zaubersprüchen aus einem großen Buche verkocht. Dank diesem Zauberritual seien alsbald zwei Geister in Gestalt ihrer vorigen Pferde aus dem Kessel hervorgestiegen, die nie älterten und keinerlei Müdigkeit kannten. Ja, das war viel wahrscheinlicher, und ich will es in meiner Chronik auch gar nicht erst anzweifeln, da ich ohnehin diesen geheimnisvollen Tieren, deren Aussehen, Jahre, Kraft, Verstand und Behendigkeit alles Maß der gewöhnlichen Menschenvernunft weit überstiegen, einen breiten Platz einräumen muß.

19

Nach so langer Abwesenheit endlich wieder zu Hause, geriet Donquijote in eine Periode gleichförmiger Windstille, wie sie sich im Verlaufe seines weiteren Lebens nie mehr wiederholte, und vollzog derweil eine furchtbare und unwiderrufliche Handlung, über die er sich in der Folge wohl auch eine eigene Ansicht gebildet haben mag, allein er sprach mit keinem Menschen jemals darüber. Rogoschins Windstille wurde dadurch bedingt, daß er aus dem Kloster ganze Bündel voll alter Bücher und Handschriften mitgebracht hatte. Von diesem Schatz konnte er sich nicht losreißen, bevor nicht alle die vergilbten Papiere durchgelesen, miteinander verglichen und studiert waren, dazu jedoch benötigte er ein halbes Jahr. Rogoschin verbrachte den ganzen Herbst und Winter bei der Lektüre; die späten winterlichen Morgendämmerungen trafen ihn

häufig vor dem heruntergebrannten hohen tönernen Nachlicht, in dessen verkohlten Docht er mit vor Müdigkeit getrübten Augen blickte, während er seinen Gedanken nachhing. Er sann auf einen Weg, der die Möglichkeit gäbe, viele, viele bedrückte Menschen mit einem Schlage zu befreien, mit einem Male, und es zog Plan auf Plan durch seinen heißen Kopf, einer Kühner als der andere, einer unwirklicher als der andere. Das Resultat war, daß Donquijote, der schon ganz das Schlafen verlernt hatte, zu Beginn der großen Fasten zusammenbrach und krank wurde: anfangs schien es zwar, er würde toll, denn er wollte in die Decke seines Zimmers ein Fenster schlagen, um recht viel frische Luft zu haben, die er für seinen heißen Kopf brauchte, dann aber legte er sich hin, verlor das Bewußtsein und phantasierte nur noch von einem breiten Fenster und einem Geseß der Freiheit, das er in allem zu finden schien, woran er dachte.

Als die Bauern das hörten, wurden sie ganz verzagt, war es doch fast so, als sollte ihr eigensinniger Herr jetzt vollends den Verstand verlieren, oder als müßte er sterben; dann würde irgendeine andere Person über sie herrschen und gewiß mit weniger Güte als Rogoschin, und sie, die Bauern, müßten ihrem beschaulichen Dasein Valet sagen. So brachten sie denn den Dorfpriester zu Rogoschin. Donquijote war bei der Gelegenheit zufällig bei Bewußtsein und äußerte sogar eine gewisse Freude über den Besuch, mit dem er über Gegenstände sprechen konnte, die für Sinkeas Verständnis und das der andern Bauern zu hoch

waren. Er bat den Priester, auf einem plumpen Stuhl neben der Bank, auf der er lag, Platz zu nehmen, und sprach mit ihm von der Dreifaltigkeit, der Dreifaltigkeit in allem, in der göttlichen Dreieinigkeit, in den Gedanken und in den sichtbaren Elementen des Aufbaus der Gesellschaft.

„Auch in der Kirche“, sagte er, „gibt es drei höhere Mächte: der Metropolit, der Bischof und der Archimandrit; unter ihnen stehend gibt es wiederum drei: der Priester, der Diakon und der Kleriker, immer drei! Und wenn all diese Drei harmonisch ans Werk gehen, dann kommt auch der Segen herab.“

„Kommt herab“, bestätigte der Priester.

„Wie sollte es also im Staate anders sein?“

„Es muß so sein.“

„Das sage ich ja!“ rief Donquijote. „Das sage ich ja auch, es muß so sein! es muß so sein!“

„Es muß so sein“, bekräftigte der Priester.

„Und es . . . rücken Sie doch näher heran.“

Der Priester stützte sich mit der Hand auf die Bank und beugte sich zu dem Kranken herab.

Donquijote umschlang mit dem abgemagerten Arm seinen Hals und flüsterte: „Und es ist auch so!“

„Es ist so, es ist unbedingt so.“

„Wie! Sie wissen also auch, daß es so ist?“

„Ja.“

„Sie wissen, daß es Drei gibt und daß sie Eines sind: die Drei tun das gleiche, sie dienen dem gleichen Lande und singen seine Größe, nur daß der eine in

höherer Tonlage singt, der andere in der mittleren, der dritte aber in der tiefen.“

„Das weiß ich sehr gut.“

„Schön,“ meinte Donquijote und fügte begeistert hinzu: „Deine Hand! wir sind gleichen Sinnes und wollen offen miteinander sprechen.“

Sie drückten sich die Hände.

„Vorher eine kleine Kontrolle: messen wir, wie gute Verbündete, die Kräfte: enthülle mir, was du weißt!“

„Wie das?“

„Drei . . . Wer sind diese Drei in Rußland, ohne die es nicht geht?“

„Der Herrscher . . .“

„Eins! das ist richtig, fahr nur fort.“

„Der andere ist der Gouverneur . . .“

Donquijote hatte schon alle Vorbereitungen getroffen, den zweiten Finger mit dem Ausruf ‚Zwei‘ einzuschlagen, mußte jedoch bei der Antwort des Priesters schlucken, sah ihn voller Erstaunen an und sprach gehent: „Was soll das?“

„Der Zweite ist der Gouverneur.“

„Wieso der Gouverneur, hol's der Teufel . . . Wieso ist er der Zweite?“

„Weil der Herrscher den ganzen Staat regiert, während dieser unter ihm steht und das Gouvernement in Schrecken hält . . .“

„Nun, und!“

„Nun, und der Dritte unter diesen ist der Polizeimeister — er hat nur über eine Stadt zu wachen.“

„Marsch hinaus!“ entgegnete Donquijote, ohne zu zaudern.

Der Priester wunderte sich und fragte staunend: „Das heißt, wie das?“

„Wie ich es gesagt habe, sehr einfach; dein Glück, daß ich krank bin und dir keine in die Fresse hauen kann, aber nimm deine Klappmütze und geh schnell von mir fort, denn du bist schlimmer als alle.“

Und mit hervorragender Selbstbeherrschung erklärte er jenem, warum er schlimmer sei als alle andern.

„Keiner“, sagte er, „hat mich verstanden, aber alle haben wenigstens geradeheraus gesagt, daß sie nicht verstanden hätten, du jedoch hast behauptet, du wüßtest es, und hast schlimmer als alle andern geantwortet. Leb wohl!“

Der Priester erhob sich und begab sich zur Türe.

„Halt!“ Donquijote veranlaßte ihn, umzukehren. „Nimm dort meine Zoppe vom Nagel.“

Der Priester kehrte ohne Zorn zurück und tat das Gewünschte.

Rogoschin suchte in den Taschen, zog aus einer den ziemlich geräumigen Lederbeutel mit Geld, flirrte mit den zwei darin befindlichen Silberrubeln und gab einen von ihnen dem Gast.

„Nimm das und ärgere dich nicht.“

Der nahm's.

„Und noch eins . . . Das Wahre, das Gute, das Schöne . . . Allein wie sollst du das verstehen? . . . Wag nicht zu sagen, daß du es verstehst, sonst werd ich zornig. Ich will es dir einfacher erklären: die Ver-

nunft, der Wille und der Drang, doch nein . . . auch so wirst du es nicht verstehen. Also noch einfacher: der Kopf, das Herz und der Magen, da hast du eine Dreifaltigkeit!“

Und nun fuhr er auf diesem Dreigespann dahin, mit umständlichen Erklärungen, wie hier jedes dem andern von Nutzen sei und jedes seine Arbeit tue, damit der ganze Mensch gesund an Geist, Seele und Leib verbliebe.

„Wieder eine Dreifaltigkeit! verstanden? Aber nein, schweig lieber und hör zu: du sagst der Herrscher . . . das stimmt, — er ist der Kopf, er denkt. Ernährt aber wird alles vom Magen. Dieser Magen ist das Volk, das nährt uns. Und wer ist das Herz? Das Herz ist der Edelmann, der ist das Herz. Nun weißt du, was nötig ist, und ohne was es nicht geht! Und nun geh nach Hause und schlaf eine Nacht lang nicht und schlaf zwei Nächte lang nicht und laß dir tüchtig durch den Kopf gehen, was dir ein wahrhafter Edelmann enthüllt hat, den man vielleicht entzweireißen kann, aber niemals umkremeln.“

Und nachdem der Edelmann, den man eher entzweireißen konnte als umkremeln, diesen Vortrag gehalten, fiel er in solches Fieber und solche Bewußtlosigkeit, daß die Bauern den ganz von Kräften gekommenen Sinker ablösen mußten und an seiner Statt eine Frauenwache stellten, da es dem Herzen der Frauen näher liegt und natürlicher ist, Kranke zu pflegen.

So lag unser Donquijote mehr als drei Wochen, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, und kam

erst gegen Ende der vierten Woche zu sich, öffnete die Augen und war sehr erstaunt.

Seine ganze Umgebung machte einen ungemein angenehmen Eindruck, das Zimmer war aufgeräumt, er selbst trug ein reines Bauernhemd, an seinem Kopfe stand eine mit Lauch vergoldete Holzschale, in der kristallklares reines Wasser war, auf dem Tisch, hinter dem Heiligenbild aber saß ein Zweig frischer Weidenkätzchen.

Doch das war noch nicht alles, dies war eine Überraschung für die Augen, es gab aber auch eine Überraschung für das Ohr. Es kam Rogoschin so vor, als murmelte etwas unweit von seinem Hinterkopf, ganz so, als rolle jemand am gleichen Fleck auf und ab und stieße dazu mit dem Fuß auf.

Was mag das nur sein? überlegte Donquijote und wollte umblicken, allein es stellte sich heraus, daß er nicht einmal dazu mehr Kraft hatte.

Welch ein Jammer! Wenn man nur jemand rufen könnte, doch es war ja niemand im Hause. Einzig der Kater spazierte auf dem Ofenvorsprung gerade vor ihm auf und ab und angelte mit der Pfote nach einem Luch, das über einem Topf lag. Ausgezeichnet arbeitete er mit der Pfote!

Donquijote, dessen Augen lange nichts mehr gesehen hatten, konnte seinen Blick gar nicht von dem Kater abwenden und bemerkte dabei nicht, wie dieser unmerklich den Topf dem Ofenrande immer näher rückte, plötzlich gab es einen Krach . . . Der Topf war auf den Boden geflogen, der graue Unglückskater aber hatte

sich mit gewandten Sprüngen hinter dem Ofenohr versteckt . . . Rogoschin hatte kaum Zeit, den Schuldigen mit den Augen zu verfolgen, da rief beim ersten Geräusch, das das zerschlagene Geschirr verursachte, eine reine, tönende junge Stimme „Kiß!“, während gleichzeitig das Murmeln hinter dem Kranken verstummte, das ihn wenige Minuten zuvor noch beschäftigt hatte; gleichzeitig lief ein junges kräftiges Mädchen herbei, in rotem Rock und schneeweißem Oberhemd mit gestickten Schulterblättern.

Als die Schöne den zerschlagenen Topf sah, schlug sie die Hände zusammen, hockte sich schnell hin und begann vorsichtig die Scherben aufzulesen und in ihre Schürze zu tun.

Die ganze Zeit über hielt sie unserm Donquijote den Rücken zugekehrt, so daß er nur ihren geschmeidigen und schönen Körper bewundern konnte und ihr pechschwarzes langes Haar, das in schweren Strähnen auf den Boden fiel und sich bei jeder Bewegung des Mädchens wie eine Schlange bewegte.

Rogoschin war es, als hätte er noch niemals ein so beneidenswert frisches, gesundes und junges Geschöpf gesehen, und er wartete voller Ungeduld darauf, daß sie endlich mit ihrer Arbeit fertig sein und ihm ihr Gesicht zuwenden würde. Und da hatte sie auch schon die letzten Scherben aufgelesen und drehte sich um . . . Lieber Gott, was für ein Zauber, Welch eine Pracht!

Wirklich, es ist zu wenig, wenn man sagt, daß es Frauen gibt, die hübsch und die schön sind, denn man muß hinzufügen, daß es auch solche gibt, die man,

ohne toll zu werden, nicht betrachten kann. Eine solche war diese nun.

Alein wie sie sich umdrehte und flüchtig mit den Augen über Donquijote glitt, genügte, ihn zu magnetisieren. Sie blickte ihn an, denn sie sah zum ersten Mal nach der langen Zeit seiner Bewußtlosigkeit, daß er die Augen aufgeschlagen hatte, die Augen, die er nicht mehr von ihr losreißen konnte. Sie hatte große Augen, dunkel und mit grauen Lichtern unter schön-geschwungenen schwarzen Augenbrauen, in ihrem Antlitz glühte Leben, die Zähnen lagen wie Perlen ebemäßig hinter den schwellenden roten Lippen, ihr Hals war wie ein Turm, ihre Schultern so, daß man Spau-letten darauf hätte legen können, ihre üppige Brust aber wogte wie ein Schiff auf den Wellen.

Der kranke Edelmann war so voller Bewunderung über ihre Schönheit, daß er, schwach, wie er war, sich augenblicklich in sie verliebte. Er sah wohl, daß es kein Traum, keine Erscheinung war, sondern ein lebendiges Mädchen, und wußte wohl, daß sie eine Bäuerin war und er ein Edelmann, aber . . . mochten die Ge-  
setze es auch verwerfen, sein Herz liebte.

Rogoschin versuchte zu lächeln und brachte mit An-  
strengung hervor: „Du Gescheites!“

„Wie geht's, Herr? ist es gar leichter geworden?“  
fragte das Mädchen mit einem Lächeln des Wohl-  
wollens, von dem ein Schimmer ausging, der alles  
rings mit Sonnenschein erhellte.

Der Kranke schwieg.

„Oder soll ich dir vielleicht dein Lager richten?“

Ohne seine Antwort abzuwarten, schob sie die eine ihrer weichen Hände unter seine Schultern, während sie mit der andern sein Kopfkissen aufschüttelte; dabei hielt sie die ganze Zeit seinen Kopf an ihrer Brust.

Der Duft des jungen und gesunden Körpers, vermischt mit dem Geruch der reinen, aber in einer rauchigen Hütte gerollten Wäsche drang in Rogoschins Blut und strömte mit lebensvoller Wärme durch seine Nerven.

„Wer bist du?“ flüsterte Donquijote.

„Eine Dirn, Arjutka genannt.“

„Arinja . . . Xenia!“

Er sprach den Namen aus und horchte auf den Klang. Ihm schien, daß er schön klinge.

„Was tatest du hier?“

„Meinst du mich? Ich gab auf dich acht . . . Warst am Sterben.“

„Sterben . . . Jetzt will ich leben, Xenia.“

„Leben? . . . warum nicht, warum sollst du nicht leben? Leb nur!“

Sie blickte in seine an ihr haftenden Augen und sprach weiter: „Oder willst du, daß ich dir noch einmal das Kissen richten soll?“

„Tu's.“

Und aufs neue die Berührung der Arme, und aufs neue die Berührung des frischen Aromas leicht harzigen Rauches und des Körpers.

„Schon gut,“ flüsterte Donquijote, „laß: ich fühle mich wohl. Nur eins . . .“

„Was noch?“

„Setz dich zu mir, so daß ich dich sehen kann.“

„Wo soll ich sitzen? hier? . . . gut, ich setze mich.“

Sie verschwand hinter ihm und erschien gleich darauf wieder mit der Spinnbank, dem Hechelkamm und dem buntbemalten Spinnrocken: sie setzte sich, befestigte den Hechelkamm am Zapfen der Spinnbank, stellte den Fuß, der in einem niedlichen Schuh saß, auf den Tritt, brachte das Rad in Schwung und setzte den Rocken in Bewegung.

Und wieder erklang das melodische Geräusch mit dem gleichen Murmeln, die Zauberin selber aber saß diesmal sichtbar da, arbeitete und war stumm.

„Sag mir etwas“, bat Donquijote.

„Was soll ich dir erzählen? Ich weiß doch selber nichts.“

„Was du magst: ich will deine Stimme hören.“

„Da hat der Kater den Topf zerschlagen: ein rechter Jammer!“

„Und was war denn in dem Topf?“

„Leig war drin . . . wir bähnten Hollunder auf.“

„Wozu wurde er aufgebäht?“

„Für die Dirnen zum Naschen.“

Donquijote runzelte die Stirn: er ahnte, was weiter kommen würde, fragte aber trotzdem: „Von welchen Dirnen sprichst du?“

„Von den unsrigen, den Rogoschinschen, die abwechselnd kommen, bei dir zu sitzen. Und da läuft auch Tanjka schon, die wird mich gleich ausschelten, daß ich nicht acht gegeben habe. Lebwohl, Herr, werde gesund!“

Noch bevor Rogoschin ihr zu antworten vermochte, hatte sie schon ihr ganzes Handwerkszeug zusammengerafft und lief hinaus und stieß an der Schwelle mit dem andern Mädchen, das kam, um sie abzulösen, zusammen.

Die Neue war in keiner Weise mit der Entschwundenen vergleichbar. Rogoschin wollte sie nicht einmal ansehen. Er schlief und besserte sich zusehends, aber Gott allein weiß, auf welchen Dreigespannen er in seinen Träumen nun umherfuhr: es scheint, daß er jetzt auf eine Weile das Gute sowohl wie das Wahre vergessen hatte und seinen Tribut nur mehr der Schönheit allein zollte.

Zu seinem Unglück jedoch verschlimmerte sich seine Angelegenheit so sehr, daß er sie, diese wunderbare Xenia, gar nicht mehr zu Gesicht bekommen konnte. Wann immer er aufwachte, stets saß eine Frau da, aber niemals jene, und dabei schien es ihm peinlich und wenig taftvoll, nach ihr zu fragen. Sollte er sie etwa ihrer Schönheit wegen rühmen? Und wie mochte sich das für einen wohlgeborenen und belesenen Edelmann schicken?

Er wußte doch, daß es nach ritterlichem Brauch verboten war, ein Mädchen ohne ihre Einwilligung zu preisen, und Xenia hatte ihm ihre Einwilligung, sie zu preisen, noch nicht gegeben. Und außerdem, was hätte man von solchen Lobpreisungen denken sollen?

Ach, Xenia, wunderbare Xenia!

Er entschloß sich zu schweigen.

Eines Tages aber kam der Bauer Urchar zu ihm (er spielte die Rolle des Ältesten im Weiler) und sprach:

„Herr, he Herr!“

„Was willst du?“ fragte Donquijote.

„Das Mädel, die Urjutka, schwätzt, du hättest mit ihr geplappert . . .“

„Macht das was?“

„Warum sprichst du denn nie mit den andern, die zu dir kommen?“

„Gehst das dich was an?“

„Es geht mich insoweit an, als sie aus meinem Hof ist; wenn sie mehr als die andern das Rechte bei dir treffen sollte, dann wollen wir sie häufiger zu dir schicken: mag die Närrin dich unterhalten.“

„Wie kommt es, daß du deine leibliche Tochter eine Närrin nennst?“

„Hat sich was, Tochter!“

„Also Stieftochter: gleichviel, warum sie Närrin nennen?“

„Sie ist auch keine Stieftochter.“

„Schön, dann also Nichte . . . das ist doch gleichviel.“

„Auch davon keine Spur.“

„Wer ist sie denn? . . . nur so . . . eine Fremde . . . ein Ziehkind vielleicht? Wie? . . . was? . . . ein Ziehkind?“

Das Herz des Edelmanns zog sich zusammen, um gleich darauf in ungewöhnlicher Vorahnung hastig zu schlagen. Urchar, der Älteste, jedoch antwortete: „Die Urjutka? . . . ja, sie ist auch kein Ziehkind,

sondern nur so . . . ein zurückgelassenes . . . ein ungetauftes.“

„Ungetauft?“

„Ja; sie ist nicht von den Unstrigen, eine Waise . . . ohne Anhang.“

„Wo hast du sie hergenommen?“

„Was da, genommen, ihre Eltern haben sie selber ins Dorf geschafft. . . Das war in der Franzosenzeit, da flohen die Edelleutchen aus Moschaisk immer durch unsere Gegend, und da floh auch so ein Paar und stolperte bei uns und krazte ab, das Waislein aber ließen sie uns da.“

„Ein Edelkind! . . . Wie kannst du da sagen, daß sie ohne Anhang sei! Fahr fort! Keine Pause mehr . . . fahr fort!“

„Ein kleinwinziges Ding war sie damals, und ihre Augen hatten sich entzündet; garnichts konnte sie erzählen . . .“

„Nun, und?“

„Wir wollten sie eigentlich zum Beisitzer bringen, aber der Beisitzer war selber aus Angst ausgerückt. Da sprachen die Bauern: ‚Archar Jwanjtsch, was sollen wir mit ihr? mit diesem Krepierling; du, Bruder bist unter uns der Größte, du bist der Älteste, nimm du sie.‘“

„Und da hast du sie aufgenommen?“

„Was sollt ich anders tun: ich konnte sie doch nicht in den Brunnen schmeißen, da nahm ich sie eben.“

„Und das ist dieselbe?“

„Dieselbe.“

„Eine Adlige aus Moschaisk?“

„So steht's in den Papieren geschrieben.“

„Wer hat sie gelesen?“

„Der Pope hat sie gelesen, als er ihre Eltern beerdigte.“

„Bring mir auf der Stelle die Papiere!“

Archar begab sich zum Popen, Rogoschin aber kleidete sich, für alle völlig unerwartet, in einer Minute an und begab sich mit vor Schwäche taumelnden Beinen zu Archars Hütte; hoch aufgerichtet, sich mit der Hand an die Wand stützend, schritt er schnurstracks zu der Ecke, wo seine Dulzinea vor ihrem Spinnrocken saß, setzte sich, wobei sie ihm behilflich war, neben sie und sprach: „Wollen wir zusammen auf die Lösung unseres Schicksals warten!“

Sie begriff kein Wort, allein Archar brachte die Papiere, und nach einem Blick auf diese wurde Rogoschin vor Freude rot und rief: „Xenia Matwejewna, Sie sind ein Edelfräulein! Sie sind ein Edelfräulein, und ich schwöre angesichts des Himmels und der Erde, daß ich Sie liebe und Sie bitte, meine Gemahlin zu werden.“

Das Mädchen war so verwirrt, daß sie den Ärmel vors Gesicht hielt und nichts zu antworten mußte. Donquijote nahm das als den Ausdruck der Bescheidenheit und wandte sich zum Bauern: „Von jetzt ab“, sagte er, „verbiete ich euch bei höchster Strafe, sie hinfürder Arjutka zu nennen, denn nach einem Tage wird sie meine Frau sein und eure Herrin Xinja Matwejewna.“

Rogoschin vollzog eine etwas plötzliche Hochzeit und verbrachte einen ungewöhnlichen Honigmond. Da er vom Charakter und den anderen Eigenschaften seiner Frau nicht die leiseste Ahnung hatte, weil er ja infolge seines Temperaments und des Adels seiner begeisterten Phantasie geheiratet, hatte er auch nicht einmal bemerkt, daß er keine bindende Antwort von ihr erhalten: nämlich ob sie ihn liebe oder ob sie zum mindesten keinen andern liebe. Er hatte sie eben geheiratet und dadurch die in einer rohen Bauernfamilie vom Schicksal vergessene Adliggeborene wieder ans Licht hervorgezogen, sie in ihrem Stande restauriert und erfüllt, was sein Gewissen von ihm forderte; gleichzeitig damit hatte er auch erfüllt, was sein für die Schöne glühendes Gefühl heischte. Alles andere ging ihn nichts an, ja, und was konnte es wohl auch anderes geben? Nur Nichtigkeiten. Aber er brachte es fertig, all dies Glück in nicht mehr als einem Honigmond auszuschöpfen.

Die Frühlingszeit von Donquijotes Liebe ging Hand in Hand mit dem Frühling in der Natur, und darum war es in dem Palais aus Stroh sowohl warm als auch hell, und es war für die beiden nicht zu klein. Wenn Rogoschins junge Frau morgens die Wohnung aufräumte, begab er sich selbst vors Haus, setzte sich vor die Schwelle und vertiefte sich derweil in einen seiner Folianten; danach war es seine Obliegenheit, den Esamowar zu besorgen, und er war es auch, der ihr den Tee einschenkte und als unerläßlich ansah, daß

sie diesen sitzend trank, wobei er ihr die volle Schale auf einem breiten Buch kredenzte, das ihm bei dieser Zeremonie das Tablett ersetzte. Danach bereiteten die glücklichen Eheleute gemeinsam das Mittagessen und begaben sich schließlich zu zweit, die Seligkeit ihrer Träumerei im Gärtchen auszukosten, wo Rogoschin zwischen zwei Birken und mehreren Ebereschen mit eigner Hand auf der tiefgelegenen kleinen Wiese ein Bretterbänkchen errichtet hatte. Auf dieses setzte er sich und zog seine Frau an seine Seite, umsing ihren Leib mit dem Arm und begann ihr wie in einem Rausch deklamierend von Gott zu sprechen, vom Gefühl, von der Berufung und von den heiligen Gesetzen des unbekanntem Willens.

Freilich vergaß er dabei völlig, daß seine Frau des Schreibens und Lesens unkundig war, daß sie in einer Bauernhütte aufgewachsen und daß ihr von den drei ihm bekannten Registern nur das allerunterste zugänglich war, das Alltägliche.

„Als ich dich zum erstenmal erblickte und dich liebte,“ begann er, mit der einen Hand ihre Hand haltend, mit dem andern Arm ihren kräftigen, üppigen Leib umschlingend, „hör nur zu, als ich dich zum erstenmal erblickte, da vernahm ich sogleich in meinem Herzen eine Stimme, daß du mir vom Schicksal beschieden seiest.“

Die junge Frau, die diese sich jeden Tag wiederholenden Geständnisse schon zur Genüge kannte, gähnte nur leise und lehnte sich mit der Schläfe an die Schulter ihres Gatten, während er in seinen verliebten Phan-

tasien fortfuhr: „Hör nur, hör, was ich dir erzählen will: weißt du, vor langer Zeit lebte ein Held, Jarl Torgnir . . . Nein, du weißt es ja nicht . . . Macht nichts, er lebte fern von uns jenseits des Meeres in den skandinavischen Ländern. . . . So war es, und er hatte eine Gemahlin . . . Eine wunderschöne Frau . . . Er liebte sie sehr und konnte ohne sie nicht leben . . . genau so wie ich ohne dich nicht leben kann . . . Schön; nachdem er sie zu Grabe getragen, hatte er immerdar große Sehnsucht nach ihr. Jeden Tag suchte er ihr Grab auf und weinte ihr nach . . . So saß er einmal vor ihrem Grabe, über ihm aber flog ein Schwälbchen dahin — genau solch eines, wie da soeben vor uns fliegt . . . So schau doch nur, Liebste, wie schön es fliegt! . . . Jarl Torgnir sah das Schwälbchen und rief ihm mit Tränen in der Stimme zu: ‚Schicke du mir Trost, mein gutes Vögelein!‘ Da faltete das Schwälbchen seine Flügel, flog dicht über seinem Haupte hin und ließ ein blondes Haar fallen . . . ein Haar, golden wie brennender Bernstein und lang wie der Wuchs eines ganzen Menschen . . . Jarl Torgnir ergriff das Haar und begriff, daß das Mägdelein, von dessen Haupt dieses Haar stammte, von hoher Herkunft sein mußte, so fein war das Haar . . . Und da verliebte sich Jarl Torgnir infolge dieses Haares in die Prinzessin Jngigerde, begab sich auf die Reise und fand sie endlich in Rußland, genau wie ich dich gefunden habe . . . ebenso durch einen Zufall . . . und zog sie in seine Arme, genau so wie ich dich umarme, und war glücklich.“

Rogoschin, der diesen Monolog mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen gesprochen hatte, war in der That glücklich, umarmte seine Liebste fester und fester, allein er mußte sich schließlich, nachdem er sie endlich angeblickt, davon überzeugen, daß sie an seiner Schulter süß eingeschlummert war . . . Da wandte er hastig und geräuschlos seinen Kopf ab, spitzte die Lippen wie eine kleine Trompete und flüsterte leidenschaftlich: „Seelchen! Sie schläft . . . Wie fest sie schläft! . . . Welch ein außerordentlich vollkommenes Seelchen!“

Es war Donquijote leider unmöglich, seine Frau aufzuheben und ins Haus zu tragen, dazu war er noch von seiner Krankheit her zu schwach, denn sie war nicht eben leicht transportabel; allein er saß dafür, während ‚Seelchen‘ schlief, völlig unbeweglich da und führte sie, als sie die ersten Anzeichen des Aufwachens zeigte, vorsichtig zu ihrem Lager, wo sie den Schlaf, in den das Phantasieren ihres verliebten Gatten sie gewiegt, zu Ende schief, während er sie die ganze Zeit betrachtete, sich an ihrer Schönheit weidete, sich vermutlich selbst ein wenig als Torgnir und sie als Jngigerde ansah.

All dies endete auf die natürlichste Weise damit, daß die beiden Gatten sich gegen Ende des Honigmonds weidlich langweilten und Donquijote Rogoschin seinem Sinka befahl, die Klepper anzuspannen, und mit seiner Frau zur Kirche fuhr, der Messe beizuwohnen. Hier kam er gerade zu dem uns schon bekannten Vorfall mit Rabenschrei recht, wie der arme Trompeter, sinnlos betrunken, zum Heiligenschrein hin-

trat und das Licht ablöste, das vor der Ikone brannte, um angesichts aller Andächtigen seine Pfeife damit in Brand zu stecken.

Dorimedont Wassiljewitsch hatte es mitansehen müssen, wie Rabenschrei gepackt und hinausgezerrt wurde und wie sich Hunderte von Armen erhoben, um ihm wenigstens einen Stoß ins Genick oder in die Rippen zu versetzen. Da dieses nach Donquijotes Erwägungen für einen allein etwas reichlich war, mischte er sich ein. Er schwenkte die Arme und schrie, nachdem es ihm gelungen, Rabenschrei herauszuhauen, ‚Einschlagzu!‘ und fegte mit dem befreiten Trompeter nach Protosanowo, lud ihn ab und verschwand aufs neue in einem Wirbelwinde.

Seine Frau hatte er in der Kirche verlassen, von der sie zu Fuß in Begleitung der Bauernweiber und Bauern ganz so nach Hause zurückkehrte, wie sie es getan, als sie selber noch Bäuerin gewesen war, und es ist anzunehmen, daß ihr dieses keineswegs unangenehm war. Donquijote aber hatte gelegentlich seiner Fahrt wieder ein wenig von dem alten Leben gekostet, das er, derweil er sich beweibt, fast vergessen hatte; sowohl er als auch Sinka hatten bemerkt, daß, als sie mit ‚der Gnädigen Arjutka‘ (so nannten sie die Bauern) zur Kirche gefahren waren, die Pferde trübselig dahintrotteten und der Wagen selbst sich stark nach links neigte, dieweil dort die volleibige Jngigerde saß; nachdem jedoch Donquijote den Streit ausgefochten, Rabenschrei herausgehauen und ‚Einschlagzu‘ gerufen, hatte alles sich mit einem Schlage geändert, die Klepper

hatten die Ohren gespitzt und waren dahingefegt, der Wagen schwang wie eine Nußschale vor dem Winde, und Sinka selber und sein Herr atmeten in vollen Zügen das altvertraute Dasein.

Sinka genoß es in so hohem Maße, daß er auf dem Rückwege, fast trunken vor Vergnügen, zu Donquijote sagte: „Jh, Väterchen, wollen wir doch die Weiber schießen lassen!“

Zwar bestand Rogoschins Antwort aus einem Rippenstoß von hinten, allein man merkte ihm an, daß er nicht zornig war. Und Sinka begriff, daß sein Herr mit ihm in der Seele einverstanden war und daß die gute alte Nomadenzeit bald zurückkehren würde.

Als unser Sonderling damals zum erstenmal in Protosanowo aufgetaucht war, hatte er Großmutter nicht zu Gesicht bekommen: beide wußten durch Gerüchte voneinander, hatten sich jedoch noch nie gesehen. Damals stand Großmutter der Sinn nicht nach dem Fremden, denn die Fürstin war damit beschäftigt, den Kranken zu pflegen, und hatte nicht einmal Zeit gehabt, in Erfahrung zu bringen, wer ihn gerettet und heimgebracht hatte. Kaum jedoch war Rabenschrei bestattet, da kommandierte sie sogleich Patrikej zu Rogoschin ab, diesem zu danken und ihn im Auftrage der Fürstin zu bitten, sie zu besuchen und ihr Gast zu sein.

Donquijotes Antwort war zustimmend. Offenbar hatte ihm die Aufmerksamkeit gefallen, denn schon Tags darauf rief er ‚Sinschlagzu‘ und begab sich nach Protosanowo.

Als er und Großmutter einander zum ersten Male be-  
sichtigten, waren beide, wie es scheint, ein wenig über-  
rascht und schwiegen lange. Großmutter unterbrach als  
erste das Schweigen und sagte: „So einer bist du also!“

„Ja,“ erwiderte Rogoschin, „so einer bin ich mit  
Haut und Haaren.“

„Nicht stark und nicht schwer, aber immer auf  
Kampf aus.“

„So ist es, auf dem Falken findet man wenig Fleisch,  
um so mehr dagegen auf dem Birkhuhn.“

„Solltest du am Ende gar . . . mich mit dem Birk-  
huhn vergleichen wollen?“

„Nein, ich habe es nur des Sprichwortes wegen  
gesagt.“

„War es nur des Wortes wegen, dann nimm  
Platz bis zum Mittagessen, und erzähl mir bitte,  
wieso das Unwahrscheinliche möglich geworden ist,  
daß ich dich bis jetzt noch nie gesehen habe. Lebe ich  
denn nicht schon hübsch lange hier, und habe ich etwa  
nicht alle schon mehrmals bei mir gesehen, warum nur  
dich nicht? Ich hörte nur immer, daß irgendwo ein fah-  
render Ritter lebe, der bald hier, bald dort als Be-  
schützer auftauche, zu mir jedoch ist er noch nie ge-  
kommen, mich zu beschützen, und dabei bin ich doch  
eine Witwe . . . Oder sollte ich dich in irgendeiner Sache  
erzürnt haben? Dann nimm kein Blatt vor den Mund,  
sondern sprich.“

„Was sprechen?“ versetzte Rogoschin kurz an-  
gebunden. „Da kein Unlaß bestand, bin ich nicht ge-  
kommen.“

„Ohne Anlaß geht es also bei dir nicht, oder ist es eine Sünde, sich gutnachbarlich zu besuchen?“

„Gutnachbarlich . . . Was sind wir für Nachbarn? Ich bin ein armer Edelmann, Sie sind eine reiche Fürstin, wir bilden ganz und gar kein Gespann, und außerdem wußte ich nicht, wie Sie es aufnehmen würden.“

„Herr, mein Gott, genügt es denn nicht, mein Bester, daß du ein Edelmann bist, daß dir eine Aufnahme wird, die deinem Stande und deinem Namen entspricht? Und außerdem machst du deinem Stande ja Ehre, was willst du mehr?“

„Ja, ich bin ein Edelmann, wie er sein soll, mich kann man in Stücke reißen, aber nicht umkrempeeln.“

„Gut gesprochen!“

So wurden sie gute Freunde. Als der Gast abreiste, erkundigte sich die Fürstin bei ihm: „Du bist doch verheiratet?“

„Ja.“

„Dann sei mir nicht böse, ich habe in deinen Reisewagen ein Stück Seidenstoff legen lassen . . . Nicht für dich, versteht sich, sondern für deine Frau . . . zur Erinnerung und aus Dankbarkeit, daß sie zu Fuß gegangen, derweil du meinen Trompeter nach Haus schafftest,“ fügte die Fürstin hinzu, da sie bemerkte, daß der Gast eigentümlich zu schnaufen begann und sich mit dem Finger energisch auf die linke Nasennüster klopfte.

„Hm! der Frau . . . Schön, mag es diesmal zur Erinnerung hingehen!“ genehmigte Donquijote. „Aber

unter einer Bedingung . . . in Zukunft darf es das nicht mehr geben.“

Auch nachher, als er bereits ein naher und vertrauter Freund des Hauses der Fürstin geworden war, nahm er nie das geringste von ihr an, weder in Form eines Darlehens, noch als Geschenk. Wieviel Mühe man sich auch gab, ihn zu überlisten, um seine Kleidung aufzufrischen oder um dem Geschirr aufzuhelfen, — letzten Endes wagte man es doch nicht, denn alle fühlten, daß man ihn in der That eher in Stücke reißen als umkrempeeln könnte. Alle anderen nahmen von Großmutter Unterstützungen an, Donquijote dagegen nie und nichts, und die Fürstin schätzte diesen Zug an ihm hoch.

„Es sind nicht nur Sprüche, er ist wahrhaft ein Edelmann,“ pflegte sie ihren Vertrauten zu sagen, wenn sie von ihm sprach, „arm wie eine Kirchenmaus und hat nichts zu beißen noch zu brechen, und läßt sich doch um keinen Preis in die Mehlkammer locken: den kann man freilich eher in Stücke reißen als umkrempeeln.“

Dieser Ausspruch Rogoschins wurde zum geflügelten Wort, und bei dieser Gelegenheit erhielt er seinen Spitznamen. Großmutter sagte: „Was bist du für ein Dorimedont Rogoschin, du bist Donquijote Rogoschin!“

Er erwiderte: „Ich würde mich glücklich schätzen, so zu heißen, allein leider bin ich nicht damals geboren worden.“

Der Spitzname jedoch gefiel ihm gut.

Mit seiner Reise zu Großmutter hatte Donquijote gleichzeitig einen dicken Strich unter sein Familienleben gezogen.

„Es war, als sei er bei mir von einer Hundsflye gestochen worden,“ erzählte Großmutter, „mit solcher Schnelligkeit stürzte er von mir fort, um mit seinen Kleppern durchs Land zu ziehen, das Geschenk aber, das ich ihm für seine Frau mitgegeben, brachte er ihr mit Gottes Beistand erst um die Weihnachtszeit. Wo er in all der Zeit gewesen? darüber verlautete nichts. Wir hörten nur, daß irgendwo ein Beamter eine Lastfuhr, die ihm entgegenkam, von der Landstraße in den Dreck getrieben habe, nun, und über diesen Beamten sei einer gekommen, der ihn beschimpft und mit der Knute verdroschen habe und darauf weiter gefahren sei. . . Aus der Schilderung glaubten wir schließen zu können, daß es unser Donquijote gewesen sein mochte. Ein andermal erteilte er einem Offizier auf dem Jahrmarkt eine handgreifliche Lehre; dort gab es einen zu gierigen Popen, und wiederum dort schleppte er eine böse Gutsbesitzerin, die er in einen Sack gesteckt hatte, aufs freie Feld, — alles Donquijote, alles unser Falke ohne Fleisch. Gegen Ende des Jahres kehrte er wieder zu mir zurück: ‚Zu Hause hab ich einen Tag verbracht‘, sagte er, ‚und der Frau das Geschenk übergeben, aber leben kann ich dort nicht: die Polizei sucht mich, ich soll mich dem Gericht stellen‘.“

Seines Hausstandes wegen machte er sich nicht die geringsten Sorgen: dem Hauswesen stand, die Gnädige

Arjutka' vor; sie verschacherte den vorüberkommenden Aufkäufern Schafe und Rüche, Hanf, Leinwand und Flach und trank mit ihnen nach vollzogenem Geschäft ein Teechen mit einem Zugüßlein, wurde bei diesem angenehmen Leben immer runder und fühlte sich glücklich.

Im übrigen wußte man von ,Arjutka, der Gnädigen' sehr wenig und sprach von ihr, wenn Großmutter zugegen war, niemals, ja, man fragte auch nicht einmal Donquijote nach ihr, wofür er vermutlich sehr dankbar war.

Großmutter fand sehr viel Vortreffliches in Rogoschin und verliebte ihn natürlich ihrer Kollektion ein, jedoch vermied sie es, in die Einzelheiten seines Familienlebens einzudringen. Sie wußte nur das Eine, daß er ,dumm verheiratet' war, und wollte nichts weiter wissen. Dorimedont Wassiljewitsch verbrachte sein Leben auf die allersonderbarste und unmöglichste Weise: in den Zeiten, da ihm das Gericht nicht drohte, verschwand er mit seinen Kleppern und zog irgendwo herum; einige Zeit darauf aber konnte er dann den Leuten in Protosanowo ungeahnt wie Schnee auf den Kopf fallen.

Großmutter wußte, was das zu bedeuten hatte, und empfing ihn meist mit der gleichen Frage: „Nun Väterchen, du hast gewiß wieder einen Feind besiegt?“

„Macht's was?“ erwiderte Donquijote einsilbig.

„Nichts: dem tapferen Helden Heil, und nun schlüpf in die Pritsche mit Eil' und verbirg dich sorgfältig.“

„Wird man mich hier nicht bemerken?“

„Wie sollte man dich hier bemerken? Du bist so unbemerktbar wie die Nase in einer Judenvision.“

Hierbei beruhigte sich Rogoschin und hauste im Flügel des fürstlichen Hauses, wobei es nicht selten geschah, daß er nachts sein Zimmer mit dem Polizeileutnant teilte und Seite an Seite mit diesem bei Tisch saß.

Zeiten und Sitten haben sich unterdessen so sehr verändert, daß wohl viele das alles für völlig unwahrscheinlich halten werden, und dennoch war es genau so, wie ich es schildere. Es war unmöglich, jemand im Hause der Fürstin Warwara Nifanorowna zu verhaften. Weder der vom Kreise gewählte Vorsteher der Landpolizei noch irgendein anderer hätten sich etwas Ähnliches je in den Sinn kommen lassen. Dank diesen Zuständen saß Donquijote seelenruhig in Protosanowo und war in den langen Winterabenden für Großmutter's Kreis das interessanteste Buch. Er zerstreute die Zuhörer mit seinen Erzählungen, deren Gegenstand stets der Adel war und die stets den besonderen Stempel einer adeligen Ansicht und adeligen Beurteilung trugen. Rogoschin liebte es nicht, von sich selber zu sprechen, ja, er hielt sich selber wahrscheinlich für ein Nichts; aber wie lebendig wußte er von der Ehrlichkeit des Fürsten Siodor Jurjitsch Komodanowskij zu erzählen, wie dieser die ungeheuerlichen Reichtümer des Zaren Alexej Michailowitsch, von denen niemand etwas wußte, verborgen gehalten und später zur Zeit der Türkenkriege Peter übergeben; oder davon, wie man in Wosdowischenskoje dem Fürsten Iwan Andrejewitsch Schowanskij-Tararuj und seinem

Sohne die Köpfe abgeschlagen hatte; wie reich der Fürst Wassilij Golizyn war, so daß sogar das Dach seines Palastes aus Kupfer bestand, das Gold und Silber aber in die Keller nicht getragen, sondern geschüttet wurde, und dennoch bekleidete später sein richtiger Enkel Michailo Alexejewitsch bei der Zarin Anna den Posten eines Leibnarren und hatte auf ihren Hund acht zu geben, wofür er beim Frieden von Belgorod mit Dreitausend belohnt wurde und den Spitznamen Kwaßschlucken erhielt, und wie dann einige Zeit darauf im Eispalast seine Hochzeit mit der Kalmückin Awdotja vollzogen wurde . . . Wie die Esaltykows nach und nach immer polnischer wurden; wie Wassilij Naryschkin mit Artillerie und Fußvolk das Haus des reichen Esibirjakow belagerte und mit diesem Aufgebot von Macht fünftausend Rubel von ihm erpreßte und, damit nicht genug, in seinem Hause noch zehrte, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Fürst Iwan Wassiljewitsch Odojewskij aber hatte bei Kasumowskij während des Kartenspieles sogar Geld von den Tischen gestohlen.

Alle Gäste lauschten diesen Erzählungen, und es war, als lebten sie alles mit, was Rogoschin ihnen schilderte, in einer Art von panischer Furcht vor dem sie erschreckenden Verkümmern der adligen Geschlechter, das man vermutlich schon voraussehen konnte.

Zum mindesten sprach Großmutter, die keine Angst hatte, der Zukunft ins Auge zu blicken, schon damals gelegentlich davon.

Ja, das waren endlose, aber nicht fruchtlose Ge-

sprache, unter denen die Tage leicht verkürzt wurden; wenn aber Donquijote dann plötzlich verschwand, rissen diese lebendigen Unterhaltungen ab, und dann fühlten alle lebhaft, wie sehr ihnen Rogoschin fehlte. Wenn er jedoch einige Zeit darauf zurückkehrte, dann kehrte mit ihm nach Protosanowo auch die Heiterkeit wieder zurück. Wie immer er zurückkam, zer schlagen oder verwundet, was ihm nicht selten zustieß, er war unverändert geblieben und mußte genau so, ohne die Nase erst in Bücher zu stecken, die Legende eines berühmten adeligen Geschlechtes zu erzählen und den andern dadurch die Angst vor dem Verkümmern einzuflößen, genau so wie vorher, als er es verstand, eine jener ritterlichen Balladen zu deklamieren, von denen er viele auswendig wußte.

Um jene Zeit nun, als Großmutter den Besuch des Petersburger Grafen Funkendorf erwartete, befand sich Rogoschin ebenfalls in Protosanowo. Er war erst kürzlich von einer furchtbaren Schlacht zurückgekehrt, in welcher er ein Auge gelassen hatte.

„Väterchen, die haben dich aber bearbeitet!“ rief Großmutter aus, als sie ihn erblickte. „Du bist wohl jetzt einäugig?“

„Macht nichts . . . das andere Auge ist dafür ganz geblieben“, erwiderte Rogoschin und erzählte kein Wort weiter; allein man erfuhr durch Sinka, daß es ein gewaltiges Treffen gegeben und daß sich Donquijote weit weg ‚mit einem ganzen Volk‘ geschlagen habe. So viel ich mich erinnern kann, bestand die Geschichte darin, daß irgendwo unterwegs die Deichsel am Wa-

gen einer Dame zerbrochen war; die Bauern verlangten für dieses Holz zwanzig Rubel und wollten die Dame ohne Zahlung nicht aus dem Dorfe hinauslassen. Donquijote kam dazu und hielt den Bauern zunächst eine eindringliche Rede, sprang jedoch alsbald, da er die Kraftlosigkeit der Worte einsehen mußte, in seinen Wagen und schrie: „Einschlag zu! Sinka, schlag zu! schlag zu! schlag zu! schlag zu! Einschlag zu!“

Sinka riß die Zügel an und quietschte nun seinerseits: „Hott und hü! Jetzt gebt euch Mühh!“

Die Klepper fegten nur so los, sie beschriebten hügelab einen ganzen Kreis; hinter ihnen aber rauchte und dampfte das Land und stieg eine ungeheure Wolke auf, und in dieser Wolke stand aufrecht in der Mitte des Wagens in seiner Toppe mit dem vom Winde weit nach beiden Seiten gewehten Mönchsmantel Rogoschin. Wie ein Luftschiff schnitt dies in die Menge, Geschrei, Gepfeife, Gekreische, der Ruf ‚schlag zu!‘, das Klatschen der Knute, mit einem Worte: die Ausrottung der Völker!

Die Bedienten der Dame, die in ihrem Wagen sitzen geblieben war, hatten sich die Verwirrung alsbald zunutze gemacht, waren hastig auf die Pferde gesprungen und im Nu dahin, die Bauern aber erkannten plötzlich, daß Donquijote allein war und daß ihrer viele waren, und nahmen ihn in Behandlung. Die beiden Reisenden wurden entsetzlich verprügelt, und lagen nach Sinkas Aussage drei Tage lang auf der vom Hügel abfallenden Wiese am Rande eines Glüßchens. Pansa war völlig grundlos verprügelt worden: obwohl

der Befehl ‚Schlag zu! Einschlagzu!‘ geheißen, hatte er noch niemals jemand geschlagen und trug auch in diesem Handel keine Schuld vor irgend jemand. Die Bauern aber untersuchten das nicht erst lange, sondern warfen ihren Zorn auch auf Donquijotes Pferde, die sie verletzten, und auf seinen Wagen, an dem sie ein Rad zerbrachen und aus dem sie einen eisernen Kuppelbolzen stahlen.

Gott allein weiß, wie es den Unglücklichen gelang, sich wieder aufzurappeln. Donquijotes leere Augenhöhle wurde am Fluß ausgewaschen, das zerrissene Gesicht einigermassen zusammengeflickt, und so schleppten sie sich auf drei Rädern mit Hilfe eines hölzernen Kuppelbolzens nach und nach bis Protosanowo, wo sie in Verborgenheit lebten, da sie nicht wußten, ob die Polizei sie nicht am Ende verfolge.

Die Bauern aber, mit denen dieser letzte Kampf stattgefunden hatte, gehörten nicht zur Sorte der Prozeßhansel: nachdem sie die Angelegenheit auf ihre Art zu Ende geführt, wollten sie von nichts mehr wissen, und so beruhigte sich Donquijote allmählich in dieser Hinsicht und kam wieder zu Kraft und Gesundheit, ja, er ging schon wieder mit in die Hüfte gestemmt Armen herum und schnüffelte nach allen Seiten mit der Nase, um zu wittern, ob nicht irgendwo eine Beleidigung schwebte, für welche es sich lohne, mit jemand anzubinden.

Dies war die Zeit, da die Wagenräder des Petersburger Grafen vor der Freitreppe von Großmutter anrollten.

Die Fürstin speiste nach ländlicher Sitte ziemlich früh, gegen zwei Uhr. Da sie nicht einmal dem Erzbischof zuliebe ihren Platz in der Kirche wechselte, änderte sie selbstverständlich die Bräuche ihres Hauses für keinen einzigen Gast. Auf einen eingeladenen Gast wurde eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit gewartet, wenn er aber während dieser Viertelstunde nicht eintraf, begab man sich zu Tisch. Den Gast, der sich verspätete und erst während des Essens kam, traf das Mißgeschick, daß ihm alle Schüsseln von Anfang an nachserviert wurden und daß er mit ansehen mußte, wie alle andern seinetwegen dasaßen und darauf warteten, daß er endlich in die richtige Reihenfolge käme. So wurde er für seine Unpünktlichkeit bestraft.

Dem Gouverneur und dem Grafen Funkenhof drohte etwas Ähnliches: im Salon hatte es bereits zwei Uhr geschlagen, und sie waren noch nicht da. Die anderen Gäste, die großen Hunger hatten, bewegten sich umsonst in der Nähe der Fenster und blickten unablässig auf die offene Landstraße hinaus, auf der sich der Wagen zeigen mußte, — er war nicht zu sehen. Und schon schickte sich die Fürstin an, sich zu erheben und Rogoschin ihren Arm zu geben, dessen Privileg es war, Großmutter zu Tisch zu führen, als plötzlich jemand rief: „Sie kommen!“

Alle stürzten zu den Fenstern, alle mit Ausnahme der Fürstin, versteht sich; Großmutter rührte sich natürlich nicht; sie saß in der Divanecke vor dem runden Tisch und zwang auch Marja Nikolajewna, bei ihr zu blei-

ben. Die Neugier der Fürstin beschränkte sich darauf, daß sie von ihrem Platz aus die durchs Fenster Schauenden fragte: „Wie kommen sie?“

Man antwortete ihr: „In einer viersitzigen Kalesche, Durchlaucht.“

„Hm . . . in einer viersitzigen?“

„Ja, in einer viersitzigen, Durchlaucht.“

„Hm . . . hörst du es, Patrikej! richte das Service danach ein.“

Patrikej verneigte sich und begab sich aus dem Zimmer, um das Service zu vervollständigen; gleichzeitig aber ertönte vom Beobachtungsposten her, von wo man sehen konnte, wie die Angekommenen ausstiegen, eine Stimme, daß es nur drei wären und nicht vier, und alles Männer.

„Wer ist denn der Dritte? . . . wohl ein junger Mann? . . . Er hat vermutlich seinen Sekretär mitgenommen.“

„Nein, es ist kein Sekretär, es ist . . . es ist Jwan Petrowitsch Pawlyganjew.“

Großmutter runzelte die Stirn und fragte nochmals: „We—er!“

„Pawlyganjew! . . . der Adelsmarschall Pawlyganjew! . . .“

„Das ist völlig ausgeschlossen!“

„Doch, er ist es.“

„Wer von ihnen hat denn auf dem Vorderbänkchen gefessen?“

„Eben er“, erklärte Donquijote.

„Väterchen, was du für einen Unsinn schwagest!“

„Durchaus keinen Unsinn, ich habe es selbst gesehen, als der Wagenschlag geöffnet wurde!“

Bei diesen Worten drehte sich Rogoschin hart auf dem Absatz um, schnitt der Fürstin eine Grimasse, schwenkte vorwurfsvoll die Hand und zischte mit Schaum vor dem Munde: „Und das sind alles Sie!“

„Laß das jetzt“, entgegnete Großmutter, allein Donquijote war nicht in der Laune es zu lassen und fuhr hartnäckig fort: „Er wurde auf Ihren Rat hin gewählt!“

„Dorimedont Wassiljewitsch, erbarm dich doch, um Gottes willen! laß es jetzt! Also schön, ich war's: ich bin auch nicht vor den Bergen erschaffen worden und kann mich auch einmal irren, aber jetzt ist es nicht die rechte Zeit, darüber zu sprechen, da die Gäste bereits eintreten.“

Und in der That, sie kamen. Man hörte im Saal Schritte und ein trockenes, sichtlich unzufriedenes Hüfteln, das ganz augenscheinlich von einer Person kam, die eigentlich einen besseren Empfang gewünscht hätte.

Die Diaconin Marja Nikolajewna begann bereits mit ihrem Knigen und Hüpfen, Großmutter aber und Donquijote setzten ihren Wortwechsel fort.

Sie flüsterte: „Laß es, um Gottes willen!“

Er jedoch entgegnete: „Nein, Sie müssen schon verzeihen, hierin kann ich mich nicht fügen!“

„Aber wenn ich dich doch bitte, Dorimedont Wassiljewitsch!“ mehr konnte Großmutter nicht sagen, sondern mußte ihre Augen von Donquijote zur Thür wenden,

durch welche die Gäste im Gänsemarsch soeben eintraten, zuerst der Gouverneur, hinter ihm der hochgewachsene, peinlich rasierte Graf: weiß und rosig, einen Ordensstern auf dem Brast, und als letzter Parvhyganjew.

Beim Erscheinen seiner gutmütigen und korpusculenten Figur schlug Donquijote laut die Hacken zusammen und kehrte ihm den Rücken zu. . . . Großmutter war nicht mehr in der Lage, den gereizten Edelmann zu beschwichtigen, sie mußte jetzt anhören, wie der Gouverneur ihr den auswärtigen Gast präsentierte und wie darauf der Gast selber mit jenem besonderen Akzent, wie er den Deutschen eigen ist, der Fürstin französisch eine ungemein schlau erdachte Begrüßung sagte, in welcher er ihr wegen ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Würde Komplimente machte. All das war gar nicht nach ihrem Geschmack, allein sie nahm es schweigend entgegen, verneigte sich ziemlich tief vor dem Grafen und stand, ohne ihn zum Platznehmen aufzufordern, selbst auf, wobei sie auf russisch fragte: „Gestatten Sie mir und meinen Freunden, die höchst kostbare Nachricht über die Gesundheit der Familie meines und Ihres Herrschers zu erhalten?“

„Der Kaiser ist gesund und zur Zeit auf Reisen“, erwiderte der Graf, ein wenig erstaunt über eine so offizielle Anrede, die freilich gar nicht offiziell gemeint war, sondern aus reinem Herzen kam und aus gemütvoller Art.

Nachdem die Fürstin gehört, daß der Kaiser gesund wäre, verneigte sie sich noch tiefer und forderte die Gäste

auf, für einen Augenblick Platz zu nehmen; gleich danach, ja, fast unmittelbar darauf erhob sie sich und begab sich, ihren Arm dem Grafen reichend, zu Tisch.

Diese Eile hatte zur Folge, daß alle Gefahren, die von seiten Marja Nikolajewnas hätten drohen können, vermieden wurden; die letztere war sehr glücklich darüber, eilte zu Donquijote, reichte ihm schnell den Arm und flüsterte ihm zu: „Väterchen Dorimedont Wassiljewitsch, setz mich so, mein Läubchen, daß ich nicht sichtbar werde, wenn er mich vielleicht französisch anreden sollte . . . Denn sonst, bei Gott, ich wäre imstande, ihm vor Schreck ‚wui‘ zu sagen.“

„Keine Angst!“ erwiderte Rogoschin und richtete es so ein, daß er mit Marja Nikolajewna das letzte Paar bildete; er plazierte sie am Tisch hinter dem großen Salzgefäß, deckte sie mit seiner Schulter und flüsterte ihr zu: „Wenn Sie ihm unbedingt französisch antworten wollen, so vergessen Sie bitte nicht, daß man nicht einfach ‚wui‘ sagen darf, sondern ‚wui Musje‘.“

„So werde ich es auch sagen“, versetzte Marja Nikolajewna beruhigt; allein es stellte sich heraus, daß ihre ganze Unruhe überflüssig war: der Graf widmete sich einzig dem Gespräch mit der Fürstin, die ihn mit sichtlicher Aufmerksamkeit anhörte und augenscheinlich auf nichts anderes acht gab. Jedoch schien das nur so, denn als Rogoschin den Adelsmarschall fragte, ob es ihm nicht unbequem gewesen, in der Kalesche auf dem Vorderbänkchen zu sitzen, und dieser ihm antwortete, daß es leider nicht anders ge-

gangen sei, da seine Equipage unterwegs zerbrochen wäre, sandte die Fürstin Donquijote einen Blick zu, den er als einen Vorwurf seines voreiligen Urtheils wegen einstecken mußte.

Die Mittagsmahlzeit verlief ungestört: der Gast war gesprächig; Großmutter hörte ihm aufmerksam zu. Was er sagte, war für die Fürstin sehr interessant, denn sie lernte aus seinen Worten den Geist der Zeit kennen und ebenso den Geist der Gesellschaft in der Metropole, in die sie sich demnächst begeben mußte. Eine der brennendsten Tagesfragen war damals der Tschugujew'sche Aufruhr: die Kosaken wollten nicht Ulanen sein und entgegneten auf jeden Vorhalt, den man ihnen machte, daß sie sich wohl dem Willen der Obrigkeit unterwerfen würden, selbst aber keinerlei Neigung dazu verspürten. Hieraus wurde ein Auf- ruhr konstruirt. Zeitungen kamen damals nur selten aufs Land, allein man kannte die Tschugujew'sche Sache in Protosanowo aus Gerüchten und horchte stets interessiert auf, wenn es neue Gerüchte gab. Der Graf war mit den Quellen der Neuigkeiten über die Affäre bekannt und erzählte von den Greueln der Unterdrückung, allein er erzählte nicht so eingehend, wie es vor ihm bereits Rogoschin getan hatte. Großmutter bemerkte das, strich mit ihrem weißen Finger über ihre linke Augenbraue und meinte: „Wir haben hier ein wenig andere Berichte darüber gehört.“

„Wie haben Sie es gehört?“

Die Fürstin warf Donquijote einen Blick zu und sagte weich: „Man erzählt, daß Akratschejew und

Kleinmichel ganz ohne Herz aus Charkow hingefahren seien . . .“

„Wissen Sie, Durchlaucht . . . hier war es unmöglich, das Herz zu befragen!“

„Das Herz zu befragen ist immer und überall Pflicht.“

„Das ist schwer zu beurteilen . . .“

„Schwer zu beurteilen? . . . ich bitte Sie: vor der Exekution wurden vierzig Säрге auf dem Platz aufgestellt . . . Wie ist in einem christlichen Lande so etwas nur denkbar?“

Der Graf schwieg.

„Und sagen Sie einmal: ist es wahr, daß eine Kosakenfrau, deren zwei Söhne zu Tode geprügelt wurden . . .“

„Ihre Enkel heranzuführte?“

„Ja, ihre Enkel heranzuführte?“

„Es ist wahr; eine entsetzliche Dickköpfigkeit!“

„Und ist es wahr, daß sie zu ihnen sprach: Jungens, lernt sterben wie eure Väter?“

„Das waren ihre Worte.“

„Und sie wurde eingesperrt?“

„Vermutlich.“

„Was hat man weiter mit ihr getan?“

„Wahrhaftig, das weiß ich nicht.“

Großmutter wurde nachdenklich, holte tief Atem und schlug breit ein Kreuz über sich: „Gib Frieden, Herr, Deinen armen Dienern und richte auch uns Sündige nicht nach unsern Taten, sondern erbarme Dich unser.“

Der Graf war sichtlich erstaunt: das Gebet der

Fürstin hatte ihn in Verwirrung gebracht, man sah, daß er darüber grübelte, wes Geistes diese sonderbare Witwe sein möge; sie aber fuhr fort: „Traurig ist das, Graf, und muß alle Russen bekümmern. Welch eine gottlose That! — es waren doch gehorsame Untertanen, noch sieben Jahre zuvor waren sie in den offenkundigen Tod gegangen. Dem Kaiser ist diese Sache nicht wahrheitsgemäß berichtet worden.“

„Der Graf selbst hat den Bericht erstattet.“

„Ich will Uraktschejew nicht verurteilen, allein ich befürchte, daß man hiernach das Vaterland der Undankbarkeit zeihen wird und daß dadurch die Schar der Getreuen geschwächt wird, während das heuchlerische Schmeichelwesen sich noch breiter machen wird — und darum will ich jene preisen, die, neben dem Thron stehend, das Leben strengster Wahrheit führen.“

Diese letzteren Worte schienen dem Grafen geradezu grob und unangebracht zu sein, und darum war er, als er die Fürstin von der Tafel zu ihrem gewöhnlichen Platz im Salon führte, bestrebt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er ließ fallen, daß man die wahrhafte Treue, welche die Fürstin verlange, nur von der gebürtigen Aristokratie erwarten könnte.

Auch das mißfiel Großmutter, sie konnte dieses damals noch neumodische Wort nicht ausstehen, denn es war ihrer stets eigenartigen Auffassung nach der Grund dafür, daß der ganz törichte ausländische Plunder, der für unser Land weder Bedeutung noch Sinn haben konnte, in die russische Gesellschaft eindrang.

„Was für eine Aristokratie? Wo wächst sie,

diese Aristokratie? Diese törichte Erfindung hat es bei uns in Rußland niemals gegeben, noch gibt es sie gegenwärtig, und es darf sie auch in Zukunft nicht geben.“

„Aber warum sagen Sie das?“ forschte der Graf ein wenig verlegen.

„Ich sage das, weil ich es denke, und denke so, weil ich mich auf meine russische Natur verlasse, die ich für gut halte, weil ich weiß, daß ein russischer Mensch nie imstande sein wird, seine andern Kinder zugunsten des einen von ihnen zu benachtheiligen. Peter I. wollte es wohl, aber er erreichte es nicht, ganz so, als widerstände Gott Selbst solch einer Sache: kaum führt einer das Majorat ein, da ist im Handumdrehen sein Geschlecht ausgestorben, als spräche Gott selber klar, daß dies Ihm nicht erwünscht und für uns überflüssig sei. Wir haben unsern eignen vornehmen Stand, namhafte Geschlechter, abstammend von Vorfahren, die durch vornehme Taten und Dienste das Vaterland berühmt gemacht haben; das mußte aufrecht erhalten werden, aber ganz im Gegenteil, seit Peter wurde alles Vaterländische bei uns geplündert und dem Gespött der Ausländer ausgeliefert. Der Adel mußte darunter leiden, die Profitjäger aber und Geschäftemacher wurden immer häufiger, sie, die nicht ihrer Verdienste wegen in den Adelsstand erhoben worden waren, sondern infolge ihres Schmeicheln und Scharwenzeln. Der eingeseffene Adel aber war ehrlos genug, sich mit ihnen einzulassen. Tolsstoi, Menschikow und Schaffirow haben allen andern den Weg zum Wucher gebahnt. Bei

Menschikow und Schaffirow nimmt es nicht wunder, denn beide sind Emporkömmlinge, und Schaffirow wird noch bis ins siebente Geschlecht nach Juden stinken; für Tolstoi aber ist es eine Schande. Der Fürst von Laurien selbst hat durch vorgeschobene Leute an Pachtgeschäften teilgenommen, Solowoj aber hat sich ganz offen an diesen Geschäften beteiligt und Jurij Dolgorukij, Bagarin und Kurakin mithineingezogen. Sie scheuten sich nicht, mit den Emporkömmlingen eins zu sein. Und diese wurden allmählich so frech, daß der Kaufmann Kurtschaninow es wagte, der Regierung vorzuschlagen, er würde ihr fünfzig Millionen auf Zins und Zinseszins leihen, wenn sie ihm dafür die Einhebung der Bartsteuer übertrüge. Und Posier, der Juwelier, befahl, alle, die mit einem Sechsergespann bei ihm vorführen, abzuweisen, da diese nur Waren nähmen, aber nie dafür zahlten; und Iwan Wassiljewitsch Fürst Odojewskij, der war Geheimer Rat und Präsident des Stammgutskollegiums und kam dennoch so weit herunter, daß er alle seine Bauern verkaufen mußte, ja, daß er seine leibeigenen Musikanten herum-schickte und spielen ließ und davon lebte; endlich aber verkaufte er auch diese seine Ernährer und begann, Geld von Kartentischen zu stehlen . . . Und wurde nicht selten geohrfeigt . . . Ein Nachkomme Kuriks: ich bitte Sie, was für eine Aristokratie soll dabei herauskommen! Und zudem ist es jetzt so, daß jeder Geck in Reithosen und jedes Joli-Mäulchen im Hut sich Aristokrat nennt! . . . Eine schöne Ehre für uns! Nein, Graf, entschuldigen Sie — diese Bagatelle ist für uns kein

Gewinn, wir sollten uns stets daran erinnern, daß es heißt: wehe dem, dessen Name bedeutender ist als seine Taten.“

„In jedem Falle“, bemerkte der Graf, „ist, wie schlimm auch einige einzelne Personen seien, unser gutsbesitzender Adel eine ewige Macht . . .“

„Nein, keine ewige“, entgegnete die Fürstin. „Was sollte daran ewig sein: ein Sehender, aber Schwacher, sitzt auf einem Blinden, aber Kräftigen, und reitet auf ihm. Das kann nicht ewig währen, der Blinde wird sehend werden, der Sehende aber völlig von Kräften kommen, wenn er nicht vorher lernt, auf eignen Füßen zu stehen . . . Kann es wohl wahr sein, was man erzählt: Golowins Urenkel wolle seine Besizung Worotynez in einer Lotterie auslosen lassen?“

„Das stimmt.“

„Mein Gott! . . . fünftausend Seelen . . . Solch eine Schmach hat es in Rußland noch nie gegeben . . . Lebendige Menschen in einer Lotterie auslosen lassen!“

Der Blick, mit dem der Graf die Pessimistin betrachtete, trug bereits einen gelangweilten und ermüdeten Ausdruck, er sagte daher, da er nicht wußte, wie er das Gespräch weiter anpacken sollte: „Fürstin, Sie sind zu mißtrauisch: noch gibt es in Rußland vortreffliche Edelleute!“

„Die gibt es,“ erwiderte Großmutter, „es gibt sehr gute Menschen, und ich selbst hatte das Glück, viele zu kennen mit Geist und einem edlen Herzen, aber sie sind vereinzelt . . . Es gibt keinen Zusammenhang mehr, und ohne den inneren Trieb für die Sache wird

unser Adel nichts als Scheinblüten zeitigen, während die wahrhaft besorgten Menschen als Sonderlinge angesehen werden. Betrachten Sie jenen Mann dort . . . jenen, der am Fenster mit dem Adelsmarschall spricht . . . er heißt Rogoschin, er ist ein armer Edelmann, aber sehr bemerkenswert.“

„Der dort . . . der Rothhaarige, Einäugige in der Toppe?“

„Ja, das ist so sein Kostüm . . . Er ist durch und durch originell: ein goldenes Herz, und seine Augen waren smaragden, — jetzt freilich hat er nur noch eines, aber er ist ungemein anständig und ist ein Sonderling geworden.“

„Wie mager er ist, geradezu meurt de faim.“

„Ja, das gibt es alles bei ihm,“ antwortete Großmutter, „er leidet häufig Hunger und muß sich in Bergen, Höhlen und Schluchten verstecken, und dennoch hat er sich den wahrhaften, guten Geist des Adels bewahrt. Was ich Ihnen vorhin von dem Verkümmern unseres vornehmen Standes sagte, kann ich nicht mir zuschreiben: ich weiß das alles durch ihn. Er ist es, der uns diese Dinge predigt . . . Er beschämt uns damit.“

„Mit welcher Absicht erzählt er es denn?“

„Es ist ihm darum zu tun, den Geist des Adels vor dem Verkümmern zu bewahren. Er hat scheinbar noch Hoffnung! Ich habe Ihnen nur den geringsten Teil seiner Worte angeführt, er weiß furchtbar viel. Ich habe ihn geradezu die Pergamentrolle benannt. Er ist ganz in sich zusammengerollt, wenn ihn einer

aber aufstollen wollte, so wüßte ich nicht einmal zu sagen, wie umfangreich er sein würde! Mir will immer scheinen, daß sein adeliger Geist genügen dürfte, eine ganze Welt in Erstaunen zu setzen. In ihm ist alles aufgezeichnet: große Taten sowohl, den Geist anzufeuern, wie auch schmähende Worte zur Abschreckung; ja, sogar meine eigenen Geseßlosigkeiten stecken in ihm.“

„Ihre eigenen Geseßlosigkeiten?“ meinte lächelnd der Graf. „Das ist interessant: ich sollte meinen, Sie wären eine unbeschriebene Stelle in dieser Rolle.“

„Aber ich bitte Sie. Ich bin es doch, die ihn beständig verbirgt und vor der Obrigkeit beschützt . . . ist das etwa keine Geseßlosigkeit?“

Der Graf äußerte seine Neugier, wieso und weswegen die Fürstin Donquijote verberge, und Großmutter erzählte ihm alles, wodurch sich das Gespräch so sehr belebte, daß der Graf lachen mußte und zu scherzen begann, wobei er Rogoschins geflügeltes Wort wiederholte: ‚man könne ihn entzweireißen, aber nicht umkrempeln‘.

„Beliebt es Ihnen vielleicht, ihn ein wenig näher kennen zu lernen und mit ihm zu sprechen? Er ist sehr interessant“, meinte die Fürstin und erhob, da ihr der Graf mit einem Ton antwortete, der sowohl ja als auch nein bedeuten konnte, die Stimme und rief: „Dorimedont Wassiljewitsch! Darf ich wagen, dich auf eine Minute zu behelligen?“

Rogoschin ließ den Adelsmarschall stehen, näherte sich der Fürstin, schlug, wie es seine Gewohnheit war,

die Absätze aneinander und heftete sein eines smaragdenes Auge auf sie.

„Der Graf wünscht Sie kennen zu lernen, mein Freund“, sie wandte sich hierauf dem Grafen zu und fuhr fort: „Ich habe die Ehre, Eurer Durchlaucht Dorimedont Wassiljewitsch Rogoschin vorzustellen, einen guten und aufrichtigen Edelmann, wie man ihn . . .“

Allein noch ehe die Fürstin zu Ende gesprochen, erblaßte sie plötzlich und zog die Augenbrauen zusammen, denn sie bemerkte, daß der Graf Rogoschin nur zwei Finger reichte.

Sie fühlte sich für den Edelmann gekränkt und erwartete voller Schrecken, was dabei herauskommen würde, Rogoschin beruhigte sie jedoch: „Kränken Sie sich darüber nicht, Fürstin,“ sagte er, „ich bin ein armer Edelmann, ich brauche nicht einmal einen Finger von ihm. Mag er doch Pawlyganjew seine ganze Hand geben, der wird ihn dann auch dafür in den Adelsklub zum Diner einladen. Fahren Sie ruhig hin, Graf, mich werden Sie dort nicht antreffen.“

Kein einziger war imstande, mir diese unvorhergesehene Szene in allen Einzelheiten wiederzugeben, und so schildere ich sie denn in aller Kürze. Ich weiß nur, daß alles sich so zutrug, wie keiner es geahnt oder gewollt hatte. Der Graf war in der That gekommen, um sich einen Weg zu Großmutter's Herzen und Vermögen zu bahnen; ihre Vorahnung hatte die Fürstin nicht getrogen: er wollte sie eigentlich um ihre Hand bitten und wollte natürlich so höflich als

möglich sein, hatte dabei jedoch unversehens Rogoschin gekränkt und war auch seinerseits in Zorn geraten. Die Fürstin, die den Grafen für einen zufälligen Besuch ansehen wollte, hatte sich entschlossen, sich vor ihm zurückzuhalten, um sich keinen Feind aus ihm zu machen, und hatte sich dann nicht zurückhalten können; ja, auch Rogoschin hatte getan, was er gar nicht wollte: es war ja nur seine Absicht gewesen, den Adelsmarschall zu peinigen, und derweil hatte er, nachdem ihn Großmutter von diesem Werke abberufen, seinen ganzen Zorn auf den Grafen entladen.

Mit einem Wort, es ging damals zu, als wären alle besessen: es war, als wäre ein Geist der Stürme herabgeflogen und hätte alle aufgerührt und durcheinandergerüttelt, so daß keiner in seinem Betragen seine eigentlichen Pläne und Absichten mehr zu erkennen vermochte. Alles wurde so durcheinander gebracht, daß der Adelsmarschall, für dessen Bedarf eine eigene Dormeuse vorgefahren war, in diese nur seinen Mantel warf und selbst wieder auf jenem Vorderbänkchen Platz nahm; als aber der Graf nach der Abfahrt sagte: „Das geht nicht, sie ist eine unmögliche Frau!“ bekräftigten der Adelsmarschall und der Gouverneur einstimmig: „Wir sind sehr erfreut, daß Sie sie nun selber anzuschauen geruht haben.“

Der Graf war bemüht, die schweren Gedanken dadurch abzulenken, daß er den Gouverneur über den ‚Landstreicher mit dem grünen Auge‘ ausfragte, der sich ihm gegenüber so dreist benommen. Bezüglich der Fürstin wußte der Graf noch nicht, wie er es halten

wollte. Er verfolgte Absichten mit ihr, bei denen es ihm nicht vorteilhaft erschien, ihr zu schaden: es war wohl genügend, sie fühlen zu lassen, daß die Macht nicht auf ihrer Seite war, allein es war viel aussichtsreicher, an die Ausführung seiner Pläne nicht hier zu gehen, hier, wo sie mit ihren heimatlichen Geländen völlig verwachsen war, sondern dort in Petersburg, denn dort würde sich niemand schützend vor sie stellen.

Er täuschte sich nicht in dieser Rechnung und hatte noch einmal Grund, seine Mäßigung zu erproben und sich dafür innerlich zu loben, nämlich an dem Tage, da zu dem Mittagessen, das ihm zu Ehren im Adelsklub veranstaltet worden war, nur Beamte erschienen und eine ganz unbedeutende Anzahl von Edelleuten.

Der Graf mußte mitanhören, wie der verwirrte Gouverneur zum Adelsmarschall mit der Frage stürzte: „Wo sind die übrigen?“ Und wie der Adelsmarschall antwortete: „Bei Warwara Nifanorowna zum Abschiedessen.“

Nach dieser Auskunft gab sich der Gouverneur fortan vergebliche Mühe, den richtigen Ton mit dem Grafen zu treffen. Der Graf hielt sich für so sehr gekränkt, daß er abreiste, ohne auch nur einem der ihn hofierenden Würdenträger die Ehre einer Audienz zu gönnen. Im Grunde genommen hielt er diese für noch größerer Bestrafung wert als die Fürstin, welche letztere ihm jetzt schon fast ernsthaft zu gefallen begann, wie jenem Harald das russische Mädchen, das ihn verachtete.

Sein Plan war, vom großen Turm aus auf die Fürstin zu schießen; doch wenn ihm auch das nicht gelingen sollte, dann war er entschlossen, von seiner Absicht, die Protosanowschen Felder mit seinen eignen zu vereinigen, keineswegs zurückzutreten, sondern ein neues Mittel zur Anwendung zu bringen.

Und dennoch waren auch diese letzten Geschichten nur Zufälligkeiten oder unfreiwillige Übel: denn auch das Abschiedessen, durch das die Fürstin fast alle Edelleute von jenem Festmahl fernhielt, das im leeren Adelsklub zu Ehren des Grafen gegeben wurde, war von ihr nicht als eine Kränkung veranstaltet worden, sondern fiel ganz zufällig mit dem andern zusammen; oder ist es wahr, daß es keine Zufälligkeiten auf dieser Welt gibt, sondern daß alles nach dem Einen unerforschlichen Willen geschieht, ohne welchen kein Haar vom Kopfe fällt und kein Rabe vom Dach?

Nach Großmutter's Ansicht war es so: in allen Zufälligkeiten sah sie entweder Fingerzeige oder Vorbereitungen auf etwas Größeres. Ihren Weg nach Petersburg antretend, wiederholte sie häufig in ihren Gedanken: ‚Bereit ist das Herz, mein Gott, es ist bereit!‘

Die Fürstin reiste nach Petersburg mit den kleinen Kindern, mit Olga Fedotowna und Patrikej. Die Kinder und Olga saßen zusammen mit Großmutter in der Kalesche, für Patrikej aber war hinten ein besonderer Wagenschlag gebaut worden, darin er in aller Bequemlichkeit sitzen konnte und von der Höhe aus weithin die Straße überblicken und Vorreiter so-

wohl als auch Kutscher im Auge zu behalten vermochte. Sie reisten so schnell, als es nur immer ging. In Protosanowo hatte man noch keine Nachrichten von ihnen.

Nach Großmutter's Abreise war Rogoschin nach Hause gefahren und saß eines Tages friedlich in seiner Hütte; er las gleichzeitig ein Buch, aß Kwasß mit roten Rüben und klopfte mit dem Löffel gegen die Stirnen der ihn von allen Seiten umdrängenden Kinder. Da hielt plötzlich vor der offenen Türe seines Hauses ein Pferd, das im Galopp herangesprengt war, und ein Bote aus Protosanowo sprang ab.

Rogoschin erkannte in ihm den Protosanowschen Reitjungen und rief: „Pah! Was ist bei euch los, Junge?“

„Bei uns nichts, aber bei Ihnen steht's schlimm,“ entgegnete der flinke Bursche.

„Nun?“

Die Mütze zusammenknüllend, näherte sich der Bursche Donquijote dicht, blickte sich um und flüsterte plötzlich: „Herren sind gekommen. . .“

„Was für Herren?“

„Weiß es der und jener . . Beamte . . .“

„Merk es dir für die Zukunft, Dummkopf, daß Beamte keine Herren sind; und was weiter? — sprich!“

„Man sucht Sie . . . Der Verwalter befohl, schnell zu reiten.“

Donquijote stand da und überlegte: das hatte es noch nie gegeben, daß jemand ihn im Hause der Fürstin zu suchen wagte . . . Er sah darin etwas Neues, das ihn weniger an seine eigene Lage denken ließ, als

daran, welche eine Bedeutung dem wohl hinsichtlich Warwara Niskanorownas zukommen könnte. Hatte man etwa die Gelegenheit ausgenutzt, daß sie fern von ihrem Hause weilte, oder war es gar schon so, daß man sie nicht mehr fürchtete und nicht wie früher respektierte? Woher mochte das nur kommen? . . . Selbstverständlich nicht von den Hiesigen: die brachten nicht so viel Berwegenheit auf . . . Nein; das konnte nur von dort kommen, wo sie selbst zur Zeit weilte . . . und allein war . . .

Schon mitten in diesen Überlegungen hatte Rogoschin den Finger in den Mund gesteckt und seine Backe immer fester und fester aufgeblasen, beim letzten Gedanken aber schlug er plötzlich mit der Hand in die Luft und brüllte im gleichen Augenblick los: „He! Einschlagzu!“

Die zwielebendigen Klepper in Hanf und Bast und Sinka in seiner flächsernen Haube wuchsen wie auf einen Zauberwink hervor.

Donquijote sprang in den Wagen und kommandierte: „Nach Petersburg!“

Sinka kannte zwar diese Straße nicht, zog jedoch sogleich die Zügel an und kreischte: „Hott und Hüh! jetzt gebt euch Müh!“

Drei Wochen darauf hielten die Klepper vor dem Moskauer Schlagbaum von Petersburg, Donquijote streckte den Kopf aus dem Wagen, mit der einen Hand ein verstaubtes eingewickeltet Etwas schirmend, mit der andern sich auf Sinka stützend, und brüllte laut: „Soldat! he, Soldat! wo ist bei euch die Fontanka?“

Der wachhabende Soldat zeigte ihm das Flüsſchen, und Sinſka riß aufs neue an ſeinen Zügeln.

Die Klepper ſegten mit den gleichen Allüren dahin, als ob nicht ſie es geweſen wären, die in dieſen Tagen ganze anderhalbtauſend Werſt zurückgelegt hatten.

Eine Stunde darauf ſprengten ſie an dem ſteinernen Löwen vor den Toren des Protosanowſchen Hauſes vorbei und hielten vor der breiten vornehmen halbrunden Freitreppe.

Donquijote ſprang heraus und ſchleppte das verſtaubte eingewickelte Etwas hinter ſich her, in welchem jezt unſchwer die Diaſonin Marja Nikolajewna zu erkennen war.

Die Fürſtin war im Augenblick der Ankunft dieſer unerwarteten Gäſte eben erſt aus dem Inſtitut zurückgekehrt; die Entlaſſung ihrer Tochter war für den nächſten Tag angeſetzt, und ſie befand ſich in peinvoller Erregung. Sie empfing ihre Freunde voller Erſtaunen, und ihre erſte Frage war: „Was iſt mit euch los? Seid ihr etwa abgebrannt?“

„Nein,“ erklärte Marja Nikolajewna, „nichts dergleichen . . .“ Sie wies auf Rogoſchin und ſchloß: „Er kam angeſauſt . . . nachts . . . ließ mich hinausrufen . . . und ſagte: ‚Die Fürſtin hat Verdruß: fahren wir.‘ So bin ich denn mitgefahren.“

Donquijote ſprach nicht einmal ſo viel. Er erklärte einfach nichts: völlig grau, von einer dichten Schicht Staub bedeckt, ſchritt er in argwöhnlichem Schweigen rings um den Saal, blickte in jede Ecke und ſchaute

hinter jede Tür, als suche er überall nach versteckten Bösewichtern.

Großmutter sah ihn an und sagte lächelnd: „Schon gut: hör auf, ohne Grund hin und her zu rennen! Es geht hier ohnehin alles durcheinander. Patrikej! du gehst mit ihm sofort in die Badestube und befehlst, daß man ihm außerdem den Schnurrbart stutzt und die Ohren tüchtig mit Seife auswäscht. Komm übrigens mit mir.“

Die Fürstin rief Patrikej ins Nebenzimmer und gab ihm dort einen weiteren Befehl: „Außerdem wirst du ihm sofort Kleider kaufen, gute Kleider, aber sie müssen nach seinem Geschmack sein, und dafür sorgen, daß man ihm die seinigen in der Badestube stehle.“

Patrikej richtete dies alles mit gewohnter Akkuratess aus, und so kehrte Donquijote nach einer Stunde sauber gewaschen zurück; er trug ein samtenes Reiterwams mit den dazu gehörigen Bestandteilen und stutzerhafte Stiefel mit Stulpen.

„Schau mal, wie sie dich hier mit einem Male umgekrempelt haben!“ lobte ihn die Fürstin.

„Ein zu sonderbarer Vorfall!“ versetzte Donquijote, „ausgerechnet mich hat man bestohlen!“

„So was geht hier schnell! Übrigens ist dieses Kostüm gewiß nach deinem Geschmack?“

„Es geht“, erwiderte Donquijote.

Und mit diesen Worten stellte er sich vor einen Pfeilerspiegel inmitten des Zimmers und begann sich in seinem neuen Gewand um und um zu drehen, weidete sich an sich selbst und veranlaßte auch die

heimlich über ihn lächelnden andern, die Fürstin, die Diakonin, sowie Olga Fedotowna und Patrikej, sich an ihm zu weiden . . .

Dies ist eine lebendige Illustration zu unserer Erzählung, eine Ausschmückung der Legende: der halbverrückte einäugige Edelmann, der voller Würde in prächtiger Ausstattung aus einem Kleidermagazin vor dem Spiegel posiert, und um ihn herum die kluge, aber eigensinnige Fürstin, die zwei ihr auf Leben und Tod ergebenen treuen Diener und ihre Freundin aus der Dorfklerisei. So hatte es sich in der Ferne zusammengefunden, das dahinschwindende, das gradherzige Rußland; außerhalb der Wände des Hauses aber rollte und donnerte ein anderes Leben, ein neues, losgelöst von allen Überlieferungen: lauter Menschen, auf die das Land schaute, wie ein erstauntes Huhn auf die von ihm ausgebrüteten jungen Entlein schauen mag.

-

Zweiter Teil

Das Alte altert

Das Junge wächst heran

•

Zu meinem Bedauern sind in meiner Chronik einzelne Lücken nicht zu vermeiden, zumal in jener Periode, mit deren Schilderung ich jetzt beginne. Für viele Begebenheiten dieser Zeitspanne besitze ich keine genauen Angaben zur Erklärung und kann sie daher lediglich auf Grund von vergleichenden Erwägungen und Mutmaßungen beurteilen. Im übrigen habe ich ja die Personen, von denen ich spreche, so gut gekannt, daß ich in meiner Erzählung schwerlich große Fehler machen werde, und fahre somit in der Schilderung fort. Ich will berichten, was Fürstin Warwara Nikanorowna in Petersburg erlebte, wo wir sie zu Ende des ersten Theiles meiner Chronik in dem Augenblick verließen, da sie sich an dem nach ihrem Sinne umgemodelten Donquijote Rogoschin weidete.

Ich muß noch einmal daran erinnern, daß dieses am Vorabend jenes Tages geschah, da Großmutter aus der Hand der Institutserzieher ihre Tochter empfangen sollte, jene selbe Prinzessin Anastasia, deren Gefühle für Großmutter, wie bereits erwähnt, durch die lange Entfremdung ein wenig abgekühlt waren, wie auch die Gefühle der Großmutter für sie. Dazu kam das verächtliche Verhalten der Prinzessin, durch das sie die Leute zurückgestoßen, die ihre Mutter ihr geschickt.

Die Fürstin wurde in dieser Zeit von den drückendsten Empfindungen gepeinigt: ihre heißblütige Seele

mußte ja unter der Erkenntnis leiden, daß sie die Tochter zu wenig liebe oder zu mindest nicht so liebe, wie sie es selber gewünscht hätte. Allein Liebe wird ja, wie bekannt, umsonst gegeben und empfangen, und wo sie nicht da ist, da ist sie eben nicht zu haben. Ich bin übrigens überzeugt, daß diese Sorge völlig aus der Luft gegriffen war: es war eine Einbildung von Großmutter, daß sie ihre Tochter zu wenig liebe, denn in der That verhielt es sich ganz anders. Aber wie dem auch sei, während die Fürstin ihre Tochter erwartete, befand sie sich ständig in einer qualvollen Stimmung der Unzufriedenheit mit sich selbst und war in düsterer Laune, sogar ganz gegen ihre Gewohnheit so wenig freundlich, daß sie weder die Diakonin noch Donquijote mit der Aufmerksamkeit bedachte, deren sich diese Personen vormals erfreut hatten und auf die sie jetzt, sollte man glauben, nach dem neuen originellen Beweis ihrer grenzenlosen Ergebenheit, einen noch größeren Anspruch hatten. Warwara Niskanorowna mußte im allgemeinen solche Dinge zu schätzen, dieses Mal aber achtete sie nicht darauf: da die Fürstin mit sich selber unzufrieden war, begnügte sie sich, nachdem sie sich an dem umgewandelten Donquijote geweidet, damit, ihre Gäste in die für sie hergerichteten Zimmer zu schicken, wo sie sich ausruhen sollten, während sie aufs neue daran ging, das Haus für den Empfang der Prinzessin vorzubereiten. Diese Vorbereitungen hatten schon längst begonnen, aber sie fanden nicht einmal an diesem letzten Tage ihren Abschluß. Unablässig täuschte die Phantasie der Fürstin vor, sie liebe die Tochter

zu wenig, und von diesem Gespenst ihrer eignen Einbildung gequält, bemühte sie sich auf jede nur erdenkliche Weise, an Stelle des Mangels an Liebe, den sie sich vorwarf, um so größere Sorgfalt für das Glück und die äußere Wohlfahrt ihrer Tochter walten zu lassen. Sie wollte die Prinzessin mit dem allerzärtlichsten Eifer und lauter Liebkosungen umgeben. Olga Fedotowna erzählte, daß Großmutter tagelang unermüdetlich auf den Beinen war und wenn sie nur eine Minute sich hingesezt hatte, sofort nachdenklich wurde und aufgereggt fragte: „Olga! . . . haben wir nur alles recht gemacht? . . . hilf mir, damit sie nicht glaubt, daß wir sie zu wenig lieben . . .“

Und aufs neue konnte dann die Fürstin vor jeder Leiste stehn und vor jedem Nägelchen und mußte alles selbst abmessen, alles mit eigner Hand ausprobieren. In dem alten Hause, das ganz angefüllt war mit reichem Inventar der Epoche Katharinas, hatte man einige Zimmer völlig neu hergerichtet; die Räume, die für die Prinzessin bestimmt waren, hatte man schlicht ausgeschmückt, wie es der Fürstin für ein junges Mädchen schicklich dünkte, allein alles war elegant und in dem damals herrschenden Geschmack: an Stelle der früheren schweren Stoffe, die man heruntergenommen und auf den Speicher getragen hatte, war heller, jungfräulicher, geraffter Stiz getreten, und auch die Ölgemälde bekannter älterer Meister waren, da sie etwas zu plastische Gegenstände darstellten, entfernt und durch teure Gravüren und Aquatinten in leichten Rahmen aus Ebenholz mit französischen Bronzebeschlägen ersetzt worden; die

schweren altertümlichen vergoldeten Armleuchter mußten leichten und lustigen aus Sevresporzellan weichen, und ebenso wurde an Stelle des vergoldeten Reifens mit den Amoretten, der von der Decke herabhing und in den Kerzen gesteckt wurden, ein teurer sächsischer Lüster aufgehängt mit vortrefflich in Porzellan gearbeiteten Guirlanden bunter Blumen. Mit einem Wort, es wurde alles erneuert, ja sogar der massive Heiligenschrein mit den kostbaren Ikonen der Väter wurde in Großmutter's eigne Gemächer hinübergeschafft und durch ein einfaches, aber gleichwohl sehr teures Kreuzifix aus Ebenholz und Elfenbein ersetzt. Dieses wurde in einer leicht drapierten Nische, die durch eine mattgrüne Ampel erleuchtet war, aufgehängt und konnte auf den ersten Blick kaum bemerkt werden. Mit einem Wort, es war alles so eingerichtet worden, wie es einem jungen Mädchen gefallen mußte, das eine ganz moderne Erziehung erhalten hatte und dessen Geschmack und Gewohnheiten wesentlich von denen ihrer Mutter abweichen mußten. Kein Zweifel, wenn die Fürstin sich weniger damit gequält hätte, daß sie die Tochter zu wenig liebe, sie würde die Prinzessin weit einfacher empfangen und sich weit weniger mit all den Kleinigkeiten beschäftigt haben, die keinen so großen Wert besitzen, wenn das große Gut der Liebe vorhanden ist. Doch nicht genug damit, die Fürstin war, um sich zu beruhigen, sogar bereit, für die Tochter Opfer zu bringen: sie versuchte verschiedene ihrer eignen Gewohnheiten zu ersticken und war sogar entschlossen, nicht nach Protosanowo zurückzukehren, sondern in Petersburg

zu leben, obwohl sie das bei ihrem Abscheu vor dem Großstadttreiben große Überwindung kostete. Wenn man sich erinnert, wie sehr sie an das Landleben gewöhnt war, wird man zugeben, daß diese Frau sich selbst zu bekämpfen verstand. Aber es war ja nicht einmal ein Bekämpfen, es war etwas weit Größeres: auf die teilnahmevolle Frage der Diakonin, wo die Fürstin in Zukunft zu leben gedenke und wann sie nach Protosanowo zurückkehren wolle, entgegnete Großmutter: „Das steht in Gottes Hand, ich weiß es nicht . . . Das wird alles davon abhängen, was Nastjenska wünscht.“

Aus dieser Antwort konnte man wohl den Schluß ziehen, daß die Fürstin eine gewisse Genugtuung darin fand, alles den Wünschen ihrer Tochter unterzuordnen. Am letzten Abend vor ihrer Ankunft wandte sich die Fürstin bei Tisch zu Patrikej mit der Bitte, der Prinzessin Anastasia zu verzeihen, daß sie einmal unhöflich gegen ihn gewesen sei.

Der alte Bediente geriet in Verwirrung und erwiderte fast mit Tränen: „Mütterchen Durchlaucht, aber ich bitte Sie! . . .“

„Freilich: sie war ja damals noch so jung . . .“

Und darauf kam eine Rede wie die, die sie Rogoschin hielt: „Ich danke dir, Dorimedont Wassiljewitsch, daß es dich nicht gelitten hat und daß du hergeflogen bist, mich, die ich fern vom Nest weilte, zu benachrichtigen, allein nun sei auch so gut . . . Morgen kommt meine Tochter: es könnte sein, daß sie nicht ganz so einfach ist wie wir beide, da bitte ich dich, nicht jedes ihrer Worte auf die Waagschale legen zu wollen . . .“

„Ich verstehe“, erwiderte Rogoschin.

„Wenn dir etwas an meiner Tochter mißfallen sollte, tu mir die Liebe, trag es oder sprich zuvor mit mir darüber.“

„Ich brauche gar nicht erst zu sprechen, ich werde es schon so tragen“, antwortete Rogoschin.

„Ich danke dir, man muß nachsichtig mit ihr sein, — sie hat ja noch so wenig Menschen kennen gelernt.“

„Nun ja, versteht sich, beunruhigen Sie sich nicht, ich werde nicht gekränkt sein.“

Nur Olga Fedotowna und Marja Nikolajewna wurde nichts dergleichen gesagt — auf sie konnte man sich vermutlich ohnehin verlassen.

Und so vollzog sich denn nach all diesen Vorbereitungen und Ankündigungen Prinzessin Anastasias Einzug in ihr väterliches Haus, wo sie von so viel sorgsamer Zärtlichkeit erwartet wurde und von dem eifrigen Bemühen, alles Vergangene zu vergessen und sie so lieb als möglich zu haben. Olga Fedotowna wollte niemals genaueres darüber erzählen, wie das geschah.

„Die Prinzessin wurde“, erzählte sie, „in der Equipage abgeholt, wie es sich gehörte, auf der Freitreppe von allen Hausgenossen empfangen, und im Saal wurden Mutter und Tochter von einem Priester gesegnet; an jenem Tage geschah nur das eine Nichtganzvorhergesehene, daß die Prinzessin Dorimedont Wassiljewitsch fragte, was für Kunststücke er zu machen verstünde. Allein auch das ging gut ab: er hielt Wort und fühlte sich nicht gekränkt, sondern zeigte

ihr sogar zwei Kartenkunststücke und machte einen Ring aus einem Knoten frei; später aber erzählte ihr die Fürstin, daß er ihr Freund sei und ein sehr achtbarer Edelmann, und keineswegs einer, der Kunststücke macht.“

2

Da die Fürstin sich entschlossen hatte, ihre frisch aus dem Institut heimgekehrte Tochter nicht aufs Land zu nehmen, war es für sie notwendig geworden, mit der Prinzessin den Cousinen ihres verstorbenen Vaters und einigen seiner ältesten Freunde Visiten abzustatten, — und diese erwiderten natürlich ihrerseits den Besuch, und so kam es, daß durch die auf solche Weise aufgefrischten Bekanntschaften in aller kürzester Zeit Großmutter's Haus der Welt geöffnet wurde. Der Kreis war anfangs nicht groß, allein nicht lange, und ein Umstand ließ ihn jene Grenzen weit überschreiten, die Fürstin Warwara Nikanorowna einzuhalten sich vorgenommen hatte.

Damals hatte man von den Fräulein, die im Institut erzogen worden waren, eine hohe Meinung, die keineswegs der heutigen entspricht: man hielt sie für glänzend gebildete junge Damen und machte ein Wesen aus ihnen, als wären sie Gott weiß was für Berühmtheiten. Und so entstand der Plan, von einigen jungen Damen jenes Jahrganges, zu dem die Prinzessin gehörte, große Ölporträts anfertigen zu lassen. Und zwar sollte das sowohl prunkvoll als auch allegorisch wirken: man wollte nämlich mit den Bildnissen einen

der Säle der Gönnerin des Institutes schmücken. Die Ausführung der Porträts wurde dem bekannten Schöpfer der Mariula übertragen: dem eleganten Kiprenskij. Dieser vortreffliche Künstler war damals die große Mode und verfolgte flammender denn je seine Absicht, Porträts zur vollen Erzielung des lebendigen Ausdrucks mit solcher Vollendung zu malen, daß in der sauberen Ausführung nicht ein einziger Pinselstrich besonders hervorträte und die Schattierungen in für das Auge völlig unfaßbaren Übergängen gegeben würden. Die jungen Gesichter der Mädchen entsprachen dieser Aufgabe aufs beste, und somit machte sich denn der Künstler an diese Arbeit mit der Leidenschaftlichkeit, die ihn auszeichnete. Bevor die eigentlichen Sitzungen beginnen konnten, wollte sich Kiprenskij darüber klar werden, wie er am günstigsten die Porträts der jungen Damen auf mehrere Bilder verteilen könnte. Das hing sowohl von ihrem Äußeren als auch von den Gesetzen der Kunst ab. Denn es war beschlossen worden, einzelne der jungen Damen auf besonderen Bildern zu malen, andere aber in Gruppen, um den Bildnissen größere Abwechslung zu verleihen. Damit nun der Künstler in aller Gemächlichkeit seine Entschlüsse treffen könne, wurden alle Mädchen in eines der großen Häuser geladen, wo dann eine sozusagen künstlerische Brautschau stattfand, die sich zu einem eleganten Fest gestaltete. Die jungen Damen kamen in Begleitung ihrer Mütter, welche letztere zum großen Teil ebenfalls noch jugendlich waren; alle Anwesenden gehörten zu der damaligen höchsten Ge-

ellschaft. Es waren zwei Geschlechter von Frauen beisammen: die einen noch nicht verwehlt, die andern eben erst im Begriff, das Leben zu beginnen; die prächtigen Toiletten der ersteren und der leichte jungfräuliche Putz der andern, der reichgeschmückte Saal und die geheimnisvollen Seitengemächer, in denen die zu diesem Zweck mitgenommenen Kammerzofen die vom Künstler verlangten Veränderungen in den Kostümen der jungen Schönheiten vornahmen, — all das verlieh dieser Versammlung den lebendigsten und interessantesten Charakter. Kiprenskij selbst, der sich leicht geschminkt hatte und eine prunkvolle Frisur trug, dirigierte das Fest nicht ohne Affectation; und viele bedeutende und berühmte Persönlichkeiten mit Ordensbändern und Sternen suchten bei ihm um die Ehre nach, dieser Brautschau beizuhohnen zu dürfen. Kiprenskij geizte mit der Erlaubnis, Graf Funkendorf jedoch, der den Vater des Porträtisten noch gekannt hatte, den Leibeigenen Adam Schwalbe, befand sich unter der Schar der Auserlesenen.

Natürlich war auch Großmutter mit ihrer Tochter zu dieser Versammlung gekommen, in ihrer Begleitung befand sich Olga Fedotowna, die sich in den Garderobezimmern aufhielt. Das Resultat dieser ersten Zusammenkunft war, daß die Fürstin ganz wider ihren Willen zu einem großen Bekanntenkreise kam, der einen eigentümlichen Anfang nahm, weil es nicht die Eltern waren, die hier ihre Kinder miteinander bekannt machten, sondern im Gegenteil die Kinder, die ihre Eltern zu sammenführten.

Dank diesem Umstand befand sich Fürstin Warwara Nikanorowna, noch ehe sie es recht begriff, aufs neue in der großen Welt. Allein die große Welt bedeutete für Großmutter nicht viel, wie das zu erwarten gewesen war: seit der Zeit, da sie ihr den Rücken gekehrt, war die Welt ein wenig anders geworden und hatte sich nicht gerade zum Vorteil verwandelt. So wenigstens kam es Warwara Nikanorowna vor. Vor allem gefiel es der Fürstin nicht, daß die Personen ihres Kreises sich eifersüchtig vor der Berührung mit der ganzen übrigen Welt abschlossen und sich bemühten, möglichst wenig wie Russen auszusehen.

„Das ist das allerdümmste“, pflegte die Fürstin zu sagen. „Durch diesen Leichtsinne hat Naschtschokin während der Regierung Alexej Michailowitschs seinen Sohn um den Verstand gebracht, und sind die Nachfahren der Esaltykows polnisch geworden. Man muß die andern zwingen, unsere Sitten zu respektieren, und nicht die Sitten der Fremden nachahmen.“

Ebensowenig gefiel der Fürstin der damalige militärische Dünkel, neben welchem, und sogar untrennbar von ihm, eine Kriecherei vor Uraktschejew bestand; ihr gefielen weder die engherzigen Patrioten noch die damaligen Kosmopoliten.

Ferner gab es zu jener Zeit nicht wenige Erscheinungen religiösen Charakters, welche der Fürstin Kopfzerbrechen machten. Die höchste russische Gesellschaft war in religiösen Fragen keineswegs gleichgültig, und zwar wurden diese entweder unter dem Gesichtspunkt des französischen Voltairianismus betrachtet

oder unter dem Einfluß mystischer Theorien und der Freimaurerei. Personen mit der oberflächlichsten weltlichen Erziehung befaßten sich mit der Kritik der ernsthaftesten Fragen, die eigentlich eine tiefe theologische und philosophische Bildung voraussetzten, und so ist es denn auch nicht erstaunlich, daß die Schule der Anhänger des Einsiedlers von Fernen nichts als Materialismus hervorbrachte, der nur deswegen nicht so grob wie der heutige war, weil die Menschen, die sich ihm ergaben, besser erzogen waren. Unsere Freimaurer aber sahen in ihrer Lehre nichts als Zeremonien, aus welchen sie ‚ihre höhere Religion‘ schufen, die, wie man wissen wird, der wirklichen Freimaurerei keineswegs in den Kram paßte.

Über die Voltairianer hatte sich Großmutter keinerlei eigene Ansicht gebildet: Ungläubige waren ja ihrer Auffassung nach Menschen, die ‚den Sinn des Lebens verloren‘ hatten; allein auch die Freimaurer mochte sie nicht, weil sie nicht verstehen konnte, warum diese beständig Geheimniskrämerei trieben. Denn wenn sie wirklich nur Nächstenliebe verkündeten, — das war ja nichts Verbotenes: zieh den Beutel, gib’s hin und geh mit Gott deines Weges, das war Großmutter’s unkomplizierte Regel.

Am allerwenigsten aber gefiel der Fürstin die Neugierde, mit welcher die Mystiker hinter die Schleier der großen Geheimnisse zu spähen bemüht waren: Großmutter glaubte nicht, daß sie dort irgend etwas erblicken würden, und ärgerte sich.

„Wie ist es denkbar, daß man davon sprechen kann?

Was vor unsern Augen verborgen ist, wird man nie zu Gesicht bekommen und soll es auch nicht: solange ich in dieser Welt als Mensch lebe, habe ich den Geboten, wie ich leben soll, zu folgen; was danach kommen wird, das ist keinem bekannt. Und ich nehme nur das Eine an: wer als Mensch seinen eignen Wert nicht zu erhalten vermag, den kann man meinetwegen zum Engel machen, er wird auch die Engelsnatur verlieren.“

Um jene Zeit gab es in Petersburg noch einen weiteren Kreis, der sich im allerengsten Sinne religiösen Stimmungen hingab: die Personen dieses Kreises trieben es weniger turbulent als die der andern und waren auch nicht darauf aus, Proselyten zu machen, sondern hatten ihre eigne ‚Wohltäterin‘, die sie eifersüchtig bewachten. Diese Wohltäterin war eine alte Jungfer, Gräfin Antonida Petrowna Chotjetowa, mit den Protosanows verwandt; Großmutter kannte sie, mochte sie aber nicht leiden. Die Chotjetowa, deren Frömmelei sich unter dem Einfluß eines schweren Familienereignisses entwickelt hatte, liebte es, den Anschein zu erwecken, als stünde sie allen Dingen dieser Welt unendlich fern, da sie, wie sie zu sagen pflegte, nichts davon begriffe. Sie reiste beständig von einem Kloster zum andern und verschwendete hierbei ihr fast unermessliches Vermögen. Sie brachte viele verarmte Klöster zu neuem Aufblühen, viele Reliquien wurden von ihr aus bescheidenen Holzschreinen in teure silberne Reliquienkästchen umgebettet, — allein es scheint, daß hierin ihre ganze christliche Tugend bestand. Dem leben-

digen, tätigen christlichen Geiste Großmutter konnte diese Art der Wohltätigkeit nicht gerade als die beste erscheinen, um so weniger als die Fürstin, deren Güter an die Besitzungen der Chotjetowa stießen, sehr wohl mußte, daß die Chotjetowschen Bauern unter großer Armut litten.

Großmutter pflegte zu sagen, daß das keine Art sei, und vermied daher Begegnungen mit dieser Verwandten.

„Gott mit ihr,“ meinte sie, „man sagt, daß sie eine Heilige sei, und ich weiß von mir, daß ich sündig und ungeduldig bin; daher fürchte ich, daß ich, wenn ich ihr begegnen sollte, am Ende nicht ruhig bleiben und über ihre Bauern sprechen würde, denn das ist wirklich gottlos.“

Gräfin Antonida, die lange auf Großmutter's Besuch gewartet hatte, kam plötzlich zum Entschluß, sich vor ihrer unhöflichen Verwandten bis zur Selbsterniedrigung zu demütigen. Sie sandte Großmutter eine ihrer Adjutantinnen mit der Bitte, Prinzessin Anastasia zu erlauben, sie zu besuchen, sollte jedoch das abgelehnt werden, so bäte sie eine Zeit zu bestimmen, wann sie kommen dürfe, ihre Nichte zu sehen.

Aber Großmutter begriff, worin der Witz dieses Ausfalls lag; es sollte ihr hier unter der Maske der Demut eine Lektion in der Höflichkeit erteilt werden. Sie schickte daher den Wagen zurück und befahl, der Gräfin sagen zu lassen, daß sie selbst die Tochter zu ihr führen würde.

Tags darauf wurde es ausgeführt: die Prinzessin und ihre Mutter begaben sich zur Chotjetowa, und alles verlief gut, wenn man davon absehen will, daß die Chotjetowa der Prinzessin unermüdlich Ratschläge erteilte, „an Gott zu denken und sich Ihm im Gebete zu nähern“, woran Großmutter ihrerseits jedesmal Ratschläge knüpfte, den Nächsten zu lieben, stets zur Hilfe bereit zu sein, wenn jemand um Hilfe bitte, nicht hochmütig und nicht hoffärtig zu sein, nicht übermütig zu werden, wenn angenehme Zeiten kämen, und nicht in widrigen Erlebnissen den Kopf zu verlieren.

„Ohne gute Werke schlägt kein Gebet an.“

„Wir sind nur Wanderer auf dieser Welt“, predigte die Gräfin, „und leben nicht zum Vergnügen; man muß verstehen, sich zu zügeln, man muß fasten.“

„Gewiß,“ bestärkte Großmutter, „Mäßigung ist ein großes Werk, denn einzig der Maßvolle ist glücklich, aber es tut not, sich nicht des Fleisches allein zu enthalten. Das wäre nur ein Fasten für die Augen der Menschen, der Seele nützt es wenig: auch die Pferde fressen niemals Fleisch, und dennoch sind sie nur Tiere und bleiben Tiere; man muß in allem mäßig sein und sowohl seine Ungeduld als auch die übrigen das Herz verwirrenden Leidenschaften Gott als Brandopfer darbringen; und man soll in der Hauptsache stets an seinen Nächsten denken.“

„An Gottes Tempel . . . auf daß seine Schönheit den Geist erhebe; der Bauer steckt ewig in seiner ver-räucherten Hütte, er erstickt im Schmutz. Man muß

ihn wenigstens auf eine Stunde in der Woche herausreißen: das ist unsere Pflicht.“

„An die Bedürftigen denken . . . gewiß; das ist unsere erste Pflicht: Christus versprach, den Trunk fühlen Wassers nicht zu vergessen, den wir einem reichen, dem die Lippen vertrocknen. Dmitrij Kostomskij hat es den Würdenträgern direkt ins Gesicht gesagt, daß unter Personen unseres Standes Christus nicht zu finden sei; dem Armen aber, den harte Not bedrückt, von Ihm zu sprechen, hat wenig Sinn. Man muß den Armen ihre Last erleichtern und nicht Gräber vergolden und Glockentürme errichten, dann wird Christi Reich schneller kommen.“

„Und heute? wie ist es heute?“ bemerkte die Chotjetowa still und trocken.

„Heute . . . warum führst du mich in Versuchung?“ dachte Großmutter, machte jedoch plötzlich eine Handbewegung und schloß: „Nastja, für uns ist es Zeit!“

Die Gräfin sah Großmutter an und verstummte.

Zags darauf erschien die Chotjetowa in eigener Person, um Warwara Niskanorownas Visite zu erwidern, und bat bei dieser Gelegenheit, ihr zu erlauben, mit der Prinzessin einen Asketen aufzusuchen.

Großmutter wider setzte sich diesem Vorhaben: sie hielt zwar selbst Personen mit höherer Berufung hoch in Ehren und war sogar einmal zum Mönch Makarius gereist, den sie für sehr erleuchtet hielt, für ein junges Mädchen jedoch schienen ihr solche Besuche noch nicht angebracht.

„Jeder und jedes braucht seine Zeit unter der Sonne,“ sagte sie, „und wohlstandig zu leben muß man immer bestrebt sein; wenn aber ein Mensch noch jung ist, wird ihm manches nicht begreiflich, was die durchs Leben geprüfte Erfahrung bereits weiß; man soll mit diesen Dingen vorsichtig umgehen, damit nicht aus Unvernunft noch etwas Bitteres entsteht.“

Aus diesem Anlaß kam es zu einem Gespräch, dessen Folge war, daß die Chotjetowa Großmutter wegen ihrer Ungläubigkeit überall tadelte. Ich überlasse es einem jeden selbst zu entscheiden, ob dieses Urteil gerecht war; es war nicht ungerechter als die andern Verurtheilungen, die über Großmutter wegen ihrer religiösen Anschauungen gefällt wurden: die Voltairianer nannten sie die ‚Popin‘ oder ‚die Moskauer Hostie‘, die Frömmel aber flüsteren voller Schaudern, es sei sogar zweifelhaft, ob sie ‚überhaupt an Gott glaube‘.

Gelegentlich solcher Gespräche über die Fürstin tauchte einmal auch die Frage auf: was wohl ihre arme Tochter im Zusammenleben mit ihr ausstehen möge, dieses junge Mädchen, noch fast ein Kind, erzogen nach ganz andern Begriffen?

Die Chotjetowa beschäftigte sich mehr als alle mit diesen Erwägungen: als Verwandte mußte sie sich mehr als die andern Leute darum kümmern, aber auch als strenge Christin, die sie war; sie pflegte überall und jederzeit zu sagen: „Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen als die Lage eines Kindes, das aus einem Hause voller Gottesfurcht in die Hände einer

entsetzlichen Mutter gerät, wie zum Beispiel Fürstin Barbara Nikanorowna eine ist: sie hat weder Gott noch Religion noch Regeln . . . Ich weiß nicht, wie die Regierung das auffaßt, ich meine aber, daß es grauenhaft sein muß, mit der Fürstin Protosanowa zusammenzuleben.“

Hiergegen hatte niemand etwas einzuwenden, denn in diesem Punkte waren alle mehr oder minder mit der Chotjetowa gleichen Sinnes.

Prinzessin Anastasia wurde überall bemitleidet, und man erwies ihr die zärtlichste Teilnahme, die sie eigentlich für eine Beleidigung hätte ansehen müssen, wenn sie Sinn und Bedeutung klar verstanden hätte.

Man bemühte sich, der Prinzessin beizubringen, daß sie unglücklich sein müsse, und endlich begriff das junge Mädchen dies, allein sie beklagte sich niemals über ihre Mutter; sie nahm nur eine rührende Miene an, wenn man ihr sein Beileid bezeugte.

Trotz all ihres Scharfsinns merkte Großmutter hiervon nichts; da sie selbst so ehrenhaft war, konnte sie unmöglich annehmen, daß in andern ein so satanischer Gedanke entstehen könnte: ein Kind wider seine Mutter aufzuwiegeln. Aus welchem Grunde aber und wesswegen wurde es getan? Offenbar einzig und allein aus dem Grunde, daß eine Gesellschaft, die bereits ihr einfaches gesundes Ideal zu verlieren begann, unmöglich Personen dulden konnte, die klaren Geistes waren und einen festen und offenen Charakter hatten.

Der gewaltige Unterschied in Erziehung und in

Anschauungen von Mutter und Tochter äußerte sich auf Schritt und Tritt: die Prinzessin verhielt sich in Folge ihrer großen Jugend gegenüber allem, was ihre Mutter interessierte, völlig teilnahmslos und verstand sie überhaupt nicht. Ja noch mehr: je intensiver die Prinzessin den Unterschied zwischen ihrer Mutter und den Müttern ihrer gleichaltrigen Freundinnen wahrnahm, desto weniger gereichten diese Vergleiche der Fürstin zum Nutzen. Die fast überstrengen Sitten im Hause der Fürstin, ihre vernünftigen und eindringlichen Reden, ihre stetige Forderung, daß jeder Mensch für seine Worte und Thaten verantwortlich sei und bereit sein müsse, für jede seiner Handlungen einzustehen, machten die Gesellschaft der Mutter für die Prinzessin langweilig und lästig.

Und da die jugendliche Prinzessin bemerken mußte, daß das auch andern Leuten lästig war, setzte sich in ihr der Gedanke fest, daß sie recht habe, da ihre Ansicht über ihre Mutter mit jener der Allgemeinheit übereinstimmte.

Trotzdem legte die große Welt Wert darauf, mit Großmutter bekannt zu sein; man weiß ja, daß die große Welt in dieser Hinsicht einem eitlen Frauenzimmer ähnelt, dem man desto leichter gefällt, je weniger man selbst von ihm hält. Man wußte, daß die Fürstin von niemand etwas wollte, und darum suchte man ihre Gesellschaft und sammelte sich um ihre wohlbestellte Tafel, denn so hatte man Gelegenheit, nachher über sie zu klatschen als über eine Närrin, eine scharfe, unruhige und vielleicht sogar ein wenig gefährliche

Person. Es wäre ungerrecht, nicht hinzuzufügen, daß dieser Klatsch einer gewissen Grundlage nicht entbehrte; die Fürstin war in Petersburg die gleiche geblieben — und sie fuhr fort, auch hier in jeder Sache ihre eigne Meinung zu haben, die keineswegs mit der Meinung der Mehrheit übereinstimmte, und zwar nicht nur in Fragen religiösen Charakters. Großmutter war, wie ich bereits zu Beginn meiner Chronik mitgeteilt, eine Anhängerin freien Gedankenaustausches; sie sagte ja, daß bei ewiger Windstille die Bäume nur schwache Wurzeln entwickeln könnten.

Es ist unmöglich, daß allen die gleiche Ordnung gefallen kann: „Das Licht wandert durch viele Köpfe“, pflegte sie zu sagen. Allein, da die Fürstin stets und in allem Gründlichkeit liebte, konnte sie keine Freundin von traumhaften Utopien sein und die Leichtfertigkeit nicht unwidersprochen hinnehmen, mit welcher damals viele unter dem Einfluß von Ansichten, die sie aus einigen ausländischen Büchlein herausgelesen, über die Struktur der Gesellschaft urteilten. Wenn der Zufall es mit sich brachte, daß sie, widerwillig genug, so etwas mitanhören mußte, versuchte sie stets, die Frage auf das Gebiet des Praktischen zu leiten: „Was wollen Sie uns unter diesem Titel verschreiben: süßen Honig etwa auf einem scharfen Messer, oder vielleicht etwas noch Besondereres?“

Wenn man ihr aber darauf die Gedankengänge der politischen Kombinationen entwickelte, schüttelte sie nur den Kopf, ohne besondere Teilnahme zu empfinden,

denn ihrer Meinung nach waren diese Ideen ‚für einen Kater zu weit, für einen Hund zu eng‘.

„Meine Ansicht ist,“ sagte sie, „daß man sich vor allem selber säubern muß, den Verstand mit Wissen erleuchten und das Herz mit Barmherzigkeit tränken; man muß das niedere Volk von seinen Wunden und den Verunglimpfungen befreien, sonst wird es nicht auf eurer Seite sein, ohne das Volk aber seid ihr alle nichts anderes als vom Wind bewegtes Schilfrohr und werdet auf die Erde sinken.“

Ebenso wenig liebte sie die weitangelegten Pläne der ‚Volksbeglückter‘.

„Alles nicht das Wahre, nicht das Wahre,“ sagte sie zu diesen, „ihr sollt das gute Volk nicht mit Honig auf einem scharfen Messer locken, — ihm tun keine Komplimente not. Mehr Einfachheit ist vonnöten: gebt ihm genug zu essen und erlaubt ihm, sich in der Badestube einer Schwitzkur zu unterziehen, aber verbietet ihm, nackt in den Frost hinauszulaufen. Denkt ihr nur an seine Knochen und an seine Haut, zu Verstand wird es dann schon selbst kommen.“

Es ist klar, daß den damaligen Liberalen solche Reden der Fürstin nicht gefallen konnten; allein sie fand auch bei den Konservativen keine größere Zustimmung: in diesen Kreisen war damals ein großes Geprahle Mode, welche Verdienste sich der Adel zur Zeit des Napoleonischen Einfalles um die Heimat erworben. Großmutter fand, daß es ganz falsch sei vom Adel, damit zu prahlen.

„Sie haben ‚ihr Sach‘ getan, und damit basta; in

jener Zeit opferten alle, und teilweise haben die Bauern viel mehr leiden müssen als der Adel.“

Anderere wiederum ärgerten sich über das ungemeine Anschwellen des niederen Adels in jenen Zeitläuften, da der erbliche Adel schon mit sehr niedrigen Dienstgraden erworben werden konnte.

„Der kleine Beamte schießt ins Kraut“, pflegten die alten Edelleute zu sagen und wiesen dabei auf einige Personen des neuen Adels hin, die um jene Zeit Gewalt und Bedeutung erlangt hatten.

„Was tun?“ entgegnete die Fürstin, „daran seid ihr selber schuld: warum erzieht ihr eure Kinder so schlecht! Erzieh sie besser, damit sie nicht nur dank ihres Stammes Bedeutung gewinnen, sondern ihr Stamm durch sie berühmt wird, dann wird der kleine Beamte euch nicht unterkriegen, andernfalls aber bestimmt.“

Und da sie wußte, daß allen, die darüber sprachen, der Name des gefallenen Speranskij auf der Zunge schwebte, fügte sie kühn hinzu: „Außerdem sind längst nicht alle kleinen Beamten so übel: zum Beispiel Michail Michailowitsch Speranskij, kommt er auch nur von den Seminaristen her und ist er auch zur Zeit in Ungnade, ich grüße ihn doch, denn er ist dessen wert.“

Speranskij hatte damals viele Feinde, und es konnte, wenn man seinen Namen mit so viel Achtung erwähnte, nicht nur unangenehm werden, sondern für die Person, die seiner gedachte, sogar gefährlich; Großmutter aber war das gleich: sie hatte sich nun einmal an die Unabhängigkeit ihrer Lage und ihrer Ansichten ge-

wöhnt. Obwohl die Fürstin einen guten Namen als das Erbteil gewisser trefflicher Überlieferungen zu schätzen mußte, die ihrer Ansicht nach für die Enkel ein Ansporn sein mußten, den guten Ruhm der Vorfahren zu erhalten und nach Maßgabe ihrer Kräfte zu vermehren, war sie keineswegs eine Verehrerin der Rasse und konnte sich sogar in diesem Punkte ziemlich vulgär ausdrücken, etwa so: „einen schlechten Fürsten lecken die Kälber; wehe dem, dessen Name größer ist als seine Werke“.

In einigen besonders hoffärtigen Kreisen war man über die unebenbürtige Ehe des Grafen Nikolai Petrowitsch Scheremetjew aufgebracht und erlaubte sich häufig über die Gräfin Praskowja Iwanowna zu lästern; Großmutter kannte diese von der vortrefflichsten Seite und liebte sie mit der ganzen Heißblütigkeit ihrer edlen Natur.

Es handelte sich hier darum, daß Graf Nikolai Petrowitsch Scheremetjew sich im Jahre 1801 mit seiner leibeigenen Magd Praskowja Iwanowna Kusnezowa vermählte, deren Familienname in ‚Kowalewskaja‘ umgewandelt wurde mit der darauffolgenden Behauptung, sie entstamme dem polnischen Adel und sei auf ungesetzliche Weise in die Leibeigenschaft zu den Scheremetjew's geraten. Bei jeder erdenklichen Gelegenheit kehrte man aus lauter Müßiggang immer wieder auf diese Sache zurück und schmeichelte der höchst ehrenwerten Gräfin zwar, wenn man sie sah, nannte sie jedoch, kaum daß sie den Rücken gekehrt, Paraschka.

Großmutter war das zuwider.

„Freilich“, sagte sie, „ist es eine Unwahrheit, daß Gräfin Praskowja Iwanowna polnischem Adel entstammt und daß sie ungesetzlich in die Leibeigenschaft zu den Scheremetjews geraten war. So was hat sich nur mit der Frau Dorimedont Rogoschins zugetragen: Praskowja Iwanowna jedoch war eine wirkliche Bäuerin, von der es im Liedchen heißt: ‚Abends späte aus dem Wäldchen jagte ich die Kuh nach Haus‘; dagegen ist nicht zu leugnen, daß Gräfin Praskowja, ganz abgesehen von ihrer unschätzbaren Schönheit, klug ist und gütig und ihres Ranges durchaus würdig. Ihr zu Liebe und auf ihre Anregung hin hat der Graf das Pilgerhospital in Moskau gebaut und tut er vielen Leuten Gutes. Wie es euch gefällt; doch mir scheint, daß das besser ist, als stets nur Joli-Mäulchen zu schneiden und auf Visiten zu fahren . . . Nein: schenke uns Gott mehr Frauen mit solchem Herzen, wie Praskowja Iwanowna eines hat.“

Die Fürstin verhielt sich auch den gestürzten ehemaligen Feinden ihres Geschlechtes gegenüber zurückhaltend und edel: um die gleiche Zeit, da in Petersburg die Gräfin Praskowja Iwanowna Scheremetjewa verlästert wurde, hatte der gewesene französische Botschafter am russischen Hof, Graf Neuilly, im Auslande über den Fürsten Platon Subow geschrieben, eben jenen, zu welchem Fürst Jakow Protosanow, der Schwiegervater der Fürstin, „nicht ins Haus ging und den er nur aus Courtoisie grüßte“. Graf Neuilly schmähete Subow und sagte von ihm aus, daß er zwar reich wie Krösus und hochmütig wie ein Truthahn gewesen

sei, sich aber nicht gescheut habe, im Palast alles Erdenkliche anzunehmen und solche Verschwendung zu treiben, daß sein Tisch allein, an dem auch Ssaltykow und Branitzkij saßen, dem Staate täglich vierhundert Rubel koste, was nach dem damaligen Werte des Geldes eine ungeheure Summe war.

Großmutter widerte es an, die Worte dieses Pamphlets zu wiederholen, obwohl sie aus ihren Familienüberlieferungen keineswegs das Gefühl einer besondern Achtung für den Fürsten Platon gewonnen hatte; wenn man ihr aber mit diesem Machwerk kam, entgegnete sie lässig und fast angewidert: „Na ja, ich weiß schon . . . Gewiß . . . Fürst Platon . . . erfreute sich großer Macht . . . Ich weiß, er war mit Fekla Ignatjewna verheiratet, aber sie hatten keine Kinder: ein einziges Mädchchen wurde ihnen geboren, aber mit dem war es auch nicht ganz richtig, und es starb sehr früh; mehr Kinder bekamen sie nicht . . . Neuilly aber . . . ich habe auch von dem gehört: er war ein schrecklicher Kriecher und schwänzelte stets vor Platon. Ich mag seine Bücher nicht lesen: er schwindelt zweifellos . . . aus Neid, weil jener gut gespeist hat.“

So widerwärtig waren ihrem edlen Charakter alle Bosheiten, die man von Leuten, vor denen man sich einst gefürchtet hatte, hinter ihrem Rücken sagte, denn es waren immer die vormals größten Schmeichler, die dann über jene höhnten und nach der Pfeife eines unverschämten Ausländers tanzten.

So wird es denn begreiflich sein, daß all diese Reden und Meinungen der Fürstin eine Gesellschaft, welche

jede von ihren eigenen Anschauungen abweichende Ansicht für eine sträfliche Dreistigkeit hielt, unangenehm berühren mußten.

4

Da ich soeben von den Beziehungen meiner Großmutter zur Gesellschaft sprach, muß ich noch einer Gesellschaftsschicht Erwähnung thun, die vielleicht die zahlreichste, für sie aber die unangenehmste gewesen sein mag: das waren die in der Hauptstadt lebenden müßigen Leute, die keinerlei andere Aufgabe kannten als die, zur großen Welt gerechnet zu werden. Diese Leute gehörten meist dem neuen Adel an, manchmal freilich auch dem alten, niemals jedoch durfte man sie zum vornehmen Stande zählen: sie wurden zwar in früheren Zeiten von den Vornehmen begünstigt, jedoch niemals auf gleichen Fuß gestellt. Nun aber war auch das anders geworden: abgesehen von den wirklich Vornehmen hatte sich in der Gesellschaft eine neue Schicht gebildet, deren Auftreten und ungemein schnelles Anwachsen von zwei Ursachen bestimmt wurde: von der Eröffnung der Kreditinstitute, in denen die Edelleute die Möglichkeit erhielten, ihre Güter zu verpfänden, und von der Verkürzung der Fristen, in denen der Assessoritel zu erlangen war, der das Recht auf den Adel verlieh. Diese ‚Aristokraten‘ zweiter Hand nahmen in den Kreditinstituten Geld auf, indem sie ihre Dörflein verpfändeten, und reisten darauf für den Winter in die Stadt; da fühlten sie freilich, daß sie nicht ganz waschecht wären, und umschwirrten

die Überreste der alten Bornehmheit. Der alte Adel aber empfand natürlich keinerlei Achtung für sie und war bemüht, sie sich drei Schritt vom Leibe zu halten, allerdings in aller Stille, damit die guten Leute dennoch fortfahren könnten, vor ihm zu kriechen, was für die Hoffart unentbehrlich war. Damit aber — um einer Bemerkung zu folgen, die Fürst Schtscherbatow fallen ließ, der über den Verfall der Sitten in Rußland schrieb —, verloren die Großen den Mut, ihre Gedanken frei auszusprechen, und waren weniger Rathgeber des Herrschers als Nachsprecher ihrer Günstlinge. Diese Personen, deren Namen wertvoller waren als ihre Werke, waren so weit gekommen, daß sie selbst die Nachsprecher liebten und ihre Umgebung gern aus allzu dienstfertigen Leuten bestehen ließen.

Dieses heute schon fast vergessene Wort war damals in großem Schwange: ‚Dienstfertiger‘, der bis zur niedrigsten Kriecherei ging, wurde hoch angerechnet und bahnte nicht selten den Weg zu hohen Ehren. Der neuen Aristokratie gelang das ausgezeichnet, der alte Adel aber nahm nur zu gern diese Beweise sklavischer Ergebenheit an. Die einen wie die andern konnten sich nichts besseres wünschen: Schlachtfelder gab es damals nicht mehr, und zu Hause zu bleiben, hatte man zu wenig Sitzfleisch. Auf dem Lande blieben nur noch die Invaliden von anno 12, die ihren Abschied genommen hatten, oder die sogenannten ‚Grusinischen Assessoren‘, das heißt die neuen Edelleute, die dank der verkürzten Frist in Grusien den Assessoratitel erhalten und sich darauf kleine Besitztümer

gekauft hatten. Größere neue Rittergüter sind damals nicht entstanden. Die Belehnung mit bereits besiedelten Gütern hatte schon 1801 aufgehört: es war von Katharina der Großen fast alles schon verschenkt worden, und so hatte ihr Enkel infolge der Freigebigkeit seiner Großmutter so gut wie nichts mehr zu verteilen. Die mittleren Gutsbesitzer aber machten fleißig Schulden und lebten über ihre Verhältnisse. Die neuen Aristokraten, an das Zurückzahlen nicht gewöhnt, (man nannte sie hinter ihrem Rücken allgemein ‚Debitoren‘) pumpten gern und dachten wenig oder, besser gesagt, überhaupt nicht an Rückgabe. Auf den ersten Blick schien das ein sehr angenehmes Leben zu sein, und so vergrößerte sich denn die Zahl der Edelleute, die auf diese Weise Mittel erhielten, auf mehr oder weniger großem Fuß zu leben, ungemein schnell; allein es war eine durchaus trügerische Wohlhabenheit. Denn man konnte voraussehen, daß der Ruin sehr bald nachfolgen mußte. So kam es auch. Die verarmten Adeligen mußten in Staatsdienst treten, während die vermögenden Beamten sich in den Adelsstand aufschwingen konnten. Die reichen Söhne der Großhändler und Pächter reisten nach Rußland, wo sie ein tolles und, der ganzen Breite ihrer russischen Natur folgend, ausschweifendes Leben führten, um schließlich trotzdem den Assessoritel mit nach Hause zu bringen, der ihnen das Recht auf Adel gab. So kam es, daß der russische Adel gleichzeitig wuchs und blühte, sich anschiekte Ähren zu tragen, und . . . bereits im Welken war. Die Gastereien und Abendgesellschaften

verloren ihren früheren, ein wenig steinernen und schweren Charakter, die Versammlungen wurden belebter, aber deshalb nicht würdiger: das ‚Aufziehen‘ kam in Mode, dessen auserwählte Opfer einige jener Profitmacher wurden, die in den Adelsstand geraten waren. Es ist wirklich schwer zu glauben, was diese Leute manchmal auszustehen hatten, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil sie in den Häusern der Vornehmen verkehren wollten.

Es war damals anders als heute: die in letzter Zeit überall auftauchenden *Causeure* waren entweder noch unbekannt, oder man nannte sie geradeheraus ‚Schwätzer‘ und verachtete sie sogar ein wenig, wie etwa den bekannten Helden der Gribojedowschen Komödie, *Sagorjeskij*. Damals war es noch üblich, daß man, wenn man sich in einem Hause versammelte, entweder bis zur Erschöpfung tanzte oder sich mit sogenannten ‚Spielen‘ die Zeit vertrieb, von denen viele nicht nur Verstand, sondern sogar eine gewisse Bildung voraussetzten.

Die unseligen Opfer dieser Spiele waren meist die Profitmacher: so zum Beispiel vermochte einer von ihnen um keinen Preis ‚drei Wahrheiten und drei Unwahrheiten‘ zu sagen; ein anderer aber, dem aufgegeben worden war, drei Dinge aus dem ‚Gewächsreich‘ und drei aus dem Tierreich zu nennen, reichte seine eigenen Haare in das Gewächsreich ein, da sie doch ‚wachsen‘, und dergleichen mehr.

Man lachte über sie, allein sie bewiesen große Geduld und ertrugen alles, um nur damit prahlen zu

können, daß sie zur großen Welt gehörten. Großmutter kannte eine Unzahl von Anekdoten, in denen mit aller Ausführlichkeit die Namen von ‚Profitmachern‘ erwähnt wurden, die dank ihrer ‚Kompagniegeschäfte‘ mit den Fürsten Kurakin, Jurij Dolgorukij und Ssergej Bagarin in den Adelsstand erhoben worden waren.

Unter anderm erzählte mir Großmutter, daß jemand aus einer Familie, die, wenn ich mich recht erinnere, den Namen Pochodjaschew führte, sich seiner Herkunft schämte und sich an einen Schelmen (dem er natürlich dafür Geld gab) mit der Bitte wandte, ihm eine glaubwürdige Geschichte zu verfassen, daß er aus altadliger Familie stamme. Und jener machte sich daran und unterwies den Profitmacher, seine Abstammung der bekannten ‚Belehnung‘ Dmitrij Timofejewitsch Truksejkojss vom Zaren Michail zuzuschreiben, ‚für viele Dienstleistungen, für große Sorgfalt, für stete Fürsorge, für Wahrheit und für Blut‘. Das gefiel dem Profitmacher, aber es war ihm noch zu wenig, und so erfand er denn selber hinzu, daß die Zarin Sofia seinem Vorfahren den Kopf habe abschlagen lassen, weil er Peter dem Großen treu geblieben sei, und daß der Verurteilte seinen abgehauenen Kopf aufgehoben, ihn geküßt und gesagt habe: „Nehmt ihn und überbringt ihn meinem gesetzlichen Herrscher.“

Ein anderer von dieser Sorte, namens Kandolizew, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, in Häusern der großen Welt Zutritt zu erlangen, und war für diesen Zweck zu ‚heroischen Gemeinheiten‘ bereit. Dank seiner adeligen Kompagnons erreichte er einmal um den

Preis von nicht geringen Opfern, daß er aufgefordert wurde, in einer Liebhaberaufführung mitzuwirken, an der nur Personen aus der wirklichen großen Welt teilnahmen; doch lag in dieser scheinbaren Großmut eine neue Kränkung verborgen: man übertrug Kandolinzew die geringste Rolle, die stumme Rolle eines Bedienten, der nur aufzutreten hatte.

Das war natürlich nicht sehr taktvoll, allein der über-eifrige Neophyt lehnte die Rolle nicht ab und tat so, als sei er dadurch nicht beleidigt. Zu seinem Unglück jedoch scherzte er mit allen darüber und äußerte, er wüßte nicht recht, wie er es anzustellen hätte, die Rolle des Bedienten naturgetreu zu spielen.

„Ach, darüber brauchen Sie sich doch nicht zu beunruhigen,“ versetzte ihm jemand, dem er mit seiner Munterkeit auf die Nerven fiel, „geben Sie sich nur, wie Sie sind, und Sie werden vollkommen das sein, was Sie darstellen sollen.“

Das kränkte den Profitmacher doch, und er gab die Rolle zurück. Da schlug ihm ein anderer eine Rolle in einem Stück vor, das am gleichen Abend in französischer Sprache gespielt werden sollte.

„Nein,“ erwiderte der Gefränkte, „das will ich nicht: selbstverständlich beherrsche ich die französische Sprache ausgezeichnet, aber ich vergesse immer diese le, la, li, die vor den Worten stehen.“

Seit jener Zeit hieß er nur noch Kandolinzew le-la-li. Von allen Geschichten, deren ich mich erinnern kann, waren die, in denen ein gewisser Chlopow vorkam, die komischsten: er war ein hochfahrender und

trockener Gesell, herzlich dumm, aber angefüllt mit aufgeschnappten Phrasen. Dieser Profitmacher war so stolz auf seine Erfolge, daß er nichts mehr dem Glück zuschreiben wollte, sondern alles nur seinen eigenen Kenntnissen und seiner Einsicht, mit welchen er zu prahlen liebte, indem er fast auf keine Frage, wie einfach sie auch immer war, gleich Antwort gab, sondern meist erklärte: „Da muß man zu Papier und Blei greifen“, und alsbald seine Briefftasche hervorzog, den Bleistift zückte, sich hinsetzte und sich in der Tat den Anschein gab, als berechne und überlege er. Ausgelassene Personen hatten diese Schwäche Chlopows gar bald erkannt und sich daran gemacht, ihn aufzuziehen. Bei den erwähnten Spielen wurden eigens für ihn besondere Fragen erdacht: „wenn ein Schiff so und so lang ist, sein Inhalt so und so viel Tonnen beträgt und es so und so tief geht, wie alt ist dann sein Kapitän?“ Und Chlopow rief alsbald „da muß man zu Papier und Blei greifen“ und lief in eine Ecke, Berechnungen anzustellen. Als er ein ander Mal ein Pfand auslösen sollte, wurde er gefragt: „wenn ein Pferd so und so viel Hufeisen hat, mit so und so viel Nägeln, wie alt ist dann dieses Pferd?“ und da wiederholte sich die gleiche Geschichte. Es ging so weit, daß, als man ihn einmal fragte: „wenn ein Komödiant eine brennende Kerze verschluckt, wird sie noch brennend oder schon erloschen seinen Magen erreichen?“ Chlopow auch in diesem Falle zu seinem Bleistift Zuflucht nahm.

Dieser Mensch war geradezu der Typus des da-

maligen ehrgeizigen Profitmachers, der durchaus in die Gesellschaft kommen wollte: er war dreist bis zur Frechheit und schreckte vor nichts zurück, dafür jedoch erhielt er auch entsetzliche Nasenstüber.

Um jene Zeit, als gewisse Personen schon auf ihn aufmerksam wurden (freilich mehr, um ihn anzupumpen) und man ihn in einigen Häusern empfing, wurde einmal ein Schelm, der an einem Spiel teilnahm, nach dessen Regeln auf jede Frage eine positive Antwort gegeben werden mußte, gefragt: ob er wisse, wo das Ende der Welt sei?

„Freilich weiß ich das,“ gab er zur Antwort, „das ist die Chlopowsche Schwelle.“

Selbst das Schicksal trieb Kurzweil mit Chlopow, denn es spielte ihm im Vorzimmer des bekannten ‚letzten Mohikaners‘ des alten adeligen Moskau, des Fürsten G—zyn, böß mit.

Fürst G—zyn war, trotz der ihn auszeichnenden entzückenden Güte, keineswegs leicht zu bewegen, jedem Beliebigen die Thür seines Hauses zu öffnen. Er lehnte, da er niemand brauchte, nicht nur den Verkehr mit den Profitmachern ab, sondern auch den mit ihren Kompagnons. Wenn es zuweilen geschah, daß er einen Abkömmling Kuriks hinausbegleitet hatte, konnte er mit der ihm eigentümlichen ernsthaften Würde dreimal seine kleinen weißen Hände zusammenschlagen und dem auf dieses Signal hin erscheinenden Bedienten befehlen, in den Zimmern zu räuchern‘.

„Weiß der Teufel,“ wandte er sich dann auf französisch an irgendeinen der Anwesenden, „ich habe eine zu

dumme Nase, — überall riecht es nach Schmiergeldern.“

Mit einem Wort, es war nicht leicht, ins Haus dieses Mannes zu gelangen; allein je mehr Hindernisse sich Chlopow entgegenstellten, im Hause des Fürsten empfangen zu werden, um so energischer kämpfte er darum und klammerte sich endlich an einen Zufall, der ihm günstig schien. Der Fürst war mit irgendeiner öffentlichen Angelegenheit sehr beschäftigt, sie machte ihm große Sorgen, da scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Chlopow machte ein Mittel ausfindig, das für die Sache von Nutzen sein konnte, begegnete dem Fürsten G. irgendwo, teilte ihm seinen Plan mit und bat um Erlaubnis, ihn aufzusuchen, um ihm den Gedanken genauer entwickeln zu können.

Vermutlich lag in seinem Plan in der That etwas Vernünftiges (war doch Chlopow in geschäftlicher Beziehung klüger als in Dingen gesellschaftlicher Natur), und so dankte ihm denn der Fürst und bestimmte ihm eine Stunde, da er bereit wäre, ihn zu empfangen, vergaß jedoch, nach Hause zurückgekehrt, infolge seiner geradezu anekdotenhaften Zerstretheit, es seinem Kammerdiener zu sagen, welcher letzterer natürlich auch den niederen Bedienten somit keine Anweisungen zu erteilen vermochte.

Als nun Chlopow zu der bestimmten Stunde beim Fürsten vorfuhr, in der vollen Überzeugung, daß man ihn sofort empfangen würde, erklärte ihm der Portier, der Fürst sei zwar zu Hause, habe jedoch befohlen, niemanden vorzulassen.

Chlopow hielt dies für ein gutes Zeichen, ihm dünkte, der Fürst hätte eben aus dem Grunde befohlen, niemanden zu empfangen, weil es ihn gelüstete, mit ihm, Chlopow, in aller Gemächlichkeit zu plaudern.

„So, Brüderchen, so,“ meinte er, „ausgezeichnet: ich wußte es, daß der Fürst mich erwartet. Geh, mein Bester, und melde Seiner Durchlaucht, daß Chlopow gekommen ist . . . Du verstehst: Chlo-po-ow . . . Dmitrij Iwanowitsch Chlopow!“

Allein der Portier lehnte ab und wiederholte, daß ihm befohlen sei, absolut niemand zu melden.

„Aha! vortrefflich, Brüderchen, vortrefflich: ich sehe, du bist ein sehr akkurater Mensch: du meinst vielleicht, daß ich ein  $\tau$ -Beliebiger bin, und dabei bin ich doch derjenige, auf den der Fürst wartet: Chlopow nämlich! Merk dir den Namen . . . er ist ganz einfach: Chlopow. Du verstehst: Chlopow!“

„Ich verstehe.“

„Natürlich; ein sehr einfacher Name . . . Aber ich bitte dich, ihn in Zukunft nicht zu vergessen“, sagte er und überreichte dem Portier eine Zehnrubelnote. Dieser bedankte sich für das Geschenk und beglückte ihn mit folgender Antwort: „Aber ich bitte Sie, wie sollte ich diesen Namen je vergessen: ich heiße selbst Chlopow, kann mich aber trotzdem nicht erdreisten, Sie anzumelden.“

Die auf diese Weise zufällig zusammentreffenden Namensvettern schieden mit einer gewissen Unzufriedenheit voneinander, und Chlopow, der Aristokrat, beklagte sich darüber, daß man ihm sicherlich mit Ab-

sicht einen Portier Chlopow hingestellt hätte, um sich über ihn lustig zu machen. Die Klage drang bis zum Fürsten G., der, nachdem er weidlich über den sonderbaren Zufall gelacht, schließlich zu Chlopow fuhr, um sich seiner Zerstreutheit wegen zu entschuldigen. Auf diese Weise erreichte Chlopow mehr, als er ursprünglich beabsichtigt, und war über die Maßen glücklich.

Es ist begreiflich, daß Fürstin Warwara Nikanorowna für diese neue Sorte russischer Aristokratie keinerlei Achtung aufbringen konnte; aber nicht genug damit, sie suchte nicht einmal die Verachtung zu verbergen, die sie ihren Kriechereien und Speichelleckereien gegenüber empfand.

In der ganzen damaligen hauptstädtischen Gesellschaft fand die Fürstin nur drei Personen, die ihr angenehmer waren als der große Haufe, zwei davon waren menschenscheu, im dritten aber täuschte sie sich zu ihrem eigenen Schaden nur zu sehr. Die beiden Ersten will ich zunächst noch nicht nennen, den Dritten jedoch kann ich als eine Person vorstellen, die wir bereits kennen lernten: Graf Wassilij Alexandrowitsch Funkendorf, mit dem Donquijote Rogoschin den originellen Zusammenstoß gehabt hatte, den ich im ersten Teil meiner Chronik beschrieb.

## 5

Als der Graf nach Petersburg zurückgekehrt war, schien er den bereits von mir erzählten Zusammenstoß mit Rogoschin ignorieren zu wollen; er hielt den Vorfall offenbar für zu geringfügig und stellte sich, als hätte

er ihn ganz und gar vergessen. Kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß die Fürstin in Petersburg angekommen sei, da war er einer der ersten, der ihr einen Besuch abstattete, und zwar einen langen Besuch, in dessen Verlauf er der Fürstin gegenüber nicht nur ungewöhnlich aufmerksam war, sondern sich auch nach ihren Kindern erkundigte und sogar nach Donquijote.

Das gefiel Großmutter.

Je nun, überlegte sie, ich habe mich offenbar im Grafen ein wenig getäuscht: er scheint ein Mann zu sein, der eine hohe Meinung von sich hat, denn weder macht er selbst Späßchen, noch hält er andere zum Narren. Das gefällt mir.

Die Visiten des Grafen wurden immer häufiger und verwandelten sich nach und nach in freundschaftliche Besuche: das gefiel der Fürstin noch mehr. Da sie in ihren Beziehungen zu den Menschen stets auf Einfachheit Wert legte, empfand sie eine gewisse Genugthuung darin, mit dem Grafen plaudern zu dürfen, denn er war gescheit, bestimmt, litt weder an Mysticismus noch an Materialismus, und seine Haltung war immer würdig.

Es gab genug Gegenstände, in denen die Fürstin und der Graf miteinander sympathisierten. Sie sowohl wie auch er zogen die Lat dem schönsten Wort vor, und sie wie er sahen, daß eine gewisse Unsicherheit in der russischen Gesellschaft um sich griff und daß diese zweifellos dadurch geschwächt werden und schließlich unter der Gewalt eines Druckes von außenher, ohne Widerstand leisten zu können, platt zu Boden fallen

müßte. Der einzige Unterschied war, daß die Fürstin dadurch tief betrübt wurde, während der Graf dem Vorgang wie ein Fremder gegenüberstand, ruhig wie ein Beobachter und vielleicht sogar mit einer gewissen Schadenfreude, welche letztere er natürlich der Fürstin verbarg.

Als echter Ostseeprovinzler und zudem waschechter Aristokrat, sozusagen Aristokrat durch und durch, war der Graf stolz darauf, daß sein Adel keineswegs den modischen Schritt des russischen Adels mitmachte, jene Gangart, die seine ganze Schwäche und Haltlosigkeit während jener gewaltigen Epoche ins helle Licht stellte. Nachdem er soeben die ruhmvolle Verteidigung des Vaterlandes durchgeführt, wäre es für den russischen Adel die allergünstigste Zeit gewesen, über seine Zukunft nachzudenken und sich dem Ziele seiner Berufung zu nähern. Statt dessen beschäftigte man sich mit Voltairianismus, Mystizismus, mit Frau von Krüdener, oder, was noch schlimmer war, man kroch aus der eignen Haut, um nur als große Welt zu erscheinen. Teilnahmsvoll lauschte der Graf, wenn Großmutter mit vorgestreckten Händen, als wolle sie eine abscheuliche Erscheinung von sich abhalten, von diesen Dingen sprach: „Welch ein dichter Haufe von Leuten mit klingendem Namen, und dabei alle ohne klingende Laten! Freilich muß man andererseits Gott dafür Dank sagen, daß man sie nicht an die Geschäfte heranläßt, denn sie taugen zu nichts als dazu, in den Salons ihre Epauletten zu schütteln und mit den Sporen zu klirren. . . Da ist schon besser, ob man

will oder nicht, fremde Leute heranzuholen, wenn die eignen nicht einmal mehr ihre Sache verstehen!“

Etwas Angenehmeres und etwas diese Betrachtung noch Überbietendes konnte man ja dem Grafen kaum sagen: er zerschmolz geradezu bei solchen Worten der Fürstin. Derweil sie schweigend dasaß und nachdachte, was sie wohl tun sollte, daß ihre Kinder, wenn sie herangewachsen, etwas mehr verstünden als nur mit den Epauletten zu klappern und Visiten zu machen und zu wissen, ‚von welcher Seite man sich an die Tafel setzt,‘ war der Graf davon überzeugt, daß die Fürstin in ihren Gedanken eine Parallele zwischen ihm und jenen zöge, die nichts als dumme Streiche zu machen verstanden und über einander Narrenflatsch verbreiteten.

Es schien dem Grafen, als ob er jetzt gewissermaßen das Recht hätte, anzunehmen, daß die Fürstin geneigt wäre, freundlich auf seine lebhaftesten Gefühle einzugehen. Und da er ein solider Mann war, der es nicht mit einem Mädchen zu tun hatte, sondern mit einer Frau, die sich den Vierzig näherte, wollte er ihr zunächst noch kein klareres Geständnis entreißen: er war ohne Zweifel davon überzeugt, daß alles zur rechten Zeit eintreffen würde, wenn erst die Fürstin ihre Tochter untergebracht hätte.

Der Graf täuschte sich darin nicht: ihre Tochter war in der That eine der wesentlichsten Ursachen für die Nachdenklichkeit der Fürstin.

Schon sehr bald waren Großmutter Gedanken gekommen, daß es das Beste für sie selber, für die Prin-

zessin und für die jungen Fürsten wäre, wenn Prinzessin Anastasia nicht zu lange ledig bliebe. Freilich war es unmöglich, sie anders zu verheiraten als mit einem Mann, dessen Erziehung der ihren entsprach, und solche Personen gab es in größerer Auswahl nur in Petersburg. Da die Fürstin in der Seele ihrer Tochter las, bestand sie gar nicht darauf, einen Schwiegersohn, wie sie ihn gewünscht hätte, zu bekommen, sondern wollte sich damit zufrieden geben, ‚wenn er nur seine Frau glücklich mache‘. Und so hatte sich die Fürstin schon längst ihre Pläne zurechtgelegt, wie sie ihre Tochter im Falle einer Heirat reichlich abfinden wolle, um darauf unverzüglich mit ihren Söhnen nach Protosanowo zurückzukehren. Dann blieb ihr nur noch die einzige Sorge, für die Knaben einen tüchtigen Erzieher zu finden und ihr ganzes ferneres Leben der Aufgabe zu widmen, sie möglichst gut und ernsthaft heranreifen zu lassen, fern von der Welt und all ihren Einflüssen, die nur imstande waren, die jungen Herzen viel zu frühzeitig an ‚Hinterlist‘ zu gewöhnen. Die Fürstin hoffte, die Söhne auf dem Lande besser vor der Eitelkeit der Welt schützen zu können und ihren Verstand gesund und fest zu machen, fähig, das wirklich Große im Leben zu erkennen und alles Niedere, das die Seele nur schwächen kann, zu meiden. Jedesmal, wenn die Fürstin auf diese Gedanken kam, wurde ihr Wesen so gesammelt, daß der Graf nicht selten aufstand, der Fürstin schweigend die Hand küßte und sie stumm verließ, um ihre Überlegungen nicht zu stören. Die Fürstin hielt ihn dann nicht zurück, erwiderte seinen

Handkuß mit einem Kuß auf seine Backe und drückte ihm nur warm und aufrichtig die Hand, als spräche sie: ‚ich entschuldige mich nicht erst, wir sind ja Freunde‘.

All diese Vertraulichkeiten, die lediglich eine Folge von Großmutter's Schlichtheit und Gewohnheiten waren, überzeugten den Grafen endgültig davon, daß er der Fürstin nach dem Sinn war. Er glaubte jetzt fest daran, das einzige Hindernis, ihr Gatte werden zu können, bestünde in ihrer erwachsenen Tochter. Bald genug mußte sich der Graf jedoch davon überzeugen, daß die Fürstin schwerlich Neigung empfand, sich in diesem Falle nach ihrer Tochter zu richten. Wie die meisten andern, so verfiel auch er dem allgemeinen Irrtum, daß Warwara Nikanorowna ihre Tochter nicht liebe.

Folgender unbedeutende Vorfall wurde zur Ursache dieser Entdeckung.

Nachdem Kiprenskij seine Pläne hinsichtlich der Porträts der jungen Damen gemacht hatte, begann er seine Arbeit unter großer Geheimtuerei: er wollte niemand in sein Atelier lassen, bevor die Bilder endgültig fertig wären; er tat das, weil er wußte, daß die wenigsten Leute imstande waren, unfertige Arbeiten zu beurteilen, daß aber jeder über eine solche Arbeit seine eigene Ansicht und Meinung in die Welt hinausposaunen konnte, die, wenn sie erst dem großen Publikum bekannt war, von ungünstiger Wirkung sein konnte. Der Graf aber war mit dem ‚russischen van Dyk‘ gut bekannt und hatte in seiner Eigenschaft als hoher Gönner und Dilettant in der Kunst von ihm

die Erlaubnis erhalten, das Atelier zu betreten. So pries er denn, als er wieder einmal bei dem Künstler gewesen und die noch nicht fertigen Bilder gesehen hatte, vor Großmutter das Porträt der Prinzessin Anastasia. Großmutter wußte, daß ihre Tochter zusammen mit einem sehr liebenswürdigen und bescheidenen Mädchen porträtiert wurde, die späterhin einen Fürsten Schtscherbatow heiratete und bis heute überall in gutem Angedenken steht. Der Graf nun erzählte der Fürstin, daß Kiprenskij die jungen Damen in einer bukolischen Szene darstelle, worüber sich Großmutter sehr wunderte. Sie konnte anfangs nicht recht begreifen, warum unser van Dyk vom Lande ausgerechnet dieses Genre gewählt hatte, das ihrer Ansicht nach am allerwenigsten zu dem gezierten Wesen von Prinzessin Anastasia paßte, und regte sich nach und nach sogar darüber auf. Denn Großmutter mußte daran denken, daß die junge Dame, die auf der gleichen Leinwand neben ihrer Tochter abgebildet wurde, an Schönheit des Antlitzes und des Wuchses von der Prinzessin weit übertroffen wurde. Es bestand kein Zweifel, daß sie bei der Nebeneinanderstellung mit der Prinzessin verlieren mußte. Tantschen Anastasia war sehr schön: par trait erinnerte sie an die Fürstin selbst, obwohl sie par expression ihr ganz und gar nicht ähnlich sah, denn ihrem Ausdruck fehlte jener charme, der jeden Menschen, so er edle Eigenschaften der Seele zu schätzen wußte, zur Fürstin zog; nichtsdestoweniger war die Prinzessin sehr schön. Großmutter fürchtete, daß Kiprenskij, hingerissen von der

ungewöhnlich reizvollen Prinzessin Anastasia, vielleicht mit Absicht ein Mädchen viel bescheideneren Aussehens als ihr Gegenstück malte, damit die erstere noch mehr hervortrete.

„Das kann man von einem Künstler schon erwarten: für sie sind ja keine Gesetze geschrieben, für uns aber kann es in vieler Hinsicht sehr unangenehm werden.“

Der Verdacht, daß Kiprenskij der Eitelkeit der Prinzessin schmeicheln wolle, regte Großmutter unerträglich auf: sie mußte, koste es was es wolle, das Porträt sehen, bevor es fertig war. Es wurde dem Grafen aufgetragen, die Angelegenheit zu ordnen. Nach vielem Bitten fügte sich Kiprenskij, und die Fürstin wurde in sein Atelier zugelassen.

Das große Porträt war schon fast fertig und stand auf der Staffelei, die jungen Damen, in halb französischen, halb schweizerischen Hirtinnengewändern, waren gehend dargestellt; sie trugen in ihren Händen Körbe, Lante einen mit Früchten, ihre Freundin einen Blumenkorb. Die beiden Freundinnen waren meisterhaft und sinnreich dargestellt: in dem Bilde lag sowohl Symbolik als auch Poesie. Lante stand ein wenig näher zum Beschauer in hellster Beleuchtung, während ihre Freundin mit bescheiden gesenktem Haupt einen Schritt zurückzubleiben schien, wobei ihr stilles, seelenvolles Gesichtchen in seinem oberen Teil von den breiten Rändern des Strohhutes leicht beschattet wurde und einen tiefsinnigen und geheimnisvollen Ausdruck erhielt. Die strahlende Schönheit der vorwärtseilenden Prinzessin lenkte beim ersten Blick die Augen des Be-

schauers auf sich, während der stille Zauber des anderen Gesichtes scheinbar unbemerkt blieb, allein kaum hatte man das Gesamtbild mit dem flüchtigsten Blick umfassen, so begegnete dem Auge sogleich das geheimnisvolle Antlitz, das wie aus der Tiefe eines Quells zu blicken schien, und man schaute und schaute es an und konnte sich gar nicht mehr davon losreißen. Großmutter erfaßte den Gedanken des Künstlers und erklärte sich mit dem Porträt ungemein zufrieden.

„Vortrefflich,“ sagte sie zu Kiprenskij, „Sie haben jeder das ihre gegeben: ‚la pomme à la plus belle, la rose à la plus sage.‘ Vortrefflich.“

Aus diesen Worten der Fürstin und aus dem zufriedenen Tone, mit dem sie gesprochen wurden, zog der Graf den Schluß, daß Warwara Nikanorowna keine hohe Meinung von ihrer Tochter habe und sich offenbar nicht viel um sie kümmern würde. Großmutter's halbgeheimnisvoller Besuch im Atelier Kiprenskij's, wobei sie als Begleitung nur den Grafen hatte, mit dem sie im gleichen Wagen hingefahren war, gab Grund zu vielen Gerüchten über ihre Freundschaft, aus der man sehr willkürliche Schlüsse zog, die alle darauf hinausliefen, daß der Fürstin ihre Wittwenschaft vermutlich langweilig geworden sei und daß sie im Handumdrehen den Grafen heiraten werde. Einige gratulierten dem Grafen dazu . . .

Einmal gestand mir sogar Olga Fedotowna, heiß errötend und verlegen lächelnd, als sie bemerkt, wie die Fürstin den Grafen Funkendorf vielen vorzog, da

habe sie den Verdacht gefaßt, daß Großmutter wohl seine Frau werden wolle.

„Je nun,“ fügte Olga Fedotowna zu ihrer Entschuldigung hinzu: „er war noch ein strammer Herr, und da er blond war, konnte man keine grauen Haare sehen; freilich war unsere Fürstin, obwohl nahe an den Vierzig, noch immer eine Schönheit . . . Unpassendes war doch wirklich nichts dabei.“

Obwohl der Fürstin bereits auf dem Lande der Gedanke gekommen war, daß der Graf am Ende um sie freien wolle, war sie jetzt die einzige, die daran überhaupt nicht dachte: wie groß war daher ihr Erstaunen, als er ihr eines schönen Tages völlig unverhofft seinen Antrag machte.

Und zwar geschah dies bald nach ihrer gemeinsamen Fahrt zu Kiprenskij während einer jener nachdenklichen Pausen, von denen ich bereits erzählte. Es scheint, daß er einen unglücklicheren Augenblick als den, den er gewählt, nicht hätte finden können. Während die Fürstin, völlig sich selbst vergessend und ganz in den Gedanken an ihre Kinder vertieft, angestrengt konzentriert in deren Zukunft schaute, machte ihr der Graf in den allerrespektvollsten Ausdrücken seinen Antrag . . .

Die Fürstin verstand ihn nicht einmal gleich, allein als er seine Worte wiederholte und ihr die Hand hinstreckte, lehnte sie sich mit vor Zorn erglühendem Gesicht hastig zurück und sprach: „Was soll das, Graf! . . . ich bitte Sie . . . Das hätte ich nie von Ihnen erwartet.“

Der Graf warf einige Worte von Respekt und Freundschaft hin.

„Ja, das ist wahr . . . wir sind befreundet,“ entgegnete die Fürstin, „ich halte Sie für einen sehr guten Menschen und bin davon überzeugt, daß ich mich hierin nicht täusche (sie täuschte sich); allein . . . heiraten . . . wie konnte Ihnen das nur in den Sinn kommen!“

„Aber warum denn . . . entschuldigen Sie . . .“

„Nein, Graf, entschuldigen Sie mich,“ unterbrach ihn ungeduldig die Fürstin und hielt ihm einen Vortrag über ihre Ansichten von der Ehe, als lese sie ihn vom Blatte ab.

„Ich bin der Meinung, Graf, daß es für eine Witwe, die Kinder hat, unverzeihlich ist, eine zweite Ehe einzugehen: der Mutter zweite Ehe ist das erste Leichenbegängnis der Kinder . . . Meiner Meinung nach ist das nichts als eine Schwäche, die ich weder an andern je geschätzt habe, noch geneigt bin, mir selber zuzugestehen. Nein, Graf, lassen wir das, als wenn es nie gewesen wäre, und wollen wir nie wieder darauf zurückkommen, sondern nach wie vor, ich bitte Sie darum, die alten Freunde bleiben.“

Zur Bekräftigung dieser Bitte drückte die Fürstin Funkendorf die Hand, und so schieden sie. Kaum jedoch war die Equipage des Grafen von der Freitreppe fortgerollt, da rief Großmutter sogleich Olga Fedotowna herbei und schickte sie zur Modistin, damit sie ihr von dort ‚eine Schachtel der allersolidesten Hauben‘ bringe. Von diesen wählte sie die allergrößte mit einem überbreiten gestärkten Band, setzte sich diese Greisinnenhaube auf, trat damit vor den Spiegel und befahl, daß man ihr noch zwei Duzend der gleichen Art anfertigen solle.

„Mit diesem Kopfschmuck wird es viel besser gehen,“ sagte sie zu Olga, „und ich rate auch dir, längere Falbeln zu tragen, denn wir sind beide nicht mehr jung.“

Olga Fedotowna stand hinter ihrer Fürstin nicht zurück und erschien bereits am nächsten Morgen in einer Haube mit einem so langen gefältelten Besatz, daß sie darin wie ein Uhrkuckuck in seinem Türrahmen aussah. Allein trotz Greisinnenhaube und dunklen Kapotten gelang es der Fürstin noch lange nicht, älter zu scheinen, ja, sie sah nach Fedotownas Worten aus, als wollte sie in einer Verkleidung auf den Ball gehen. So jugendlich erschien sie immer noch und so unverwüßlich war ihre Schönheit.

Großmutter hatte keinem Menschen je von dem Antrag erzählt, den ihr der Graf gemacht, und es scheint, daß auch dem Grafen nie der Wunsch gekommen war, jemand davon zu erzählen: trotzdem wußte Olga Fedotowna alles und wurde, wenn man sie fragte, wie ihr wohl diese Geheimnisse bekannt geworden seien, meist sehr ärgerlich und drohte mir sogar einmal, sie werde mir niemals mehr etwas erzählen, wenn ich sie noch lange damit quälen wolle. Da diese Drohung für meine Neugier zu arg war, erneuerte ich meine Kreuz- und Querfragen nie wieder, glaube aber erraten zu haben, daß meine gute Alte ihre liebe Fürstin in aller Stille belauscht und beobachtet hat.

Anders konnte es wohl gar nicht sein, zumal da Olga Fedotowna auch folgende Unterredung des Grafen mit der Fürstin auswendig wußte, die nach ihren eignen Worten von Großmutter mit größter Sorgfalt geheim

gehalten und in ‚einem besondern Zimmer hinter verschlossener Thür‘ geführt worden war.

Dieses berühmte Gespräch fand einige Tage nach dem Antrag statt, den der Graf Großmutter gemacht hatte.

„Wahrscheinlich war der Graf in Verlegenheit, jedenfalls hörte er auf, uns zu besuchen“, erzählte Olga Fedotowna. „Vorher und bis zu jenem Vorfall war er jeden Tag bei uns gewesen, und plötzlich blieb er weg. Die Fürstin war deswegen beunruhigt und fragte einige Male, ob der Graf nicht dagewesen sei. Die Antwort war: ‚Zu Befehl, nein.‘ Dann zuckte sie die Achseln und sagte sogar einmal halblaut: ‚Was für eine Dummheit!‘, worauf sie Patrikei zu ihm schickte, nachzufragen, ob er gesund sei, und wenn er gesund wäre, ihn zu bitten, er möge doch kommen. Und er kam . . . Die Fürstin empfing ihn überaus freundlich, trug dabei jedoch ihre große Haube; sie führte ihn in den kleinen Salon, wohin fast nie ein Mensch kam, schloß die Thür ab, nahm Platz und begann das Gespräch: „Graf,“ sagte sie, „ich hatte den dringenden Wunsch, Sie zu sehen . . .“

Der Graf verneigte sich, und sie fuhr fort: „Bitte, zürnen Sie mir nicht länger . . . mir ist nichts Kränkendes von Ihnen widerfahren, und auch ich hatte nicht den leisesten Wunsch, Sie zu kränken, sondern drückte nur aus, was ich fühlte.“

Da sagte der Graf: „Fürstin, glauben Sie mir, wenn mich damals nicht meine Gefühle . . .“

Allein sie unterbrach ihn: „Nein, entschuldigen Sie

mich,“ sagte sie, „das hat nichts damit zu tun; ich bat Sie zu kommen, weil ich ganz offen mit Ihnen sprechen möchte . . . Ich will nicht, daß Sie schlecht von mir denken. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich meinen Mann geliebt habe und ihn bis heute liebe . . . Lachen Sie die alte Frau nicht aus, Graf . . . ich bin sehr leidenschaftlich in meiner Zuneigung: ich liebe, Graf, ich liebe ihn, meinen Freund, und werde ihn bis zum Grabe lieben; ob wir uns jenseits begegnen werden oder nicht — wie Gott will; allein so lange ich lebe, werde ich ihm treu und dankbar sein . . . Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß ich ihm in allem verpflichtet bin, ich stamme aus einer armen Familie, wurde im ehrenhaften Hause seiner Eltern erzogen, und dort heiratete er mich; er liebte mich und vertraute mir und starb fern von mir mit dem festen Glauben an mich . . . Sagen Sie selbst, wäre es möglich, all das zu vergessen? Nein Graf, Sie sind ein kluger Mann, Sie sehen mich, und Sie müssen mich ja verstehen: für alle, die ihn vergessen haben, ist er gestorben, ich aber habe keine Minute ohne ihn gelebt, und für mich . . . ist er noch am Leben, und wie ich ihm mein ganzes Leben gewidmet habe, soll ihm auch mein letzter Atemzug gehören. Und nun urteilen Sie selbst, ich habe mich Ihnen ganz enthüllt!“

Hierbei zog die Fürstin, die noch keiner jemals weinen gesehen, schmerzlich die Augenbrauen zusammen, verdeckte ihre Augen mit einem Tuch und brach in Tränen aus.

Von der Tiefe dieses lebendigen Gefühls wurde

sogar der Graf gerührt; er beeilte sich Großmutter's Hände zu küssen und bat sie um Verzeihung.

Und sie verzieh ihm, selbstverständlich verzieh sie ihm, und in welchem Maße! von ganzem Herzen, voller Freude und mit dem aufrichtigsten Rat, er solle sich eine Braut suchen, möglichst jung an Jahren und im Charakter möglichst von ihr selber verschieden.

„Der Charakter ist die Hauptsache,“ sagte sie, „eine Frau, die gewöhnt ist, alles selbst in die Hände zu nehmen, wird durch diese männlichen Beschäftigungen zur Liebe ungeeignet: häusliche Rechnungen und Streitigkeiten bewirken, daß unsere Gefühle gröber werden und viel Männliches in den Charakter tritt. Ich wollte keinem Mann je raten, eine solche Frau zu heiraten. . . . Uns kann man wohl zu Besitzern wählen und zu Ältesten ernennen, aber uns heiraten . . . dazu kann ich nicht raten. Verzeihen Sie, doch grob herausgesagt: ein altes Weib ist wie der Bauer: alle Quellen der Liebesgefühle sind bereits versiegt. Etwas anderes ist es mit einem jungen Geschöpf, dessen Gefühle frisch und dessen Geist noch schmiegsam sind. Wie sie ein solches führen wollen, so werden sie es führen.“

„Sie vergessen dabei nur, daß ich für so jugendliche Geschöpfe schon zu alt sein dürfte,“ flüsterte der Graf scherzend. „O weh! ein sechzehnjähriges Mädchen wäre gar imstande, mich Großväterchen zu nennen.“

„Warum denn eine Sechzehnjährige? . . . Es gibt Mädchen von fünfundzwanzig Jahren . . . von dreißig . . . Es gibt ganz vortreffliche Mädchen . . . mit Quellen lebendiger Gefühle. Ja, ich möchte sogar sagen,

daß ein Mädchen Sie leichter lieb gewinnen wird, und daß es angenehmer ist, ein Mädchen zu lieben.“

„Warum das?“

„Es hat weniger Erfahrung und mehr Vertrauen . . . das muß doch sehr angenehm sein, wenn Sie bemerken, wie solch junges Wesen bestrebt ist, sich Ihnen anzupassen. Sie müssen unbedingt ein Mädchen heiraten!“

„Sie verlangen von mir, daß ich ein Mädchen heirate? Ich werde Ihnen gehorsam sein.“

Der Graf war gut aufgelegt und scherzte, die Fürstin entgegnete im gleichen scherzenden Ton:

„Unbedingt ein Mädchen, Graf; wenn Sie eine Witwe heiraten, wird der erste Mann zurückkommen.““

Der Gast und die Hausfrau schieden als aufrichtige Freunde; auf daß aber der Graf seine verunglückte Werbung noch gründlicher vergäße, gab ihm Großmutter die Bitte mit auf den Weg, ihr behilflich zu sein, für ihre Kinder einen Franzosen zu finden.

Diese Bitte konnte den Grafen nicht kränken, sondern mußte ihm im Gegenteil schmeichelhaft sein, da die Fürstin im allgemeinen, wenn es sich um Personen handelte, die sie für ihre Kinder brauchte, keiner Empfehlung traute.

Was für einen Franzosen brauchte sie denn? Einen ganz ungewöhnlichen, oder zum mindesten nicht einen, wie sie damals in Mode waren. Denn die Fürstin wollte keineswegs, daß der Franzose ihre Söhne erziehen sollte, das taugte ihrer Ansicht nach für russische

Kinder nicht. Einen ernsthaften Erzieher wollte sie anderstwo suchen. Den Franzosen aber brauchte man nur dazu, daß er so viel als möglich mit den Kindern spreche, freilich nichts, was ihnen schädlich sein konnte.

Diese Forderung war zwar nicht groß, war jedoch auch keineswegs leicht zu erfüllen; allein der Graf verstand es, der Fürstin dienstbar zu sein, und fand einen Franzosen, der all ihre Erwartungen noch übertraf. Dieser tröstliche Mann war ein französischer Bürger, Monsieur Gigot, über den ich an dieser Stelle einiges einschalten muß. Ne me renvoyez pas, je vous prie! Es ist hier nötig.

6

Der Franzose Gigot war ein Mann von völlig unbekannter Herkunft. Er selbst freilich leitete seine Abstammung von Edelleuten her, die zur Zeit des Umsturzes verarmt wären, allein es war nichts Adeliges an ihm. Von seinem Namen angefangen, den Monsieur Gigot durch den Zusatz des Adelsprädikates umsonst zu schmücken suchte, bis zu seinem Äußern und seinen Manieren, die ihm das Wesen eines verunglückten Klerikers verliehen, hatte er die größte Ähnlichkeit mit einem katholischen Küsterlein: schmal war er, mager, beständig ein wenig in Sorge, mit Augen, die auf innere Blut schließen ließen, und mit überlangen Armen, die ständig in Bewegung waren, ehrfurchtvolle Gesten zu machen. Jeder hatte seine besondere Ansicht über seine Herkunft: Rogoschin zum Beispiel dachte, daß ‚diese Schöpsenkeule‘ (so nannte er Gigot)

unbedingt ein Küsterkind sein müsse, Patrikej aber meinte, daß Sigot eher aus einem Postbotenhause stammen dürfte, denn er lief ungewöhnlich schnell und liebte es, herumgeschickt zu werden; Olga Fedotowna dagegen behauptete, daß Sigot allem Anschein nach aus dem Schneiderstand komme, war es doch seine Lieblingsgewohnheit, sich mit untergeschlagenen Beinchen hastig hinzusetzen, und zudem verstand er sehr gewandt, seine Kleider zu stopfen.

Wie es indes mit seiner tatsächlichen Herkunft bestellt sein mochte, es zeigte sich, daß er dem Amt, das ihm Großmutter übertragen wollte, so gut als nur denkbar entsprach. Es war in mancher Hinsicht erstaunlich, wie gut Sigot sich eignete: er schwatzte mit den Kindern vom Morgen bis zum Abend und lehrte sie, da er sich bald ihre Neigung zu erringen mußte, schon in kurzer Zeit flüssig französisch sprechen. Außerdem war er völlig unschädlich; in dieser Hinsicht übertraf er alle Erwartungen der Fürstin weit. Sie hatte sich vorgenommen, trotz der Empfehlung des Grafen, nachdem sie Monsieur Sigot in ihr Haus aufgenommen, alles, was er sprach, mit der größten Aufmerksamkeit zu beobachten, ‚daß er den Kindern keine Dummiheiten erzähle‘. Schon bald überzeugte sie sich davon, daß ihre Sorge völlig überflüssig war: ihre Befürchtungen waren hier nicht am Platz. Sigot konnte ganze Tage hindurch sprechen, und die Fürstin vernahm auch Worte, wenn er sprach, zuweilen ganz interessante Worte, ja, manchmal erklärte er sogar etwas, und dabei ziemlich verständlich; das Merkwürdige

aber war: hatte er geendet und begann die Fürstin zu überlegen, was er gesagt, so konnte sie in all seinem Berede keinerlei Inhalt finden. Um sich Klarheit zu verschaffen, versuchte die Fürstin gelegentlich Sigot auszuforschen, wie er das auffasse, was er soeben selbst erklärt; allein in den meisten Fällen konnte er seine Worte nicht mehr wiederholen, und so äußerte denn Großmutter voller Erstaunen: „Einen Franzosen von seltener Befähigung habe ich jetzt für meine Kinder bekommen: er ist so schwachhaft, daß er selbst nicht weiß, worüber er noch soeben wie ein Star geplappert hat; man lernt von ihm eine große Flüssigkeit der Sprache, dabei keinen einzigen Gedanken; im übrigen ist er höflich und geht nicht aus dem Haus, ohne vorher zu fragen.“

Nachdem Großmutter diese unschätzbaren Eigenschaften Sigots erkannt, schenkte sie ihm natürlich ihr Wohlwollen, und wenn sie ihn am Sonntag ausgehen ließ, damit er ‚mit seinem Compatrioten spazieren gehen könne‘, erhielt er einen blauen Schein, für den er sich Bonbons kaufen konnte; allein sie befahl ihm jedesmal mit allem Ernst, daß er zum Abendessen der Kinder zurück sein müsse und zwar nüchtern.

Sigot war ein so gutmütiger williger Mensch von solcher Weichheit, daß er, obwohl keineswegs ein Trinker, dennoch jedesmal, wenn er von seinen ‚Compatrioten‘ heimkehrte, Großmutter bat, ihr ins Gesicht hauchen zu dürfen, um sie hinsichtlich seiner Nüchternheit völlig zu beruhigen.

Großmutter hätte das vermutlich nicht einmal für notwendig gehalten, allein da er es ihr selbst anbot, fand sie nichts Überflüssiges darin, denn „selbst angenommen, daß er nicht trinkt, so kann es um größerer Genauigkeit willen niemals Schaden nachzuforschen: es könnte ja auch sein, daß die andern ihn, ohne daß er es merkt, trinken machen; so aber, wie er es sich selbst ausgedacht, ist es wahrhaftig das Beste: denn wenn er getrunken hat, werde ich es sofort riechen.“

Wenn Gigot der Fürstin ins Gesicht gehaucht hatte, wurde er von ihr belobt, sie reichte ihm die Hand, die er küssen durfte, und befahl ihm, die jungen Fürsten zu Bett zu bringen, und er mußte gleichzeitig mit ihnen schlafen gehen.

Diese letztere Vorschrift war dem armen Gigot anfangs drückender als alles andere, und er beklagte sich schmerzlich: »Je ne suis pas disposé à dormir: je n'ai pas sommeil«, allein er gewöhnte sich bald auch an diesen Kummer und prägte leise seufzend den Kindern ein: »On n'a pas toutes ses aises dans ce monde, mes enfants!«

Gigot wurde in der Folge, nachdem er sich erst auf dem Lande eingelebt hatte, eine große Schlafmüde, und wenn der Uhrzeiger abends kaum die Hälfte der zehnten Stunde überschritten hatte, begann er schon zu gähnen, hob nur noch mühsam die schwer gewordenen Augenlider und meinte: „Ma foi, j'ai sommeil: il est temps d'aller coucher!“ sprang bei diesen Worten auf und führte die Kinder zur Fürstin, damit sie ihnen den abendlichen Segen erteile; eine

halbe Stunde darauf aber schlief er bereits in seinem Zimmer, das neben dem Kinderzimmer lag, und schlief wie er sich selbst auszudrücken pflegte, „comme une marmotte“.

Das Einzige, woran sich Monsieur Gigot niemals gewöhnen konnte, war der Kwas aus Fruchtsaft. Ausländischer Wein erschien auf der Tafel der Fürstin nur, wenn Gäste da waren, und auch dann durfte Monsieur Gigot sich nicht daran delectieren, denn die Fürstin, die selbst niemals Wein trank, fand, daß es auch für den Erzieher unschicklich sei, in Gegenwart der Kinder Wein zu trinken; sobald aber die Tafel aufgehoben war, pflegte Patrikej Semjonytich alle angebrochenen Flaschen wieder zu versiegeln, „damit das Gefinde nicht Unfug treibe“.

Auf diese Weise blieb Gigot nichts anderes übrig, als sich an Kwas und an verschiedene Wässerchen zu halten, denen er nach und nach sogar Geschmack abgewann, allein nie konnte er seinen Magen an sie gewöhnen. Denn kaum hatte er ein Schlückchen eines solchen moussierenden Getränkes zu sich genommen, so bekam er alsbald Krämpfe und erkrankte mitunter ziemlich ernsthaft.

Freilich hatte dieser Umstand auch seine gute Seite für Gigot, denn er befreundete sich hierdurch mit Olga Fedotowna, die selbst ähnlichen Anfällen unterworfen war und für alle Personen, die am gleichen Übel litten, zärtliche Teilnahme empfand. „Der arme Gigot“, so erzählte Olga Fedotowna, „war ja zu Beginn seines Aufenthalts im Hause der Fürstin

fast nach jedem Mittagessen so weit, daß er sich krümmen mußte.“

Dann ging er in sein Zimmer, rollte nur so über den Divan hin und schlug wie ein Kind immer ein Beinchen ans andere, immer eines ans andere . . . Da brachte ich ihm denn gleich ein Gläschen Birken-schnaps und ein Senfpflasterchen auf die Herzgrube zu legen. Wenn es zu brennen anfing, sprang er auf und war sehr dankbar, dann schrie er immer: ‚Vobej, chère Olga Fedott, alle vobej‘.

Aber am nächsten Tage gab er schon wieder nicht acht. Ein zu komischer Mensch war er! Und so sehr hatte er sich an mich gewöhnt und sich mit mir eingelebt, daß er später jedesmal, sobald ihm schlecht wurde, geraden Wegs zu mir gesaußt kam und mir zuraunte: ‚Excusez, chère Olga Fedott.‘

Zuerst erschrak ich meist: ich geriet ganz aus dem Häuschen und fragte: ‚Was denn? was ist denn geschehen?‘

Dann sagte er: ‚Nicks . . . petite révolution . . . très petite, très petite . . .‘, und da sah ich ja auch schon, wie sehr es ihn ‚trepetierte‘.

Nachdem er sich einmal genauer ausgesprochen hatte, mußte ich immer gleich, was los war: er flüsterte dann nur noch: ‚Excusez!‘

Da hatte ich auch schon erraten: ‚Na, Väterchen, fragte ich, ‚schon wieder eine Revolution?‘

‚Ach, Revolution,‘ antwortete er dann und krümmte sich auch schon wie ein Gräschen.

So schlecht war ihm jedesmal, daß es einfach

Menschenpflicht war, ihm so schnell als möglich zu helfen, und kaum hatte er sein ‚excusez‘ gesagt, da hörte ich gar nicht erst weiter zu, sondern zog schnell das Gläschen aus der Tasche und sagte: ‚Da hast du die Arznei, und nun stampf nicht länger auf einem Fleck herum, sondern lauf, wohin du mußt.‘ Dann warf er mir schon im Laufen ein Handküßchen zu und flog spornstreichs davon, so schnell er konnte. Ein gutmütiges Männlein war’s, und respektierte mich sehr, auf die andern Hausbedienten aber, die ihn nicht verstanden, konnte er sehr zornig werden und sie mit den Beinchen stampfend anschreien: ‚Pfui, pfui . . . Aufpramm, Waschblöl und ölzene Weib!‘ und eilte auch schon fort.“

Mit diesen Worten versuchte Monsieur Gigot auszudrücken, daß die ihn nicht verstehenden Hausbedienten nur noch wert seien, auf den Waschprahm gestellt zu werden, Waschbleuel in die Hand zu bekommen, um mit den hölzernen Weibern aus dem Dorf Wäsche zu waschen. Die Redensart ‚Aufpramm, Waschblöl und ölzene Weib‘ kamen Olga Fedotowna so komisch vor und gefielen ihr so gut, daß sie sie zu geflügelten Worten machte und sie jedesmal anwandte, wenn ein neuer Hausbedienter sich bei seiner Tätigkeit ungeschickt anstellte. Am meisten freilich wurde Olga Fedotownas schrankenloses Mitgefühl für Gigot dadurch geweckt, daß sein Los das einer Waise war.

„Eine Waise“, sagte sie, „und zudem ohne Sprache, — da muß man ihn doch bedauern.“

Sigots Beziehungen zu den andern Personen aus Großmutter's Hofstaat waren sehr verschieden von denen zu Olga Fedotowna: der gesetzte Patrikei zeigte dem Franzosen so viel Respekt, daß Sigot es geradezu als eine Beleidigung empfand und überhaupt keine Hoffnung hatte, Patrikei jemals näherzukommen; zudem verstand er Patrikei nicht und legte all das, was dieser Höfling Sigot an Respekt erwies, „um ihn noch mehr zu ehren“, ins gerade Gegenteil aus.

„Oui“, stammelte er, „oui, ich weiße . . . Patrikei Semenitsch . . . il tranche du grand seigneur avec moi . . .“

Und Sigot pflegte darauf selbstgefällig des längeren und breiteren zu erörtern, daß er die große Welt kenne und eine grande mine zu ziehen verstehe.

„Patrikei comme ça . . . so; et moi aussi . . . so . . . Avec tous les gens so, et avec Patrikei Semenitsch so . . .“ Und zeigte dabei, während er ‚so‘ sagte, um einen größeren Eindruck zu erzielen, wie er an allen andern einfach vorüberging, während er, wenn er auf Patrikei stieß, den Kopf erhob und eine grande mine zog.

Das mußte Patrikei, allein obwohl er diese Evolutionen Sigots sehr gut bemerkte, veränderte er keineswegs sein stets gleichmäßiges kühl-respektvolles Benehmen, wie er es dem Erzieher gegenüber für angebracht hielt.

Auch mit der Diaconin Marja Nikolajewna konnte Sigot nicht auskommen: obwohl er sich öfters neben sie gesetzt und ihr etwas zu erklären und zu erzählen begonnen, hatte sie nichts als ein stumpfes Lächeln

und ein Achselzucken als Antwort. Eines Tages aber, da sie bemerkte, daß Gigot, der ihr etwas erzählte, immer lebhafter und lebhafter wurde und zu schreien und die Arme zu schwenken begann und trotz ihres Lächelns und ihres Achselzuckens nicht fortging, sondern im Gegenteil ein Ende ihres Halstuches ergriff und daran zu drehen begann, erschrak Marja Nikolajewna so darüber, daß sie das Tuch abwarf und in Gigots Händen ließ, selber aber eilig entfloh, Hilfe zu suchen.

Gigot wurde zornig: er brachte Marja Nikolajewna das Tuch zurück, sah ihr wütend in die erschreckten Augen und schrie: „Auspramm, Waschblöl und ölzene Weib!“, worauf er sich hastig umdrehte und fortlief.

Marja Nikolajewna saß in dieser kritischen Minute da, als wäre sie versteinert, kaum jedoch war der schreckliche Gigot verschwunden, als sie es nicht länger ertrug und in bittere Tränen ausbrach.

Nichts konnte lustiger sein als der Umstand, daß weder der Franzose wußte, womit er die Diaconin gekränkt, noch sie jemals begriff, worüber sie sich so erschreckt hatte, weswegen sie sich gekränkt fühlte und weshalb sie in Tränen ausgebrochen war.

In dieser Lage traf sie Olga Fedotowna an, konnte jedoch nichts aus ihr herauspressen als die Worte: „Nein, für mich ist es Zeit... höchste Zeit nach Hause!“

Somit wurde es notwendig, Großmutter herbeizurufen, die, nachdem sie die ganze Sache angehört, Gigot kommen ließ und ihm sagte: „Schau, wie du diese Frau verstimmt hast! Du verdienst dafür, daß man dir zum mindesten die Ohren lang zöge.“

„Aha! .. die Ohr, les oreilles, — avec plaisir.“  
Und er beugte sein Haupt vor der Diakonin und rief heiter: „Nun, Marja Nikolaff . . . mach nichts, déchirez-vous bien!“

Aber Marja Nikolajewna brach plötzlich in ein Gelächter aus, fuhr mit dem Lächeln über die Augen und entgegnete: „Nein, Musje Gigot . . . wenn schon etwas geschehen soll, wollen wir uns lieber einen Ruß geben.“

„Eine Ruß geb? . . . Aha, ich ab verstand! Avec plaisir, avec plaisir, Marja Nikolaff!“

„Aber, Musje Gigot, nun dürfen Sie mich auch niemals mehr anfassen.“

„Nie, jamais! niemalen.“

„Und nie mehr mit mir französisch sprechen.“

„Jamais de ma vie!“

Sie küßten sich, worauf die nun völlig beruhigte Marja Nikolajewna Gigot, so gut sie es verstand, erklärte, warum sie ihn bäte, nicht mehr mit ihr zu sprechen. Die Ursache war ihren Worten nach die, daß sie ihr Lebtag viel durch die französische Sprache zu leiden gehabt hätte.

Es ist klar, daß nach dieser Erklärung Monsieur Gigot sie in Ruhe lassen mußte.

Am häufigsten kam Gigot mit Rogoschin zusammen, allein man kann diese Beziehungen nicht eigentlich freundschaftliche nennen. Anfangs schienen sie gegenseitig ein wenig beleidigt: als Gigot zum ersten Mal den langen kostümierten Mann mit dem einen smaragdnen Auge sah, hielt er ihn zunächst für verrückt,

da er jedoch nach und nach bemerkte, daß Rogoschin immer ernst war, stieg in ihm die Besorgnis auf, ob er nicht am Ende nach dem Vorbild der Alten ein Philosoph sei und ob er nicht gar ihn, den Herrn Gigot, über irgend etwas erwischen und schelten würde? Donquijote seinerseits hatte einen gewissen Verdacht auf Gigot geworfen, denn erstens war doch dieser Mensch durch den Grafen Funkenhof, dem Rogoschin instinktiv mißtraute, ins Haus gekommen, zweitens aber fürchtete auch er, daß Gigot, der doch französische Bücher, deren Mehrzahl Rogoschin unzugänglich war, las oder vielleicht gelesen hatte, manches wissen mochte, was unser Edelmann nicht wußte, und ihn daher, wer weiß, einmal in Verlegenheit zu setzen imstande wäre.

Leicht hätten nun die beiden voreinander in einer Habachtstellung bleiben können, da aber trat ein glücklicher Umstand ein, der sie auf den Gedanken brachte, daß einer dem andern gleichgültig sei und keiner dem andern je furchtbar werden könne. Die Ursache dieses wohlgefälligen Ausgangs war die Anmaßung, mit der sich Gigot eines Tages über die Vorzüge des französischen Adels erging.

Da dieses Gespräch im Salon in Gegenwart der Fürstin und in Anwesenheit fremder Personen stattfand, von denen keine für nötig erachtete, sich für die Ehre des russischen Adels einzusetzen, hielt es Rogoschin nicht länger aus, sondern trat für diesen ein; aber er tat das jedoch ungeschickt: da er französisch nur schlecht radebrechte, konnte er die allerunbegründetsten Anwürfe Gigots nicht parieren, der in einem fort schrie:

„Attendez; connaissez-vous gentilhomme Obry de Mondidie?“

„Non . . . kenne ich nicht!“

„Connaissez-vous gentilhomme Mordrèle?“

„Non . . . kenne ich nicht.“

„Connaissez-vous gentilhomme Oblong?“

Rogoschin mußte eingestehen, daß er auch diesen gentilhomme nicht kenne.

„Eh bien, votre critique n'est pas fondée“, entschied Gigot triumphierend, scharrte weitausladend vor Donquijote mit dem Fuß und verneigte sich giftig vor ihm, wie vor einem Menschen, mit dem eine Unterhaltung sich nicht lohne. Und so war denn unser Donquijote zu Boden geschmettert und öffentlich vernichtet worden. Aber schnell und überaus originell fand er sich wieder zurecht.

„Halt mal, halt!“ rief er und schüttelte sich vor Begeisterung, fing Gigot am Ärmel und hielt ihn auf.

„Kennst du den Bojaren Sacharjin?“ fragte er den Franzosen.

„Non, je ne le connais pas.“

„Kennst du Matwejew?“

„Non, je ne le connais pas.“

„Aha! Mein Junge! schau mal an, dann kennst du wohl auch die Romanows nicht?“

„Non, je ne les connais pas non plus.“

„So, da bist du aber ein rechter Dummkopf!“ schloß Donquijote gedehnt, scharrte noch weiter ausladend als Gigot mit beiden Füßen und wandte sich voller Würde von ihm ab.

Zu Sigots Glück mußte Rogoschin nicht, daß in diesem Streit alle Vorteile auf seiner Seite gelegen waren, denn es kam ihm niemals in den Sinn, daß Sigot keine historischen Personen genannt, sondern ihn nach den erdichteten Herden drittklassiger französischer Romane gefragt hatte, sonst wäre er mit dem armen Franzosen wohl ganz anders umgesprungen.

Da Donquijote in Petersburg als Großmutter's Gast lebte, hatte er den lieben langen Tag durch nichts zu tun und setzte sich, wenn er es müde geworden war zu lesen, an den Tisch, um Patienzen zu legen. Allein auch das mußte ihm natürlich mit der Zeit langweilig werden, um so mehr, als der schnellfertige Sigot es viel besser verstand, und bei der Spring- lebendigkeit seines Charakters jeden Augenblick herbeilief, um ihm Ratschläge zu erteilen. Diese Einmischungen machten den Edelmann oft so wütend, daß er vor Ärger die Karten durcheinander werfen und in der Faust zusammenballen konnte oder auch so lange schweigend dasaß, bis Sigot die Geduld verlor und fortging; manchmal freilich begann er sich plötzlich zu bekreuzen und laut zu beten, „Gott ist erstanden“, indem er gleichzeitig vor Sigot ausspuckte wie vor dem Satan.

Diese Beschwörungen gingen über Sigots Kräfte, er floh, allein nicht auf lange: es verging keine halbe Stunde, da sprang er schon wieder auf Rogoschin mit dem Damenbrett los und schrie: „Gentilhomme, jouons aux dames!“

Auf diesen Ruf hin ergab sich Donquijote, und sie verbrachten bei dem Damenbrett fast die ganze Zeit,

die Bigot zu freier Verfügung stand, nämlich während der Stunden, in welchen die jungen Fürsten von den ins Haus kommenden Lehrern unterrichtet wurden.

Und wie spielten sie! Mein Gott! — Wenn Olga Fedotowna davon sprach, so schilderte sie die beiden nicht anders als die allerleichtsinngsten Knaben.

Sie setzten sich, wie es sich für Erwachsene gehörte; plötzlich aber begannen sie zu lärmen und zu schreien und, hast du nicht gesehen, da lagen auch schon die Steine auf dem Fußboden, und das arme Bigotchen weinte und klagte, daß der Einäugige ihn gekränkt habe. Aber um die Wahrheit zu sagen, waren beide die unerträglichsten Streithänse, und häufig mußte die Fürstin selbst kommen, sie auseinander bringen und wieder miteinander versöhnen. Dann schalt und schalt sie die beiden, und es endete stets damit, daß sie Patrikej befahl, ihnen die Steine zu nehmen und in ihr eignes Zimmer zu tragen. Nun hätte Friede herrschen können, aber nein: Dorimedont Wassiljewitsch setzte sich an ein besonderes Tischchen, um Patienten zu legen, Bigotchen aber ließ es keine Ruhe. Er war halt ein Zündfrosch, er sprang herzu und zeigte jenem, daß er diese Karte oder jene Karte nicht richtig gelegt, na, und dann ging es wieder los. Bis endlich die Fürstin die Geduld verlor, herauskam und sagte: „Patrikej, heb die Karten vom Fußboden auf und trag sie in mein Zimmer!“

Übrigens zankten sich Bigot und Donquijote auch ohne Spiele, und stets waren die geringsten Nichtigkeiten die Veranlassung, wie zum Beispiel folgende: der leben-

dige und lustige Sigot liebte es, wenn er sich beim Erzählen begeisterte, sein Gegenüber auf die Schulter oder auf die Knie zu schlagen, der stolze Donquijote aber hielt das für unpassend und konnte solche Familiäritäten gar nicht ertragen: wie gestochen sprang er dann auf, funkelte Sigot mit zornigen Blicken seines einen Auges an und schrie: „Ich schwöre dir bei meiner Ehre, Bourgeois, daß du mir einmal dafür teuer wirst bezahlen müssen!“

Mehr und eingehender von Monsieur Sigot zu erzählen, dem wir noch mehrfach in meiner Chronik begegnen werden, halte ich nicht für nötig; ich sollte meinen, daß das Gesagte schon genüge, um beurteilen zu können, was für ein Mensch er war. Er paßte sehr gut zu Großmutter's Sammlung von Originalen und ‚Leuten von Gewissen und von Herz‘, wurde jedoch als französischer Erzieher nur geduldet infolge der eigenartigen Auffassung der Fürstin hinsichtlich der Eigenschaften, welche eine Person haben müsse, um eine solche Stellung zu bekleiden.

Die Kinder, das heißt, die beiden jungen Fürsten (mein Vater und Onkel Jakob) liebten Sigot sehr und waren nicht nur niemals traurig, wenn sie mit ihm zusammen waren, sondern trauerten, wenn sie ihn nicht sahen. In meiner Kindheit habe ich Sigot häufig von Personen loben hören, die ganz augenscheinlich niemals in unmittelbaren Beziehungen zu dem armseligen Ausländer gestanden hatten; auch das Gesinde und die Bewohner des Dorfes Protosanowo lobten Sigot und sagten einstimmig, daß er

ein guter und lustiger Mensch gewesen sei; Dnikel aber, Fürst Jakow Lwowitsch, pflegte, wenn er seiner Kindheit gedachte, stets noch hinzuzufügen: „Bruder Dmitrij, der so glänzende Fähigkeiten besaß, war leider so mutwillig, daß er sogar auf unserm guten Franzosen ritt.“

7

Die seelischen Eigenschaften der beiden jungen Fürsten traten um jene Zeit schon ziemlich deutlich hervor: mein Vater, der ein Jahr jünger war als Dnikel Jakow, hatte infolge der Überlegenheit seiner Talente gar bald die Oberhand über den älteren Bruder gewonnen; Fürst Jakow verkaufte ihm die Rechte seiner Erstgeburt nicht etwa um ein Linsengericht, sondern trat sie ihm ohne Entgelt als dem ‚Würdigeren‘ ab. Man erzählt, daß Dnikel Jakow, die unvergleichlichste Persönlichkeit unter allen heute lebenden Protosanows, schon in der Kindheit, ja bereits bei den ersten Unterrichtsstunden, die ihm früher erteilt wurden als meinem Vater, (doch überholte ihn Papa bald), die Überlegenheit des Bruders anerkannte und ihn voller Begeisterung ständig in den Vordergrund schob. Sich selbst stellte er immer zurück und hatte daran nach und nach das ganze Haus so sehr gewöhnt, daß alle, die Hausgenossen sowohl als auch fremde Leute, ihre Aufmerksamkeit lediglich dem Fürsten Dmitrij zuwandten, während sein älterer Bruder Jakow lange nach ihm kam. Trotzdem betrachtete er ihn weder mit Neid noch mit Eifersucht, sondern stets mit einem Entzücken, aus dem die edle und poetische Natur dieses wundervollen Menschen

sprach, der in Liebe zu allem Schönen glühte. So viel ich beurteilen kann, war mein Vater mit ungewöhnlichen Fähigkeiten begabt und von bezaubernder Schönheit. Ich folge hier weniger der Erzählung Diggas, Patrikejs und anderer Leute, die in meinem Vater ihr Ideal sahen, als den Aussprüchen Großmutter, die ihre Ansichten über ihre Söhne sehr zurückhaltend äußerte. Traurig lächelnd nannte ihn Großmutter ‚ihren Absalom‘. (Ach, auch sein Schicksal hatte manche Ähnlichkeit mit dem Lose dieses unseligen biblischen Königssohnes!) Er war von hohem Wuchs, viel größer als Onkel Jakow, den man seiner kleinen Gestalt wegen ‚das Knirpschen‘ nannte. Das Antlitz meines Vaters erinnerte an Großmutter, allein nicht so wie bei Tante Anastasias Gesicht, das nur in den Zügen ähnlich war, sondern er glich ihr auch im Ausdruck. Diese Ähnlichkeit war nur in männliche Formen umgegossen. Ich will nebenbei bemerken, daß außer meinem Vater in unserm ganzen Geschlecht keines mehr eine nennenswerte Ähnlichkeit mit Fürstin Warwara Nikanorowna hatte; obwohl alle und darunter auch sie selbst eine große Ähnlichkeit zwischen mir und ihr feststellten, habe ich mich niemals des Verdachtes erwehren können, daß da die Vorliebe eine Ähnlichkeit gewissermaßen an den Haaren herbeiziehen wollte: ich erinnerte an sie nur durch meinen Wuchs und den allgemeinen Ausdruck, der mir bereits in der Kinderzeit das Privilegium eintrug, ‚Großmutter's Enkelin‘ zu heißen. Aber es fehlte meinen Zügen alles, was ich so sehr an ihrem Gesicht liebte, und zudem war ich,

ehrlieh gesprochen, nicht so schön wie sie. Mein Onkel, Fürst Jakob Lwowitsch, sah der Mutter nur in den Augen ähnlich, in allem andern schlug er weniger nach Großmutter als nach Großvaters Geschlecht, also den Protosanows, die sich niemals durch besondere Größe ausgezeichnet und eine Neigung zum Fettwerden hatten. Diese Familienzüge waren bei Onkel schon in seiner frühesten Kindheit zu erkennen: er war für seine Jahre sehr klein, sehr frisch und rosig, mit den wunderschönen Augen der Mutter, aber mit einem ganz kleinen Mündchen, einem sogenannten ‚Herzchen‘; diesen winzigen Mund mit den ein wenig aufgeworfenen Lippen sieht man auf allen Porträts der Protosanows, die ich seit meiner Kinderzeit in Großmutter Haus zu Gesicht bekommen habe. Bei Fürst Jakob Lwowitsch war dieser Zug schon fast übertrieben zu nennen: sein kleines Mündchen verlieh seinem Gesicht eine Ähnlichkeit mit einem muntern Vögelchen, weswegen man ihn denn auch in der Familie den ‚kleinen Zeisig‘ nannte. Im übrigen hatte Fürst Jakob weitere Spitznamen seinem würdigen, aber doch komischen Figürchen zu verdanken; bei aller Verehrung, die er sich in reiferen Jahren erwarb, wurde er auch in diesem Alter ‚Fürst Kiskiwitsh‘ genannt, ein Spitzname, der aus den drei englischen Worten: kiss me quick bestand, die in ihrer Anwendung auf Onkel ihre besondere und ein wenig schicksalsvolle Bedeutung hatten. Allein davon soll eingehender späterhin erzählt werden, jetzt will ich zur Kindheit meines Vaters und des Onkels zurückkehren.

Obwohl mein Vater seinem Bruder in Bezug auf die geistigen Kräfte weit überlegen war, hatte Vater einen ungeduldigen Charakter, der sich leicht hinreißen ließ. Hieraus erkläre ich mir viele Ungereimtheiten und Widersprüche in seinem Leben, damit zu beginnen, daß er zum Beispiel niemals besonderes Mitleid für Gigot empfand, allein ernstlich erkrankte, als der arme Franzose starb. Onkel war ganz anders: wenn Papa mehr als sein Bruder durch sein schönes Äußere und seinen Geist an Großmutter erinnerte, so mußte andererseits Onkel Jakob seines Charakters und seiner Seele wegen als ihr rechter Sohn bezeichnet werden. Vater, dem das Lernen nicht die geringste Mühe machte, hatte viel freie Zeit und mißbrauchte seine Mußestunden nicht selten zu leichtsinnigen Streichen, die häufig zu Kränkungen der Hausgenossen führten; aber da das ganze Haus den Fürsten Dmitrij liebte, wurden sie verheimlicht und nie der Fürstin hinterbracht. Dem Fürsten Jakob machte das Lernen große Mühe: er war fast immer beschäftigt; in seinen wenigen freien Stunden pflegte er schweigsam und mit großer Würde, die bei dem kleinen Buben nicht ohne Komik war, auf seinem Sessel zu sitzen; oder aber er las, statt herumzutollen, irgendeines seiner Kinderbücher. Streiche waren überhaupt Onkels Sache nicht; er hatte viel unter den Streichen seines Bruders zu leiden, allein er rächte sich nie für die Kränkungen, die er erdulden mußte. Zu den hervorstechenden Charakterzügen Onkel Jakobs gehörten seine ungewöhnliche Schamhaftigkeit und seine Wahrheitsliebe. Seiner

Natur nach war er viel weniger ein Herr, als ein Gentleman. Seine Achtung vor der menschlichen Würde eines jeden war so hoch entwickelt, daß er keinem Diener jemals erlaubte, ihm die Stiefel ausziehen; diese Dienstleistung setzte ihn in tödlichste Verlegenheit, und überhaupt tat er alles, was er ohne Hilfe anderer machen konnte, selbst. Einen Bedienten zu rufen und zu einer Dienstleistung zu veranlassen, die auch entbehrt werden konnte, kam Onkel Jakob „schmähslich“ vor. Von seiner Wahrheitsliebe aber erzählt man, daß er einstmals zu Großmutter mit der Bitte kam, sie möge ihn wegen eines Vergehens bestrafen, von dem niemand etwas wußte und das nur darin bestand, daß er während einer Unterrichtsstunde einen kleinen Brummkreisel in der Tasche gehabt hatte, der ihm sehr gefiel und der ihm wenige Minuten vor dem Eintreffen des Lehrers geschenkt worden war. Beide Fürsten liebten ihre Mutter sehr, mein Vater freilich war in seiner Zärtlichkeit stürmisch, während Onkel Jakob, der seine Mutter nicht nur leidenschaftlich liebte, sondern geradezu vergötterte, es trotzdem nicht zu wagen schien, seinen Liebkosungen freien Lauf zu lassen. So kam es, daß in den Beziehungen des jüngeren Sohnes zur Mutter mehr Vertraulichkeit lag, in dem Verhalten des älteren dagegen mehr Ehrfurcht. Fürst Dmitrij, der mit allen seinen Spaß trieb, mit Gigot, mit Donquijote, mit Olga Fedotowna, hatte auch mit Prinzessin Anastasia seinen Mutwillen, die sieben Jahre älter war als er und keinerlei Scherz verstand. Sie war so leicht verletzt wie ein Provinzfräulein und konnte wegen jeder Kränkung gleich weinen.

Großmutter mußte meinen Vater häufig wegen der Spässe, die er mit seiner Schwester trieb, bestrafen, der Prinzessin aber sagte sie dann: „Du hast zu nahe am Wasser gebaut, meine Liebe: wegen jeder Dummheit weinst du; das beweist einen schlechten Charakter.“

Fürst Jakob aber war, da er es stets vermied, einen Menschen zu erzürnen, sehr höflich mit der Schwester, stand vor ihr stramm und lief, was er nur laufen konnte, wenn sie ihn etwas zu holen schickte; und wenn er der Prinzessin das Gewünschte überbrachte, küßte er ihr dabei jedesmal die Hand.

Prinzessin Anastasia nahm an ihrem Bruder Jakob mehr Anteil als an meinem Vater, den sie, wie es scheint, überhaupt nicht mochte; er mißfiel ihr nicht nur durch seine Munterkeit, sondern auch durch seine allzu dreisten Manieren.

Die Manieren waren damals eine der Hauptfragen: man hat sich bei uns viel zu sehr mit ihnen beschäftigt und leider kurze Zeit danach völlig aufgehört, sich um sie zu kümmern. Daher rührt es, daß die unangenehme Maniertheit unserer Gesellschaft jetzt von dem überraschend schlechten Benehmen in anständigen Kreisen abgelöst worden ist, worin sich oft besonders die Menschen auszeichnen, die andern als Beispiel der Wohlerzogenheit gelten sollten. Großmutter kannte auch in diesem Falle das richtige Maß: sie wußte stets, daß man mit schlechten Manieren das bezeichnet, was unangebracht und unschön ist; andererseits hatte sie freilich auch keinerlei Respekt vor ge-

künsteltem Wesen und lachte über das damals in Mode gekommene Petit-maitre-tum.

„Was soll das nur wieder,“ pflegte sie zu sagen, „das ist doch kein lebendiger Mensch, sondern ein ‚Zierlich-manierlich‘, geschraubt, gewunden; nein, das ist gar nicht schön.“

Lantchen aber gefiel dieses ‚Zierlich-manierlich‘ sehr: sie war selber maniriert und mochte allzu lebhaftes Gefühlsäußerungen nicht leiden, deshalb war ihr Bruder Dmitrij so unangenehm. Überhaupt hatten die Prinzessin und ihre Brüder sehr wenig Gemeinsames: sie begegneten einander nur selten, und damit basta.

Die Fürstin selbst sagte, daß sie ihre beiden Söhne völlig gleich geliebt habe, allein Onkel Jakow erzählte mir öfters: „Mutter liebte deinen Vater viel mehr als mich, was freilich auch nicht erstaunlich ist, da Bruder Dmitrij sich dessen vollauf würdig zeigte: er war schön, das Schönste des Schönen und voll der besten Begabungen; es war geradezu unmöglich, ihn nicht mehr zu lieben als alle andern.“

Ich glaube diesen Worten: in der Seele der Fürstin Warwara Nikanorowna lag viel zu viel Künstlerisches, als daß sie sich nicht ständig zu ihrem begabten Sohne hätte hingezogen fühlen müssen. Zudem mag es leicht sein, daß sie infolge der Weitsichtigkeit ihres Verstandes mit mütterlicher Feinsühligkeit die Versuchungen und Gefahren voraussah, die das Los meinem Vater vorherbestimmt hatte. Die Wahl eines Erziehers für die jungen Fürsten bereitete Großmutter viel Schere-

reien, so daß sie eine ganze Episode in ihrem Leben bilden.

Von den ins Haus kommenden Lehrern, welche die Fürstin in Petersburg für den Unterricht ihrer Söhne angestellt hatte, will ich nicht sprechen: ihre Wahl hatte Großmutter keine große Sorge gemacht, da von ihnen nur verlangt wurde, daß sie gut zu unterrichten verstünden. Wenn ihre Unterrichtsstunden zu Ende waren, gingen sie fort und konnten mithin keinen besonderen Einfluß auf die Gestaltung des Willens wie auch des Charakters der Kinder gewinnen. Etwas anderes war es mit Erziehern, die man ins Haus nahm: da war die größte Umsicht vonnöten, eine Umsicht, mit der scheinbar die Wahl Sigots nicht vereinbar war. Allein das schien nur so: denn in Wirklichkeit war Sigot sehr bequem, da er auf seine Art den Kindern eine große Kenntniss der französischen Sprache beibrachte und dennoch im Grunde genommen nichts anderes als ihr Aufseher war, dem man eine etwas gehobenere Stellung gegeben, damit er an der Tafel speisen konnte.

Jeder andere, jeder richtige französische Erzieher hätte bestrebt sein müssen, den Kindern seine eigene Anschauung aufzuprägen und gewisse eigene Regeln und Sitten einzuführen, und wäre hierbei mit der Fürstin in Konflikt geraten. Aber wie gut auch Sigot in seiner Art war, damit war die Erzieherfrage noch nicht gelöst. Die Fürstin suchte nach einem Menschen, der imstande wäre, ihre Söhne so zu erziehen und in allem so zu unterrichten, wie es sich für gebildete Leute

schickte; wo aber war ein solcher Mann zu finden? Das war die Aufgabe.

8

In unserm Fröbelschen Jahrhundert der fertigen Prinzipien und des bequem gemachten Lernens ist es nicht schwer, Erzieher zu finden; in jenen Jahren, von denen ich erzähle, trieb man sie vielleicht noch leichter auf: die minderbegüterten Eltern engagierten für ihre Kinder entweder mittelmäßige Deutsche oder russische Seminaristen; die begüterten Leute jedoch hielten sich Franzosen oder Schweizer. Die letzteren wurden gelobt und waren in der That ein wenig besser.

Fürstin Warwara Nikanorowna wollte keine Ausländer, vor den Seminaristen aber hatte sie eine gewisse Scheu; sie kamen ihr nicht nur grob und ungeschliffen vor, sondern kannten, so weit sie das beobachtet hatte, die Pflichten des höhergestellten Menschen gegen den tieferstehenden nur schlecht.

Dies letztere schloß Großmutter in der Hauptsache daraus, daß die Seminaristen, wenn sie Feiertags mit ihren Vätern durch den Kirchsprengel zogen, die Bauern zu kränken pflegten, indem sie ihnen mitleidlos alles abnahmen, was immer sie erlangen konnten. Freilich wußte sie, daß es auch Ausnahmen gab, und mußte aufs neue an Speranskij denken. . . Er beschäftigte sie sehr.

Die Fürstin fragte alle jene Personen, von denen sie hoffen konnte, etwas Näheres von Speranskij zu hören, mit größter Wißbegier aus und lernte dank

dieser Wißbegier sowohl Ch. J. Lasarew kennen als auch den Fürsten Mossalskij, die beide ihre Beziehungen mit Speranskij nicht abgebrochen hatten und mit ihm in Korrespondenz standen. Beide begrüßten die Fürstin mit großem Wohlwollen und gaben ihr die ‚freundschaftlichen Briefe‘ zu lesen, die Speranskij ihnen schrieb. Großmutter schrieb diese Briefe eigenhändig ab in ein besonderes Heft. Einer jener beiden aber machte Speranskij gelegentlich eine Mitteilung über die ihn anbetende Fürstin und ihre Sorgen um die Erziehung ihrer Söhne. Diese Mitteilung blieb nicht ohne Antwort: in seinem nächsten Schreiben dankte Speranskij allen, die ihn in guter Erinnerung behalten hätten, und verbreitete sich darauf ein wenig über Erziehungsfragen, wobei er beklagte, daß es bei uns in Rußland mit solchen Schwierigkeiten verknüpft sei, einen Jüngling gut zu erziehen. Er begann damit, die Frage der Erziehung ganz im allgemeinen mit einer Ausfaat zu vergleichen, deren Erfolg nicht nur von der Güte der Samenkörner, des Bodens und der Bearbeitung abhinge, sondern auch von der Atmosphäre, die zu schaffen nicht in unserer Macht stehe, und wandte sich dann im einzelnen den Pädagogen zu, deren geistige Vorbildung er für unvollkommen hielt: „Sie wissen wenig, sind verzagt, sind Speichellecker und Kleinigkeitenkrämer: sie sind keine Freunde der Freiheit, sondern eher Förderer der Willkür.“

Am wertvollsten war der Fürstin ein kleiner Nachsatz im Postskriptum, der gleich nach den oben zitierten

Ausführungen folgte. Diese Nachschrift lautete: „Wie geht es eigentlich meinem früheren Seminar-kameraden Mesodij Mironytsch Tschermew? Ich würde gern von ihm hören; ich glaube, er weilt in jenen Bezirken, in denen Ihre Fürstin Besitztümer hat.“

Großmutter kam es vor, als wäre Tschermew nicht umsonst erwähnt worden: sie sah darin einen Fingerzeig und Hinweis, wohin sie ihre Blicke zu richten hätte, und folgte dem.

Zu ihrer nicht geringen Freude und gleichzeitig zu ihrem nicht geringen Erstaunen stellte sich heraus, daß Tschermew in der That in jener Kreisstadt wohnte, die fast von allen Seiten von den Ländereien der Fürstin umgeben war, — und daß von den Personen, die mit ihr in Petersburg weilten, zwei Tschermew sogar persönlich kannten: Patrikej und Rogoschin.

Die Auskünfte, die Großmutter von Patrikej über Tschermew erhielt, bestanden darin, daß Mesodij Mironytsch Professor im Seminar gewesen sei, sich jedoch irgendwie strafbar gemacht. den Abschied genommen und darauf mit Mühe und Not eine Stellung an einer Privatschule in der Kreisstadt erhalten habe. Tschermew war um jene Zeit etwas über vierzig und noch so gesund, daß er die Reise zur Stadt zu Fuß zurücklegen konnte. Außerdem setzte er alles dadurch in Erstaunen, daß er sich keine Wohnung nahm, sondern sowie er die Schule aufgesucht, auch gleich in ihr wohnen blieb: das Mittagessen bereitete ihm der Schuldiener, als Bett aber diente ihm ein beliebiger Tisch in einem Klassenzimmer. An jedem Sonnabend ging Tschermew mit

großer Pünktlichkeit zur Gouvernementsstadt, wo seine Frau geblieben war mit seinem Sohn, der dort ins Gymnasium ging. Diesen Angehörigen brachte er all sein Geld, denn für sich selbst brauchte er fast gar nichts: rote Rüben waren seine einzige Speise. Besuche machte Tschermew nie; seine einzigen Spaziergänge führten ihn jeden Tag eine Stunde lang auf die Viehweide, die vor der Stadt lag, darauf aber kehrte er in die Schule zurück und ‚schrieb für sich etwas aus einem Buch in ein anderes‘. Die Schüler und Bürger liebten Tschermew, sahen freilich nichts Besonderes an ihm, außer, daß viele der Ansicht waren, er habe Geld und sei sehr sparsam, da er ja für seine Privatbedürfnisse fast nichts ausgab. Er konnte alles mit großer Geduld ertragen, nur eines konnte er nicht: eine Woche verstreichen lassen, ohne seinen Sohn und seine Frau gesehen zu haben; allein auch dieses kostete ihn nichts. Kaum hatten am Sonnabend die Schulstunden geendet, ergriff Tschermew seinen Stock, wanderte zum Schlagbaum, zog dort die Stiefel aus, hängte sie an einer Schnur über den Rücken und legte darauf barfuß die dreißig Werst zur Gouvernementsstadt zurück. Um die Zeit der Frühmesse traf er dort ein, hörte zu allererst seinen Sohn ab, erklärte ihm, was er nicht verstanden hatte, nahm ein besseres Mittagessen ein als sonst, das von seiner Frau zubereitet wurde; um die Zeit der Vesper aber nahm er aufs neue seinen Stock zur Hand und wanderte auf die gleiche Weise zur Kreisstadt zurück, zum Orte seiner Dienstpflicht. Wenn dann der Diener am Montag in der Morgendämmerung die

Türe öffnete, um die Klassenzimmer auszufegen, fand er Tschertwew auf der Schwelle sitzen und seiner warten. Weder der schmutzige Herbst noch der Frost des Winters, keine einzige Zufälligkeit, ja nicht einmal die Weglosigkeit der Schneeschmelze konnten diese allwöchentlichen Wanderungen unterbrechen. Der einzige Unterschied, den Tschertwew bei seinen Reisen eintreten ließ, hing von den Jahreszeiten ab und bestand darin, daß er nur im Frühling und Sommer barfuß ging, im Herbst und Winter dagegen den ganzen Weg in Schuhen zurücklegte. Patrikejs Worten zufolge war sein Charakter der aller günstigste, das heißt, Tschertwew war immer glücklich, aber Gott allein wußte, was ihn so glücklich machte. Selbst bei den allerschwersten Prüfungen verließ diesen Menschen die Heiterkeit nicht. Als sein einziger Sohn, nachdem er seine Studien vollendet, zur Zeit der Befreiungskriege die Vaterlandsliebe in sich erwachen fühlte und in den Krieg ziehen wollte, meinte Tschertwew, nachdem er den Sohn angehört: „Weißt du, ich will dir etwas sagen: vergiß nicht, daß du die einzige Hoffnung deiner Mutter bist, im übrigen bist du freilich der Heimat noch mehr verpflichtet.“ Er segnete den Sohn, riet ihm jedoch, der Mutter nichts zu sagen und von ihr nicht erst Abschied zu nehmen. Nachts brachte er den Sohn insgeheim vor die Stadt zu durchreisenden Offizieren, die ihm zugesagt hatten, den jungen Mann in ein Regiment einschreiben zu lassen, kehrte darauf zu seiner Frau zurück und enthüllte ihr die Wahrheit, die für ihr Mutterherz so bitter war. Nachdem er seiner Gattin

diesen herben Schlag versezt, wußte Tschernow sie auch zu trösten, und zwar sehr geschickt zu trösten; er steigerte in ihr das patriotische Gefühl so sehr, daß es zwar nicht größer wurde als das mütterliche, aber ihm die Wage hielt: sie fand Trost darin, daß sie jetzt in einem Gebet gleichzeitig für ihren Sohn und für Rußland bitten konnte. Rußland wurde gerettet, der Sohn der armen Frau aber wurde getötet: die Mutter überstand es nicht, und so war Tschernow mit einem Male völlig einsam. Allein auch diesen Kummer ertrug er wie ein Mann ohne Stöhnen und Klagen, er wollte nur nach diesem Schlage nicht länger seine Stellung in der Schule beibehalten, sondern raffte seine dicken Bücher zusammen, aus denen er, wie Patrikej sagte, ‚stets etwas aus dem einen ins andere schrieb‘, und ging aus der Stadt.

Wohin?

Hierauf wußte Patrikej nur zu antworten, daß niemand sich darum gekümmert habe und daß daher vermutlich niemand seinen Aufenthaltsort wüßte.

„Und dennoch werden wir beide ihn in Erfahrung bringen müssen,“ meinte die Fürstin und winkte Patrikej, sich zu entfernen.

9

Dieser Bericht berührte Großmutter sonderbar und nicht gerade angenehm. Das Ganze hatte einen absonderlichen Anstrich, der ihr nicht gefallen wollte, und so begann sie an ihrer Annahme zu zweifeln, daß Tschernows Name in Speranskijs Brief mit der Ab-

sicht erwähnt worden sei, sie auf Mesodij Mironyttsch hinzuweisen.

Aber nachdem Großmutter ein wenig nachgedacht, entschloß sie sich, auch Donquijote nach ihm zu fragen.

Der Edelmann war leicht zu erreichen: er saß neben der Fürstin und legte eine Patience. Großmutter redete ihn unverzüglich an: „Laß das Kartenhauen!“ sagte sie. „Wir wollen plaudern.“

„Plaudern . . . Bitte schön . . . Worüber wollen wir sprechen?“

„Den Lehrer Ischermew hast du doch auch gekannt?“

„Was für eine Frage! Selbstverständlich hab ich ihn gekannt.“

„Mir scheint . . . daß Patrikej allerhand Unsinn von ihm erzählt hat.“

„Nun versteht sich, was hätte Patrikej auch anderes erzählen sollen . . . Kann denn Patrikej ihn begreifen? Was wollen Sie über ihn wissen?“

„Alles.“

„Alles weiß ich selbst nicht.“

„Dann sag mir, zu welcher Sorte von Menschen er gehört?“

„hm . . . meiner Ansicht nach zu der besten Sorte.“

„Zur besten Sorte?“

„Ja ja, Sie haben recht, ich irrte: er ist noch höher als die beste Sorte: er ist ein Hoch-Mensch.“

„Was schwatztest du da?“

„Ich sage, daß er ein Hoch-Mensch ist, und glaube, daß jedem verständlich sein muß, was das bedeutet.“

„Nun, stell dir vor, daß es mir nicht verständlich

ist, und sprich klar: worin unterscheidet er sich von den andern?“

„Worin unterscheidet sich Haute Gauternes von einfachem Gauternes? es ist derselbe Wein und doch besser. Ischertwew ist flüger als jener Mann, der hundert Bücher auswendig gelernt hat.“

„Wer war es denn, der diese hundert Bücher auswendig gelernt hat?“

„Das habe ich irgendwo gelesen . . . es gab einmal einen solchen Gelehrten.“

„Väterchen, deine Bücher liest kein Mensch außer dir! Erklär es einfacher!“

„Warum meine Bücher nicht lesen? Daß sie alt sind, hat nichts zu bedeuten; im übrigen kann ich Ihnen sagen, daß es sich in Palästina zutrug, als man um Pfingsten in Streit geriet.“

„Wohin soll das noch führen?“

„Erlauben Sie, bitte: das ist so . . . damals, wissen Sie, in der alten Zeit, da gab es solche Leute: sie lernten viel und fürchteten sich vor nichts.“

„Schön; aber fasse jetzt nicht länger, sondern erzähle: ‚In Palästina lebte ein Gelehrter, der hundert Bücher auswendig gelernt hatte‘ . . . So, und nun fahre fort!“

„Ja; dortselbst aber, irgendwo in einer Höhle, wohnte ein Weiser. Der Gelehrte wollte dem Weisen zeigen, wieviel er wüßte; er kam zu ihm in die Höhle und sprach: ‚Ich habe hundert Bücher auswendig gelernt‘; der Weise aber sah ihn an und entgegnete: ‚Du Narr‘.“

„Warum hat er ihn denn so gekränkt?“

„Erlauben Sie, sehen Sie, wie voreilig Sie sind: er wollte ihn gar nicht kränken, sondern nur die Stufe seiner Gelehrsamkeit in Erfahrung bringen; als aber der Gelehrte hörte, daß der Weise ihn einen Narren schalt, da ergriff er einen Stecken und begann den Weisen zu schlagen.“

„Pfingsten und Wissenschaft und ein Weiser und Stockprügel . . . Schlag mich tot, ich verstehe nichts.“

„Warten Sie nur ab, es geht nicht so rasch . . . Als der Gelehrte den Weisen verprügelt hatte, begann der Weise zu weinen.“

„Es hat ihm wohl weh getan.“

„Nicht deswegen, sondern aus Mitleid.“

„Ich verstehe nichts mehr.“

„Hören Sie nur: der Weise brach in Tränen aus und sprach zum Gelehrten: ‚Ach, du Ärmster, wie schlecht du gelernt hast!‘ Der aber wurde da noch zorniger und sprach: ‚Inwiefern habe ich schlecht gelernt? Ich habe hundert Bücher auswendig gelernt.‘ Allein der Weise entgegnete: ‚Freilich schlecht gelernt: hundert Bücher hast du auswendig gelernt, aber als du ein Wort vernahmst, vergaßest du sie alle mit einem Male und begannst um dich zu schlagen.‘“

„Das hat er ihm gut gegeben.“

„Nicht wahr? Und sprach darauf: ‚geh jetzt und lerne von neuem.‘ Escherweg aber weiß für immer, was er einmal gelernt.“

„Hat man ihn etwa auch auf diese Weise examiniert?“

„Und wie!“

„Goso! und am Ende ebenfalls einen Narren heißen?“

„Versteht sich. Aber er ist wahrhaftig ein Weiser: den kann ein jeder beleidigen, und er wird dennoch keine Minute seinen eigenen Wert vergessen.“

„Welches ist denn sein Wert?“

„Er kennt den Weg, die Wahrheit und das Leben.“

„Der Weg, die Wahrheit und das Leben — das ist Christus.“

„Er hat Christus.“

Die Fürstin hörte auf zu fragen: ihre Berichtserstatter hatten sie nicht befriedigt.

Wie groß aber war ihr Erstaunen, als jene, denen sie den Mißerfolg ihrer Nachforschungen nach Tschermwew's Wohnort mitteilte, ihr antworteten, der Aufenthaltsort des alten Mannes sei bereits durch Dmitrij Petrowitsch Schurawskij entdeckt worden. Dieser hatte die Beziehungen zu Tschermwew keinen Augenblick unterbrochen, so mußte er denn auch, daß dieses antike Exemplar jetzt in Kursk lebe, wo er den Kindern das ABC beibringe und sich der Freundschaft des ‚Autodidakten und Bürgers Semjonow‘ erfreue.

Die Fürstin hatte sowohl von Schurawskij gehört als auch vom Autodidakten und Bürger Semjonow, welche beide in der Folgezeit zu origineller Berühmtheit gelangten, — der erste als Mitarbeiter Speranskij's bei dessen Gesetzbuch und später als Statistiker und Abolitionist, der zweite als Autodidakt und als Astronom.

Die Namen dieser beiden Leute, insbesondere der Name Dmitrij Schurawskij's, hoben Tschermwew's

Bedeutung in Großmutter's Augen. Jrgendein unbedeutender Mensch konnte unmöglich der Freundschaft des leidenschaftlichen Liebhabers der Wissenschaft, Semjonow's, gewürdigt werden, und ebenso war es ausgeschlossen, daß ein solcher im Briefwechsel mit Schuraw'skij stehen konnte, dessen abolitionistische Ideen, die er einige Zeit danach so ungeschickt auf den Gütern des Grafen Perow'skij anwenden sollte, zwar sehr geheim gehalten wurden, aber dennoch der Fürstin ein wenig bekannt geworden waren.

Da ich den Namen Schuraw'skij's nenne, halte ich nicht für überflüssig, hinzuzufügen, daß Großmutter keine Angst vor dem Abolitionismus hatte, sondern selber darüber zu sprechen pflegte, daß das Los der Leibeigenen unerträglich schwer sei und daß man zu seiner Erleichterung etwas unternehmen müsse. Freilich dachte Fürstin Warwara Nifanorowna nicht an eine solche Befreiung der Leibeigenen, wie sie unter Alexander II. erfolgte; den Leuten ihrer Zeit kam etwas derartiges gar nicht in den Sinn. Schuraw'skij, welcher der Bauernfrage sein ganzes Leben und seine gesamten Mittel gewidmet hatte, wagte nicht einmal in seinen kühnsten Träumen solche Projekte zu machen, wie sie später zur Tat wurden. . . Dieser großherzige Mensch wäre vielleicht darauf eingegangen, die Bauern dem Gutbesitzer als Arbeiter zu geben, niemals jedoch als Sklaven.

Zum mindesten steht es so in einem von Schuraw'skij für die Regierung verfaßten Memorandum, das sich nebst andern Papieren des Verstorbenen bei dem Ver-

fasser dieser Zeilen befindet. Schurawfskij träumte von der Befreiung der Bauern im Zusammenhang mit einer langfristigen vorbereitenden Periode, in welcher Bauern sowohl wie auch Gutsbesitzer das geistige und sittliche Gleichgewicht erlangen sollten. Gegenwärtig, da das Ei des Columbus bereits aufrecht hingestellt ist, werden diese Experimente naturgemäß ungenügend scheinen, damals aber wagten nur die wenigsten so zu denken. Fürstin Warwara Niskanorowna hatte zu der beschränkten Zahl der streng Erwählten jenes kleinen Kreises gehört, vor welchem Schurawfskij zum erstenmal sein Memorandum ‚Von den leibeigenen Personen und den Mitteln, ihre Existenz auf besserer Grundlage zu errichten‘ vorlas. Sie hatte das Werk mit tiefster Aufmerksamkeit angehört und nach Beendigung der Vorlesung dem Autor ihre volle Sympathie ausgesprochen und ihre Bereitschaft, seinem Wirken zu Diensten zu sein, soweit es in ihrer Macht stünde. Aber Schurawfskij lehnte jede Teilnahme an seinem Werk ab; er hoffte alles durch W. Perowfskij durchzusetzen, unter dessen Namen ja auch das Memorandum seinen Weg machen sollte. Allein die Fürstin war hierdurch mit Schurawfskij bekannt geworden, so daß sie sich jetzt nicht scheute, ihn wegen Tschertwew zu befragen, und kaum hatte sie ihn zu sich gebeten, erschien der kränkliche Schurawfskij mit seinen langen schütterten Haaren und dem schwarzen Lüchlein, das er über dem Ohr trug, im Hause der Fürstin und antwortete auf ihre Fragen: „Tschertwew ist ein sehr gelehrter Mann.“

„Wes Geistes ist er?“ fragte Großmutter.

Schurawskij zuckte die Achseln, schob die schwarze Binde auf seinem kränklichen Gesicht zurecht und entgegnete: „Allzu erhabenen Geistes.“

„Entschuldigen Sie,“ sagte Großmutter, „ich verstehe nicht ganz, wie ein Mensch allzu erhabenen Geistes sein kann?“

„Wenn er, ein hohes Ideal vor Augen, nicht das geringste Kompromiß mit den Forderungen der Zeit und deren Notwendigkeiten schließen will.“

„Ist Ischermew so?“

„Ja, so ist er.“

„Und was will er?“

„Das allgemeine Wohl des Volkes.“

„Kennt er das, worauf auch Sie bedacht sind?“

„Ja.“

„Haben Sie sich mit ihm beraten? . . . Aber, verzeihen Sie, um Gottes willen, daß ich Sie so ausfrage!“

„Macht nichts; ja, ich habe mich mit ihm beraten, wir standen in Briefwechsel, aber jetzt habe ich es aufgegeben.“

„Warum?“

Schurawskij griff wieder nach der Binde.

„Um des Himmels willen . . . ich bitte Sie, meine Fragen verzeihen zu wollen, allein sie sind für mich dringend notwendig!“

„Er hat keine gute Wirkung auf mich ausgeübt; er ist sehr geschickt, aber er hält alles, was das Ziel meines Lebens bildet, für eine Utopie . . . Er kühlt mich ab.“

„Er hat keine Neigung für Ihre Sache?“

„Doch; aber seine Kritik ist sehr streng. . .“

„Worin hat er denn Ihr Memorandum kritisiert?“

„Statt jeder Antwort schrieb er einfach darüber, daß er an die Möglichkeit, daß die Gutsbesitzer ihre Bauern aus freien Stücken freigeben würden, nicht glaube.“

„Woran glaubt er denn?“

„Daran, daß nicht wir sie befreien werden.“

„Sondern wer?“

„Entweder die Bauern selber oder der selbstherrliche Wille auf dem Throne.“

Sowohl Großmutter als auch Schurawfskij verstummten.

„Wissen Sie,“ sagte die Fürstin nach einer Pause leise, „es mag sein, daß er recht hat.“

„Mag sein.“

„Unser Adel . . . ist unzuverlässig.“

„Ja, es ist gar wenig Adel in unserm Adel“, fiel Schurawfskij hastig ein.

„Und wenig Vernunft“, bekräftigte die Fürstin.

„Aber sagen Sie mir, bitte, warum dieser Tscherwew, ein Mann, der, wie Sie sagen, solchen Verstand hat. . .“

„Großen“, unterbrach Schurawfskij.

„Und von solcher Bildung ist. . .“

„Von vollkommener Bildung“.

„Warum lebt er in solcher Selbsterniedrigung?“

Schurawfskij warf der Fürstin einen unzufriedenen Blick zu.

„Verzeihen Sie“, sagte Großmutter.

„Macht nichts; Ihre Frage kommt mir nur sonderbar vor: Tscherwew und Selbsterniedrigung! . . .“

Worüber staunen Sie denn da? Er befindet sich doch deshalb in solcher Lage, weil er sie weniger als jeder andere verdient.“

„Es ist abscheulich, daß es bei uns so gefährlich und uneinträglich ist, ehrlich zu sein.“

„Es ist überall so“, knurrte Schurawskij, seine Binde zurechtrückend.

„Nein; bei uns sind die Leute, die man verehren müßte, ganz besonders unbeliebt: es ist, als wären sie ein ständiger Vorwurf für uns, und wir Russen sind in dieser Hinsicht schlimmer als alle anderen Menschen; trotzdem . . . ist es denkbar, daß dieser Tschernow während seines ganzen Lebens kein Amt bekleidet hat?“

„Er war Professor.“

„Das hörte ich, allein . . . was war es, womit er Anstoß erregte?“

„Er trug Geschichte vor und paßte nicht dazu.“

„Warum nicht?“

„Weil er sie so vortragen wollte, wie es sich gehört . . .“

„Da hat er sich freilich in die Nesseln gesetzt! . . . Und man gab ihm den Abschied?“

„Er wurde versetzt; er wählte ein anderes Fach und trug Philosophie vor, aber da gab man ihm wirklich den Abschied. Er ging.“

„Warum?“

„Er fand, daß es besser sei, das A b c zu lehren, wie es sich gehört, als Geschichte und Philosophie, wie es sich nicht gehört.“

„Und seit der Zeit geht es ihm schlecht?“

„Schlecht? . . . Ich weiß nicht, er beklagt sich nie.“

„Ein erstaunlicher Mensch!“

„Ja, er ist ein — Mensch.“

„Was würden Sie davon halten, wenn ich ihn bäte, die Erziehung meiner Kinder zu übernehmen?“

„Ich meine, Sie könnten keine bessere Wahl treffen, falls Sie nicht . . .“

„Nun? . . . Sagen Sie es offen heraus!“

„Falls Sie nicht Offiziere aus Ihren Söhnen machen wollen . . .“

„Nein.“

„Oder Höflinge . . .“

„Oh, nein, nein, nein!“ Und Großmutter bekreuzte die Luft nach drei Seiten.

„Wenn Sie aber Menschen aus ihnen machen wollen . . .“

„Ja, ja; einfache, gute und ehrliche Menschen, Menschen mit Kenntnissen, mit Religion und mit geradlinigen Seelen.“

„Dann ist Ischerwew ein Schatz für Sie, obwohl . . .“

„Was noch?“

„Ischerwew ist Christ.“

Die Sprechenden blickten einander an und verstummten.

„Sehr gut gesagt“, bemerkte die Fürstin leise.

„Ja“, stimmte Schurawskij noch leiser ein.

„Ein wirklicher Christ?“

„Ja.“

„Ich wünsche, ihm meine Kinder anzuvertrauen.“

„Ich will es ihm schreiben.“

Auf diese Weise mit der Berufung Ischerwews beschäftigt, bemerkte die Fürstin vieles nicht, was sie zu anderer Zeit bestimmt wahrgenommen hätte. Verfümnisse dieser Art machten sich besonders in Bezug auf Prinzessin Anastasia bemerkbar, welche die Interessen der Mutter nicht theilte, ihre Sorgen und ihre Ungeduld nicht zu fassen vermochte und daher das Haus in dieser Zeit besonders langweilig fand. Über die große Welt konnte sie natürlich nicht klagen, die große Welt hatte der Fürstin nicht abgeschworen und suchte sie auf; allein das war der Prinzessin zu wenig: ihr Wunsch war, sich der großen Welt mit ihrem ganzen Sein hingeben zu können.

Es war der feste Entschluß der siebzehnjährigen Prinzessin, so schnell als möglich das mütterliche Haus zu verlassen. Dazu gab es einen einzigen Weg: Heirat. Prinzessin Anastasia liebte niemand, es gefiel ihr nicht einmal irgend jemand, und es war ihr gleichgültig, wem immer das Schicksal sie zugedacht haben möchte, nur sollte es möglichst bald sein, und so, daß ihre Freundinnen sie beneiden müßten und sie selbst ins Ausland reisen könnte. Von dort zurückgekehrt, würde sie ein großes Haus machen und alles genau so halten wie es die andern hielten, das heißt, sie wollte ‚in die große Welt fahren‘, wozu Großmutter sich völlig untauglich fühlte und, dies gern eingestehend, zu sagen pflegte: „Ich verstehe nicht, in der Equipage zu leben.“

Mit einem Wort, die Ansprüche der Prinzessin in Bezug auf die Ehe waren die unkompliziertesten von der Welt, und wenn die Wahl des Bräutigams nur von ihr abgehangen hätte, so wäre es schwierig gewesen, zu entscheiden, auf wen die Wahl gefallen wäre; doch es wählte ja für das junge Mädchen die fromme und hilfsbereite Gräfin Chotjetowa.

Es war im Hause der Gräfin hergebracht, die Prinzessin Anastasia, ‚die sich in den Händen der entfesselichen Mutter quälte‘, zu bemitleiden; es jammerte die Hausfrau selbst ‚über diese Märtyrerin‘, es jammerten ihre Gäste, und endlich kam einem von ihnen die geniale Idee, die Prinzessin ihrer Mutter zu entreißen und ohne langes Zaudern zu verheiraten.

Dem schienen zwar einige Hindernisse entgegenzustehen, allein es heißt ja nicht umsonst, daß es in Rußland nichts Unmögliches gibt: denn als der Gräfin die Gefahr vorgestellt wurde, die darin bestünde, daß die Mutter die unerfahrene Prinzessin an einen Menschen ohne Glauben verheiraten könnte, entschloß sich die Gräfin angesichts dieser bedrohlichen Möglichkeit zu einer kühnen Maßnahme und erzielte damit einen vollen Triumph. Da Gräfin Antonida der ganzen Welt über die Fürstin vorjammerte und sich Mühe gab, daß ihre Klagen nicht in irgend einer Ecke verhallten, sondern immer stärker und stärker anschwellen, eroberte sie sich das Recht auf die diskrete, aber überaus mächtige Mitwirkung einer Persönlichkeit, der, wie sie bestimmt annehmen konnte, in Rußland niemand etwas abzuschlagen imstande war. Aus Mit-

teilungen, die sie auf einem sehr eigenartigen Wege von der Prinzessin Anastasia erhielt, wußte sie, daß ‚das arme Kind‘ so erschöpft sei, daß es bereit wäre, den ersten Besten zu heiraten, zugleich aber so vernünftig und gehorsam, jenen als den besten Bräutigam betrachten zu wollen, den ihr die fromme Gräfin Antonida erwählen würde.

Die nächste Aufgabe dieser ‚heiligenmässigen‘ Frau bestand nunmehr darin, einen Bräutigam für die Prinzessin zu finden. Das war nicht schwer: der Bräutigam stand schon bereit. Er hatte sich selbst gewählt, und der ganze von mir geschilderte Plan, den die Gräfin nur in frommem Selbstbetrug für den ihren hielt, war eigentlich sein Werk. Dieser Bräutigam war niemand anderer als der uns längst bekannte Graf Wassilij Alexandrowitsch Funkenhof, der unter keinen Umständen auf die Protosanowschen Besitztümer Verzicht zu leisten gewillt war. Da der Graf die Hoffnung verloren hatte, die Mutter heiraten zu können, faßte er die Tochter ins Auge. Dies Unternehmen schien zwar mit großen Schwierigkeiten verknüpft, allein es kam ihm durchaus ausführbar vor. Der Weg, den der Graf die frömmelnde Gräfin führte, war sicher, und ihre Wahl konnte auf niemand anderen fallen als auf ihn selber. Die Gräfin nahm ein lebhaftes Interesse an ihm, und zwar hing das mit der Sache zusammen, die für sie die wichtigste war: sie kannte den Grafen als einen Mann von bester Lebensart; keine einzige Intrigue war ihm je nachgesagt worden, und zudem war er sehr reli-

giös. Obwohl er dem lutherischen Glaubensbekenntnis angehörte, hatte ihn die Gräfin schon häufig in der rechtgläubigen Kirche gesehen. Der Graf hatte ihr sogar gestanden, daß ihn die Trockenheit des Lutherthumes bedrückte und daß er die weit überlegene Wärme des östlichen Gottesdienstes sehr hoch stelle, ja, daß er Gebetsstimmung nur in der russischen Kirche fühle und nicht an die Möglichkeit glaube, sich Gott ohne die Beihilfe der Heiligen zu nahen. Unter den Heiligen verehrte er besonders den heiligen Nikolaus.

Da bestellte die Gräfin Antonida bei dem damals berühmten Ikonenmaler Dserow das Bildnis dieses Heiligen, schmückte sein Gewand mit Türkisen und Brillanten und schickte es dem Grafen. Mit der Ikone wurde auch ein sehr kostbares silbernes Lämpchen übersandt. Ganz in Tränen aufgelöst, flog der Graf herbei, um der Gräfin zu danken; beide weinten vor Rührung. Bald darauf erkrankte der Graf und wollte keine ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen: das Gerücht davon erreichte die Gräfin, und sie machte sich selbst auf, ihren ‚Freund‘ zu besuchen. Der Freund empfing sie aufs neue in Tränen und führte sie in seine ‚ärmliche Zelle‘. Dort sah die Gräfin ihre Ikone in einem hohen Heiligenschrein, vor welchem ein Gebetpult stand; vor der Ikone brannte das von der Gräfin geschenkte Lämpchen. Gräfin Antonida war gerührt, und es rührte sie noch mehr, daß der Graf ihr sagte, er gestatte keinem Menschen dieses Lämpchen zu berühren und zünde es stets selber an. Aber nicht genug damit, man erzählt, daß der alte Sünder die Gräfin um Nachsicht wegen

seiner Tollheit bat und ihr eröffnete, der heilige Nikola sei sein einziger Arzt und das vor der Ikone brennende Lämpchen seine ganze Apotheke.

„Mein Freund!“ rief die Gräfin mit Thränen aus: „seit wann nennt man das Tollheit? Das ist Glaube, und er wird seinen Lohn finden!“

Gräfin Antonida liebte es, den Glauben zu belohnen; das fiel in so hohem Maße gerade in ihr Ressort und gehörte zu den Hauptaufgaben ihres Lebens, daß sie sogar, wie man erzählt, hohen Personen in den Ohren lag, man müsse in Rußland eine besondere Auszeichnung für den Glauben stiften, — und daß sie sehr verwundert war über die Kälte, mit welcher die höheren Instanzen ihre Vorstellungen, den ‚Orden für die Gläubigen‘ betreffend, ablehnten.

Seit dem Tage, da der Graf ihr seinen Glauben in seinem ganzen Glanze gezeigt hatte, dachte die Gräfin unablässig nur noch daran, wie sie ihn wohl belohnen und gleichzeitig seine teure Seele retten könne, die der Keterei Luthers verfallen war und für die griechisch-östliche Orthodogie gewonnen werden sollte. Mit dieser Absicht schleppte ihn die Gräfin in das Kloster des Heiligen Sergius hinter Petersburg, zu den Wunderthätern des Großen Nowgorod und sogar nach Walaam . . . Der Graf fuhr überall mit, betete fleißig und hielt in Gegenwart der Gräfin sogar die Fasten ein, die er ja nach den Geboten seiner Kirche gar nicht einzuhalten brauchte; ja, er zeigte im Wettstreit mit den andern Favoriten der Gräfin eine für die damalige Zeit bemerkenswerte Kenntniss des Byzantinismus. Da er ein wenig

musikalisch war, lernte er bald die echten östlichen Gesänge von den geschmacklosen Neueinführungen Sarti's unterscheiden, der kurz vorher unsere ganze Kirchenmusik so gründlich verdorben hatte, während in jener Zeit Bortnjanskij gerade im Begriff war, diese Geschmacklosigkeiten wieder auszumerzen. Der Graf schrieb einen dreistimmigen cherubinischen Kirchengesang, dessen Modulationen er aus den anakreontischen Überlieferungen entwickelte, die der Tradition nach in den Liedern des Osterkanons mitklingen. Böse Zungen behaupten freilich, der Graf hätte diesen cherubinischen Gesang bei einem verwegenen Jüdchen in Wien bestellt, allein niemand zog genauere Erkundigungen ein und sie wurden auch nicht verlangt. Dafür wurde der von dem Wiener Juden gar nicht so übel gefälschte cherubinische Gesang von Petersburger Sängern in der Hauskapelle der Gräfin Antonida prächtig aufgeführt . . . Mit einem Wort: jeder war bemüht, in Gegenwart der Gräfin Antonida wenn auch nicht gerade fromm und gläubig zu sein, so doch wenigstens dafür zu gelten, um ‚etwas von ihrem Segen aufzuschnappen‘ (so nannten es die damaligen Zyniker), aber keinem gelang das ‚Schnappen‘ so gut wie dem Grafen Wassilij Alexandrowitsch. Er war gläubiger als alle und daher der Gräfin näher und teurer als die übrigen. So ist es leicht zu begreifen, daß es ihr schmerzlich war, zu denken, die Seele dieses Mannes würde sich in der Hölle quälen müssen, denn sie war fest davon überzeugt, daß Lutheraner keinen andern Platz im Jenseits erlangen könnten.

Der Graf unternahm nichts, diese Ansicht zu widerlegen: er teilte offenbar die Befürchtung, in die Hölle zu kommen, allein er konnte seinen Glauben nicht ändern, denn es war seine Überzeugung, daß ein ehrenhafter Mensch verpflichtet sei, in der Religion, in der er geboren, auch zu leben und zu sterben. Damit bezeige eben der ehrenhafte Mensch der Religion seiner Eltern den Respekt . . . Es kam zwar ein ziemlicher Unsinn bei diesen Erörterungen heraus, aber man nannte das ‚Regeln‘ — und somit galt die Sache für richtig.

Eine Abweichung von diesen Regeln hielt der Graf nur in dem einen Falle für gerechtfertigt, wenn für einen Menschen neue Verpflichtungen einem Wesen gegenüber entstünden, mit dem er jene volle Einigung suchen müsse, um deretwillen dem Menschen geboten ist, ‚Vater und Mutter zu verlassen‘. Ein solches Wesen war, versteht sich, die Gattin. Der Graf, der die Institution des Familienlebens hochhielt, sagte, daß er es für im höchsten Maße gefährlich halte, wenn Mitglieder der gleichen Familie verschiedenen religiösen Ansichten huldigten und zu verschiedenen Kirchen gehörten.

Mithin war klar, daß es nur ein Mittel gab, diesen Menschen zu retten: indem man ihn mit einem rechtgläubigen Mädchen verheiratete. Leider jedoch hielt der Graf diesen Gedanken für verspätet, da er Witwer sei und schon an die Fünfzig zähle.

Wie oft auch Gräfin Antonida das Gespräch mit dem Grafen auf dieses Thema lenkte, er blieb unerschütterlich und wies mit ernsthafter Bescheidenheit

darauf hin, daß sein Sohn aus erster Ehe sich bereits anschicke, die Epauletten anzulegen.

Daß er der Fürstin Warwara Nikanorowna den Hof gemacht und insbesondere seinen abgewiesenen Antrag hielt der Graf selbstverständlich aufs peinlichste geheim — davon wußte niemand etwas außer Großmutter, und die war nicht weniger zurückhaltend als der Graf. Außerdem hätte es wohl auch möglich sein können, daß man ihr nicht geglaubt, wenn die Fürstin etwas darüber hätte verlauten lassen. Denn damals, als er sein Attentat auf die Hand der festen und selbständigen Fürstin versuchte, hatte der Graf keinerlei Gehilfen gebraucht: da hatte er selber handeln müssen; im gegenwärtigen Falle aber schlug er eine neue, wesentlich gefahrlosere Taktik ein. Denn er überließ es jetzt Gräfin Antonida, alles zu lenken, und vertraute ihr die ganze Führung der Angelegenheit an: sie mußte die Gedanken der Prinzessin in Erfahrung bringen und ihr diesen Plan nahe legen; sie mußte sie auf ihre Seite bringen, und erst als der Graf sich davon überzeugt hatte, daß die Prinzessin im Falle einer positiven Frage eine positive Antwort im erwünschten Sinn erteilen würde, überließ er es der Chotjetowa, sie für eine Ehe mit ihm zu gewinnen; er brauchte nur einzuwilligen oder auch nicht einzuwilligen.

## II

Es stellte sich heraus, daß der Plan bis in die letzte Einzelheit richtig war und daß die Ausführenden an Kühnheit und Takt alle Erwartungen des scharfsinni-

gen Grafen übertrafen. Von allen Glockentürmen läutete es, daß die Fürstin eine böse und schlimme Frau sei und vermutlich eine Freidenkerin: die Lage ihrer Tochter wurde als kläglich und des Schutzes bedürftig hingestellt. . . Während dieser Zeit schien der Graf dem Unternehmen so fern zu stehen, als nur irgend denkbar: er suchte die Ehotjetowa seltener auf als vorher, die Fürstin Warwara Niskanorowna dagegen häufiger, und diese letztere offenbarte ihm mit flammendem Entzücken ihre Freude darüber, daß sie Tscherwew entdeckt habe.

Zur Ehre des Grafen sei gesagt, daß er zuzuhören und wohl abzuwägen verstand, was andere interessierte. Die Fürstin fand hohe Befriedigung darin, mit ihm von den Hoffnungen zu sprechen, die sie auf Tscherwew gesetzt, und er zerstörte diese Hoffnungen keineswegs, sondern bestärkte sie sogar zum Theil. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Fall vollkommen aufrichtig war. Als Deutscher war er ja imstande, überall zu intriguen; wo es sich um die Sache der Erziehung handelte, hätte er jedoch kein lügnerisches Wort sagen können.

Mit einem Wort, die Fürstin stand während dieser ganzen Zeit in bestem Einvernehmen mit dem Grafen, und dabei zog sich doch immer dichter und dichter das Netz einer geschickten Intrigue um Großmutter, das von ihr einfach nicht bemerkt wurde. Wie groß war daher ihr Erstaunen und ihr Unwillen, als jene anderen aus dem Verborgenen hervortraten und plötzlich zur Attacke übergingen.

Großmutter wurde überrumpelt. Das spielte sich auf einem großen Ballabend ab, dem sowohl die Fürstin als auch ihre Tochter beiwohnten. Der Brautwerber, von dem man im Hause der Chotjetowa gesagt hatte, „daß man ihm nichts abschlagen könne“, näherte sich der Fürstin mit einem Lächeln und sagte: „Ich komme als Brautwerber, Fürstin.“ Er fügte, um die Bedeutung dieser Worte zu mildern, den bekannten volkstümlichen Ausdruck hinzu: „Sie haben die Ware, ich habe den Käufer.“

Das kam so unverhofft, daß es die Fürstin verblüffte. Ihre Tochter befand sich in dem Augenblick nicht an ihrer Seite, sondern tanzte in einem der Säle.

Die Fürstin blickte dem Sprecher, der vor ihr stand, ins Gesicht und las in seinen Blicken, daß man sie vor ihm verleumdet habe: denn in den liebenswürdigen und ein wenig gelangweilten Augen blitzten kaum merklich die bekannten frostigen Lichter.

Großmutter entgegnete ebenfalls mit einem Spruch aus dem Volksmund: „Nach dem Boten zu schließen, ist der Käufer wertvoller als die Ware; allein lebendige Ware muß für sich selbst aussagen.“

„Ihre Tochter ist einverstanden: bitten Sie die Prinzessin her.“

Die vom munteren Tanz erregte Prinzessin erschien. Sie wurde gefragt und war einverstanden. Und wer war der Bräutigam? Die Fürstin erblickte Funkenhof und wollte ihren Augen nicht trauen. Ihr schien plötzlich, daß alle ihre Gefühle sie täuschten, daß das nicht die Wahrheit sein könne, sondern nur ein sinnloser

Traum, in dessen Banden sie läge und in dessen Banden sich auch die andern befänden, die jetzt herbeieilten, ihr sowie der Prinzessin und Funkendorf zu gratulieren.

Es war kein Traum, es war die allerwirklichste Wirklichkeit, deren ganze Gewalt und ganze Bedeutung die Fürstin erst begriff, als sie, erschöpft von der Rolle, die sie während des ganzen Abends hatte spielen müssen, sich in ihren Wagen setzte, den Kopf der Tochter mit den Händen umschlang und an die Brust drückte und in Tränen ausbrach.

Die Prinzessin war viel ruhiger, — das war begreiflich: Großmutter suchte in allem, was sich zuge tragen hatte, ihre eigne Schuld, die Prinzessin aber sah in dem Geschehenen nichts, als daß sie recht behalten und triumphiert hätte und daß ihr Leben in dem Hause, dessen Bräuche ihr nicht gefielen, sie peinigten und auch fürs weitere nichts als Unangenehmes versprachen, jetzt sein Ende finden würde. Die Fürstin sah in dem heutigen unerwarteten Vorfall eine entsetzliche Hinterlist, die vor nichts Halt gemacht hatte; die Prinzessin aber gewahrte in allem edelmütigen Beistand, den man ihr in ihrem schweren Lose hatte zuteil werden lassen. Die Fürstin empfand vor der Handlung dieses Menschen, der mit seiner Hand und seinem Antrag von ihr zu ihrer Tochter geeilt war, einen unbeschreiblichen Ekel; die Prinzessin dagegen ahnte nichts davon und konnte wohl auch nicht die ganze Bedeutung des Schrittes, dem sie soeben unwiderruflich zugestimmt hatte, erfassen.

„Nastja! meine Liebe!“ rief die Fürstin, ihre Tochter leidenschaftlich an sich pressend: „Man trennt uns . . .“

Die Prinzessin begann leise zu weinen.

„Man hat dich betrogen, Nastja . . . mich betrogen . . . uns alle betrogen!“

„Wer, Mama?“ flüsterte die Prinzessin.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wer; aber betrogen!“

Die Fürstin ließ den Kopf ihrer Tochter aus ihren Armen, verhüllte das Gesicht mit den Händen und begann aufs neue in ihr Tuch zu weinen.

„Ich weiß nicht, wer,“ fuhr sie nach einer Minute, ein wenig ruhiger geworden, fort, „dir ist es vielleicht besser bekannt.“

Bei diesen Worten wandte sich die Fürstin jäh ihrer Tochter zu: diese saß in eine Wagenecke geschmiegt stumm da und sagte nach einer Pause:

„Ich weiß nichts.“

Im Ton dieser Antwort lag keine Aufrichtigkeit, ja, sie klang geradezu unwahr.

„Hast du vielleicht über mich bei irgend jemand geklagt?“

„Nein.“

„Vielleicht vor der Tante . . . Gräfin Antonida Pawlowna?“

„Nein, Mama, — ich habe zu der Gräfin nichts gesagt.“

Da zog Großmama die Prinzessin aufs neue in ihre Arme, seufzte und küßte sie auf Stirn, Augen

und Lippen; darauf bekreuzte sie ihre Tochter: sie hatte ja nur zu deutlich gehört, daß sie log, und wollte sie nicht weiter ausfragen.

Der Wagen hielt vor der Freitreppe, sie traten in den weitläufigen Eingang und stiegen nebeneinander die Treppe hinauf.

Nachdem sie den Saal und die Gastzimmer durchschritten, machte die Fürstin vor der Tür ihres Schlafzimmers Halt und fragte:

„Bist du müde, Nastja?“

„Ja, Mama.“

„Lebwohl; geh in dein Zimmer.“

„Bekreuzen Sie mich doch.“

„Ach ja: verzeih!“

Sie trat zu ihrem Ikonenschrein, entnahm diesem ein kleines silbernes Heiligenbild, das man zusammenklappen konnte, segnete mit diesem die Braut und sagte: „Nimm das: vor diesem Bild hat dein Vater eine Stunde vor seinem Tode gebetet: bete auch du, — das Gebet reinigt das Herz.“

Mit diesen Worten segnete Großmutter ihre Tochter, küßte sie aufs Haupt, nahm eine weiße Rose von ihrer Brust und befestigte die Blume in dem Schrein auf der Stelle, wo das zusammenlegbare Heiligenbild gehangen hatte.

Die Prinzessin war wieder den Tränen nahe: sie umarmte die Mutter, küßte sie und ging hinaus, in der einen Hand die brennende Kerze, in der andern das Heiligenbild.

Schweigend stand die Fürstin da und blickte nur

immer die Tür an, durch welche die Tochter hinausgegangen war.

Großmutter's Gemütsverfassung war offenbar sehr gedrückt, — sie sprach wohl mit niemand darüber, allein man konnte dieses Bangen deutlich aus einer ganzen Reihe nicht völlig korrekter und keineswegs überlegter nervöser Handlungen ersehen, die sich folgendermaßen abspielten.

Zuerst blieb die Fürstin, wie Olga Fedotowna erzählte, sehr lange auf dem Fleck stehen, auf dem sie ihre Tochter bekreuzt und wo sie ihr das Heiligenbild gegeben hatte. Während dieser ganzen Zeit schien sie wie erstarrt zu sein: sie hielt die Augen fest auf die Tür gerichtet und hörte nicht einmal, wie Olga Fedotowna ihr zweimal den Vorschlag machte, sie auszufliehen.

Plötzlich aber erbebte sie ohne sichtbare Ursache so heftig, daß sie ins Schwanken kam; bei dieser Gelegenheit gewahrte sie Olga, sah sie zornig an und fragte: „Was willst du hier . . . spionierst du am Ende?“

„Ich bin da, um Sie auszukleiden.“

„Schön; ich will mich ausziehen.“

Als jedoch Olga Fedotowna sich an Großmutter's Nachttoilette machen wollte, warf die Fürstin, die mit dem Rücken gegen sie stand, die Hände in die Luft, preßte sie auf ihrem Hinterkopf zusammen und rief laut: „Es ist schwer, Herr, erbarme dich mein!“ und ließ sich darauf in einen Sessel sinken.

Einige Minuten später schritt sie bereits völlig ausgekleidet durchs Zimmer, fiel geradezu ins Bett und

befahl, die Kerze fortzunehmen. Kaum jedoch war Olga hinausgegangen, da klopfte Großmutter an die Wand. Olga kehrte zurück und stellte sich am Fußende des Bettes auf. Die Fürstin lag zur Wand gekehrt, wandte sich auch nicht um, sondern fragte: „Weißt du schon?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Unsere Prinzessin wird heiraten.“

Olga Fedotowna fragte nicht, wer der Bräutigam sei, Großmutter erklärte es ihr selbst: „Die Prinzessin wird den Grafen Funkenendorf heiraten. Hörst du es?“

„Ja.“

„Gefällt dir das?“

Olga schwieg.

„Dem alten Kater eine junge Maus . . . Ja, ja, auch alte Kater können geschickt sein.“

Olga erzählte mir weiter: „Ganz still begab ich mich nach diesen Worten hinaus, aber ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und hörte, daß auch die Fürstin keinen Augenblick Ruhe fand; morgens stand sie früher auf als ich und war überaus zornig. Ich mußte, daß es in solchen Augenblicken nicht gut war mit ihr zu sprechen, und lief zur Prinzessin, um zu erfahren, was geschehen sei. Die Prinzessin hatte nur das Oberkleid abgestreift und lag, ganz wie sie gestern angezogen gewesen, auf ihrem Bettchen und schlief. Da ich hier nichts erfahren konnte, lief ich zu Patrikej Semjonnytsch, um mit ihm zu beraten, allein da stieß ich im Eckzimmer auf eine schreckliche Szene. Die Fürstin stand — was noch nie geschehen war —

in ihrer Morgenkapotte da, vor ihr aber froch das arme Sigotchen auf den Knien und rang seine Ärmchen und hob sie zum Himmel und weinte.

„Excusez-moi!“ schrie er, „excusez!“

Ich erriet selbstverständlich, daß es sich hier nicht um Gesundheit oder Krankheit, sondern um etwas Wichtigeres handle, und versteckte mich schnell hinter der Tür; als die Fürstin endlich Sigotchen entlassen, erwischte ich ihn im Korridor am Ärmel und fragte: „Was hast du angestellt, du Unsinniger?“

„Ach,“ entgegnete er, „chère Olga Fedott, jetzt bin ich selb Aufpramm, Waschblöl und ölzene Weib: ich abe Brief getrag.“

„Was für einen Brief? wohin?“

„Viel, viel Brief getrag.“

„Wohin und von wem, Dummkopf?“

„Von princesse . . .“

Da wurde ich zornig.

„Ach, du Maulaffe!“ sagte ich. „Ganz recht“, sagte ich, „hat Patrikej Semjonytsch gehabt, als er sagte, du wärest ein Postillon, — so ist es auch! Wie,“ sagte ich, „hast du dich unterstanden, so etwas zu tun? Du verdienst, daß man dich sofort aus dem Hause triebe und vom Hunde wegzagen ließe. Ist es denkbar, Briefe von einer Jungfrau einem Manne zu überbringen?“

Aber da schwor er bei Gott: „Nein, nein, nein,“ sagte er, „chère Olga Fedott, — zu keine Mann, sondern zu comtesse.“

Da erriet ich, daß er die Chotjetowsche meinte, und

wurde ruhiger, freilich fragte ich ihn zuvor: ‚Hat dir die Fürstin verziehen?‘

Er antwortete: ‚Verzieh’n; doch,‘ sagte er, ‚ich müssen nach solch eine révolution, — excusez!‘

‚Verkriech dich lieber schnell und komme ihr heute mit den Kindern möglichst wenig unter die Augen, — heute wird es hier noch viel gewittern.‘

Er aber plapperte nur: ‚Verstehn, verstehn alle, excusez!‘ und lief fort.“

12

Olga Fedotowna war ein gutes Barometer zur Vorhersage der häuslichen Atmosphäre: mit Recht hatte sie ein Gewitter vorausgesagt und gab sich vergebens Mühe, es mit einem Ratschlag ähnlicher Art, wie sie ihm Sigot erteilt, abzuwenden, oder mit Mahnungen, ‚die Fürstin nicht zu ärgern‘, die sie dem ganzen Hause zuraunte. Großmutter, die noch am Abend zuvor Gott selbst angerufen, daß ihr schwer zumute sei, war durch den gestrigen Vorfall zu sehr mit Elektrizität geladen und konnte nicht anders als losbrechen. Das Geständnis, das sie am Morgen Sigot entrissen, mußte die Ladung nur noch verstärken: Sigot hatte gestanden, daß er jeden Sonntag, wenn er sich zu seinen Compatrioten begeben, Briefe von der Prinzessin an die Chotjetowa gebracht habe. Und daß er das nicht etwa aus Lust an Intrigue noch aus Eigennuß, wie überhaupt aus keinerlei üblem Anlaß getan, sondern par pitié. Die Fürstin schenkte ihm Glauben, denn es hatte sich in der That so verhalten; nichtsdestoweniger aber mußte

sie hierbei entdecken, daß man sie in ihrem eigenen Hause mit systematischer Spionage verfolgt habe, und zu wessen Nutzen? zu dem ihrer eignen Tochter! . . . Wie immer sie das auffassen wollte, es mußte sie in jedem Falle beleidigen . . . Sie sah nur zu klar ein, wer hier der Drahtzieher gewesen war, und stellte darum am Morgen kurzerhand das Kreuzverhör mit dem vom Grafen in ihr Haus geschafften Mr. Gigot an. Von der Zuverlässigkeit der andern war sie überzeugt, einzig und allein Gigot konnte infolge seiner Unvernunft etwas Derartiges par pitié getan haben.

Allein auch in diesen Minuten höchster Erbitterung war doch noch so viel Gerechtigkeitsgefühl in der Fürstin, daß sie, nachdem sie das Vergehen des armen Franzosen recht erwogen, ihm verzieh und ihm sogar verbot, Beweise zu erbringen, wer ihn dazu veranlaßt hatte. Freilich konnte jener, der die Ursache von allem gewesen war, einen schönen Empfang gewärtigen.

Prinzessin Anastasia kam an diesem Tage lange nicht zum Vorschein. Sie war spät erwacht und fühlte sich nicht recht wohl. Großmutter suchte die Tochter in ihrem Zimmer auf und riet ihr, da ihr schien, daß die Prinzessin an einer Art Fieber leide, bis zum Mittagessen im Zimmer zu bleiben, ja, wenn sie wolle, den ganzen Tag dort zu verbringen.

Das wollte die Prinzessin nur zu gern und machte daher mit Freuden von der mütterlichen Erlaubnis, allein zu bleiben, Gebrauch. Sie hatte ja auch genug nachzudenken, obwohl uns das, woran sie dachte, gleichgültig sein kann.

Die Fürstin begab sich in die Empfangszimmer und nahm dort, wie es ihre Gewohnheit war, mit einer Arbeit Platz. Ohne Arbeit konnte sie nie sein und kummerte sich wenig darum, ob es für schicklich oder unschicklich gehalten wurde, in Gegenwart von Gästen zu arbeiten. So saß die Fürstin still und nachdenklich da, arbeitete schweigend und war anscheinend ganz ruhig. Sie empfing mehrere Personen, die gekommen waren zu gratulieren, und war mit allen freundlich und liebenswürdig, so daß der Empfang eine besondere Ruhe und Wärme zu atmen schien; sie überhörte ganz offenbar jede Ironie und Verspottung, freilich wollte sie von weitschweifigen Gratulationen nichts wissen: „Schon gut, schon gut, — ich glaub es . . . ich danke“, entgegnete sie, und bat den Besuch, Platz zu nehmen.

Allein das war die Stille vor dem Sturm. Kaum zeigte sich in der langen Enfilade der weitoffenen Zimmer die imposante Figur des Grafen Funkendorf, da begannen rosige Flecken über Großmutter's Gesicht zu huschen, — doch hielt sie sich zunächst noch zurück und küßte den Grafen zur Erwidern seines Handkusses auf die Wange, wobei sie neckend sprach: „Bester Schwiegersohn, ich habe Sie eigentlich früher erwartet.“ Sie nagte bei diesen Worten ein wenig an der Unterlippe und hörte aufmerksam zu, wie Funkendorf sich damit entschuldigte, daß er morgens in einer wichtigen Angelegenheit ins Kabinett zitiert worden sei.

„Ich scherzte nur: Sie sind ja ein vielbeschäftigter

Mann“, entgegnete die Fürstin, indem sie sich den andern zuwandte.

Sie glaubte seiner Ausrède nicht und suchte in Gedanken nach dem wirklichen Grunde, warum der Graf, nachdem er ihr gestern so mitgespielt, heute nicht vor allen andern gekommen war, sich mit ihr ohne Zeugen zu besprechen, sondern im Gegentheil eine solche Zusammenkunft offenbar hatte hinauszögern wollen. Und dieser Grund wurde alsbald klar: gleich hinter dem Grafen erschien in der Ferne der Enfilade Gräfin Antonida Pawlowna. Da erriet Großmutter, daß der Graf und die Gräfin vereinbart hatten, hier zusammenzutreffen. . . Des Grafen Absicht war natürlich gewesen, sich hinter der Gräfin zu halten, und er war nur aus Unvorsichtigkeit ein wenig vor ihr gekommen, oder sie hatte sich, entgegen der Verabredung, verspätet.

Als Warwara Nikanorowna den neuen Besuch bemerkte, erhob sie sich und ging einige Schritte entgegen.

Gräfin Antonida war ungemein würdig, es wehte von ihr ein frostiger Hauch; übrigens war ihre im allgemeinen wenig veränderliche Miene dieses Mal fast triumphierend: die dünnen Zöpfchen an ihren Schläfen waren ordentlich fester geworden, die prallen Bäckchen brannten mit rosigem Unterton unter der braunen Haut, ihre stets erstaunlich sauberen Hände glänzten vor Glätte, ihr Gewand rauschte. Die Gräfin war nicht allein: hinter ihr her bewegten sich zwei Gardedamen aus ihrem Hofstaate; sie trugen einen großen,

wie man sah, ziemlich schweren prachtvollen Korb, über welchem ein breites Stück weißen Battistes lag.

Großmutter begriff, daß diese Damen, mit deren Beihilfe das Geschenk herbeigeschafft wurde, hier ebenfalls nur die Rolle von Wandschirmen spielen sollten, weil man sich durch eine solche vielköpfige Schar gegen Großmutter's Schroffheiten schützen wollte. Das kam der Fürstin komisch vor, und alsbald hörten die rötlichen Flecken auf ihrem Antlitz zu wandern auf und blieben stehen. Und nun traf sie mit der Frau zusammen, die ihr diesen unerträglichen Schlag versetzt hatte.

Die Gräfin reichte als erste Großmutter die Hand, allein sie blickte sie nicht an, ihr Blick glitt vielmehr über ihre Schulter hinweg. Es war ganz klar, daß sie mit den Augen die Prinzessin suchte, doch da sie diese nicht fand, mußte sie das Wort an die Fürstin richten: „Verzeih . . . ich dachte: in einer solchen Minute . . . du wirst es mir nicht übel nehmen . . .“

Niemand außer ihrem Gatten, ihren Eltern und den Bauern hatte zur Fürstin jemals du gesagt, — dies war der erste Versuch, diese Form im Umgang mit Großmutter anzuwenden; aber Großmutter ertrug auch das, erwiderte jedoch der Gräfin Antonida mit Sie.

„Übel nehmen? weswegen? Ich bin erfreut . . .“

„Was macht die Tochter?“ fuhr die Chotjetowa fort; sie ließ die Worte nachlässig fallen und musterte die Anwesenden: „Entschuldige . . . ich wollte euch gratulieren . . .“

„Ich danke Ihnen . . .“

„Ja, bemüß dich nicht . . . ich fuhr morgens zur Messe . . . betete . . . suchte euch in der Kirche, konnte euch aber nicht erblicken . . . Seid ihr am Ende nicht dort gewesen? Darauf fuhr ich nach Hause und suchte . . . einige Kleinigkeiten . . . für die Braut zusammen . . . Du gestattest doch?“

„Was Sie wünschen.“

„Aber wo ist sie denn, die Prinzessin? . . .“

„Sie ist . . . in ihrem Zimmer.“

„Am Ende gar krank?“

„Ja.“

„Dann will ich zu ihr . . . Ich hoffe, ich darf doch?“

„Oh, natürlich.“

Die Gräfin setzte sich in Begleitung ihrer Assistentinnen, gefolgt von Großmutter, in Bewegung; die Gäste, die sahen, daß die Hausfrau in Anspruch genommen war, umringten alsbald den Grafen mit ihren Glückwünschen, die darzubringen er diesmal gestattete.

Die Gäste waren so lebhaft und vergnügt, daß ihnen schien, als wäre Fürstin Warwara Nikanorowna mit ihrem Besuch nicht länger als eine Minute bei ihrer Tochter gewesen. Als sie jedoch jetzt zurückkehrten, waren sie kaum wiederzuerkennen: weder die Hausfrau noch der Gast; ja, selbst die Assistentinnen der Gräfin waren plötzlich verrunzelt wie Morcheln und flogen hinter der Gräfin her, die Hals über Kopf durchs Zimmer brauste und erst, nachdem sie die Salonschwelle überhüpft, sich umdrehte, mit dem Fuß über den Teppich fuhr und dabei sagte: „Ich schüttle den Staub von meinen Füßen.“

Darauf wandte sie sich wieder um und entfernte sich.

Die Fürstin gab ihr nicht das Geleite: schweigend saß sie in einer Divanecke und atmete schwer; ihre Finger zerknitterten einen Fächer.

Die Gäste schauten einander an und verließen einzeln still den Raum. Die Fürstin hielt sie nicht zurück. Sie war nun mit dem Grafen allein, der mit seiner Lage ebenfalls nicht recht zufrieden schien und eigentlich nicht wußte, was er mit der erzürnten Fürstin beginnen sollte. Ich denke, er muß in dem Augenblick sehr froh gewesen sein, daß er sich nicht mit ihr, sondern mit ihrer Tochter vermählen würde.

„Was ist geschehen?“ flüsterte er weich und einschmeichelnd.

Die Fürstin antwortete nicht und fuhr fort, sich erregt zu fächeln.

Nachdem der Graf einen Augenblick gewartet, wiederholte er die Frage.

„Es ist etwas sehr Einfaches geschehen“, entgegnete Großmutter. „Ich liebe es nicht, wider meinen Willen gedemütigt zu werden.“

„Sie gedemütigt . . . wer wagte das?“

„Da . . . die Gräfin . . .“

„Die Gräfin?“

„Gewiß; sie ist fromm . . . das bestreite ich nicht: ich bin eine Sünderin und richte keinen Menschen . . . Sie haben mir hier kein Wort darüber gesagt, daß die Hochzeit so schnell von statten gehen soll . . . Ihr Brautwerber will Ihnen selber den Segen erteilen?“

Selbstzufrieden errötete der Graf und verneigte sich.

„Je nun, zu seiner Abreise wird von meiner Seite aus alles fertig sein; allein der Gräfin war auch das noch zu wenig, . . . für mich zu entscheiden und an meiner Stelle alle Anordnungen zu treffen; . . . sie wagte es sogar, mir in Gegenwart meiner Tochter vorzuhalten, daß ich heute hätte zur Kirche fahren müssen . . . Sie war da, ich aber . . .“

„Was geht das die Gräfin an?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht . . . allein ich bin die Mutter: warum mich in den Augen der Kinder herabsetzen? Ich entgegnete ihr, daß auch ich am Vormittag beschäftigt gewesen sei: sie hatte für Nastjenska gebetet und dem Kloster eine Zuwendung gemacht, ich aber schrieb derweilen meinem Verwalter, er solle den hungernden Chotjetowschen Bauern ein Viertel Korn zu Nastjas Gesundheit schenken . . . So hat jede von uns das Ihre getan . . .“

„Und das haben Sie ihr gesagt?“

„Gewiß; warum nicht: ist es etwa kränkend?“

„Hm . . . nein . . . versteht sich: aber es ist ihr immer unangenehm, von den Hungernden zu hören . . .“

„Das glaube ich gern, Graf . . . hungernde Bauern sind sehr unangenehm, allein auch mir, Graf, ist vieles sehr unangenehm . . .“

Der Graf neigte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Sehr, sehr unangenehm, Graf, aber ich bemühe mich, alles zu ertragen; und ich gebe Ihnen meine Tochter, Graf; und, Graf, ich werde meiner Tochter nicht nur all das geben, was ihr zukommt, sondern geben, was ihr nicht zukommt; ich werde

ihr alles geben, was ich überhaupt geben kann, Graf!“

Der Graf neigte sich noch tiefer und preßte seine Lippen auf die Hände der Fürstin.

„Alles, alles werde ich ihr geben, Graf; viel geben: Ihre Grenzen abrunden... Es sind schöne Besitzungen... die Erde wie Sammet, Fischereien, Wald und tüchtige, wohlhabende Bauern...“

Während sie dieses mit freier und lauter Stimme sprach, preßte die Fürstin immer stärker und stärker die Hände des Grafen, der Druck nahm bei den letzten Worten noch zu, dann aber senkte sie die Stimme und fügte hinzu: „Wenn aber, Graf, einmal Ihre für Sie allzu junge Frau Ihrer überdrüssig werden und zur Seite schielen sollte, dann würde ich nicht mehr in der Lage sein, Ihnen zu helfen, dann wenden Sie sich nur an die Gräfin Chotjetowa, — mag die für Sie beten.“

Bei diesen letzten Worten schleuderte Großmutter die Hand des Grafen verächtlich aus der ihren, ließ ihn mitten im Salon stehen und begab sich in die inneren Gemächer.

13

Mit solchen Ausfällen schaffte sich die Fürstin Erleichterung und verbrachte den Rest des Tages in viel ruhigerem Zustande; abends aber gab es im Hause einen Auftritt, der sie sogar zum Lachen brachte. Sigot hatte die Unvorsichtigkeit begangen, Rogoschin von seiner Missethat zu erzählen, worauf dieser ihm mit

Ermahnungen kam, die damit endeten, daß die beiden miteinander ins Raufen gerieten. Auf das schreckliche Geschrei hin lief Großmutter ins Speisezimmer und sah dort den Franzosen und Donquijote, beide mit Kupferstangen aus den Fenstervorsätzen bewaffnet, einander mit schrecklichem Geschrei um den Eßtisch verfolgen. Beim ersten Blick auf die Balgerei konnte man erraten, daß Rogoschin der Angreifer war und daß Sigot vor ihm flüchtete. Rogoschin schrie „Spion, Spion“ und machte dabei meterlange Schritte, wobei sein Auge gräßlich funkelte, Sigot aber war schon ganz rot und rollte wie eine Kugel vor ihm her und kreischte verzweifelt: „Kutts—scheer!“

Raum hatte Sigot den Eintritt der Fürstin wahrgenommen, da stürzte er sofort hilfesehend auf sie zu.

Großmutter mußte lachen, sie verbarg Sigot hinter ihrem Rücken, deckte ihn mit ihren Armen und sagte zu Rogoschin: „Schämst du dich nicht: willst du ihn abmurksen?“

Donquijote entgegnete nichts, er atmete schwer, sein smaragdenes Auge blitzte, Sigot aber zitterte heftig und klammerte sich mit bebenden Händen an Großmutter's Rock.

„Schließt sofort Frieden!“ befahl die Fürstin. „Hört ihr? sofort wird Friede geschlossen: ich verlange das.“

Beim Wort ‚verlange‘ trat Sigot unverzüglich vor, rief: „à la bonne heure“ und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf Rogoschin los; der aber wich zurück, richtete das Haupt hoch auf und zischte: „Ich schließe keinen Frieden mit Spionen.“

Nur mit Mühe und Not gelang es der Fürstin, Rogoschin davon zu überzeugen, daß Sigot bei diesem Vorfall keineswegs als erkaufter Spion mitgewirkt, sondern nur die Rolle des Dummen gespielt habe, — und sie zwang die Feinde, sich zu küssen. Sigot erfüllte das Verlangen gern, Rogoschin aber bot ihm nur trocken seine Wange. Nachdem dies geschehen, befahl Großmutter, einen jeden in sein Zimmer abzuführen, — Patrikej übernahm Donquijote, während Olga Sigot fortbrachte.

Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Dorimedont Wassiljewitsch hatte sich allerdings davon überzeugen lassen, daß es keinen Zweck hätte, etwas von der ‚Schöpfenkeule‘ zu verlangen, hielt sich jedoch für um so berufener, Gräfin Antonida und den Grafen zu bestrafen, und führte sein Vorhaben auch aus. An die erste richtete er ein ‚Pamphlet‘ und veranlaßte denselben Sigot, dieses Pamphlet in einem versiegelten Kuvert der Gräfin zuzustellen, und zwar war dieses die unerläßliche Bedingung, unter welcher allein er sich für die Integrität des Franzosen verbürgen wolle. Im entgegengesetzten Falle drohte er, zu einem günstigen Zeitpunkt, wenn die Fürstin nicht zu Hause sein würde, ihm das Fell zu gerben.

„Du mußt wissen,“ sagte er, „daß, wenn du auch nur ein halber Spion oder ein dreiviertel Spion oder vielleicht sogar ein ganzer bist, ein ehrlicher Mensch dich trotzdem prügeln kann.“

Sigot sah sich gezwungen, Rogoschins Forderung auszuführen, und stellte der Gräfin das Kuvert zu,

das sie alsbald erbrach, weil sie darin einen Brief der Prinzessin zu finden glaubte.

Im Kubert befand sich folgender Sechszweiler, der sowohl der Gräfin Ehotjetowa als auch ihrem großen hungernden Dorf Ehotjetowo gewidmet sein konnte:

Hab ich auch das  
Ehotjetowo  
Schon lang gesehn nicht mehr,  
Sag ich doch, daß  
Ehotjetowo  
Wird stets unglücklicher.

Unterschrieben: „Verfaßt vom Edelmann Dorimedont Rogoschin.“

Gräfin Antonida fühlte sich von diesem Erzeugnis der Muse Donquijotes schrecklich gekränkt: die Anspielung auf die Nothlage ihrer Bauern, von der sie nie zu hören wünschte und mit der ihr Fürstin Warwara Nikanorowna in der letzten Zeit so viel Ärger gemacht hatte, brachte sie in solche Wut, daß sie unverzüglich Rogoschins Brief dem Stadthauptmann mit der Bitte zuschickte, sie vor dem ‚unerträglichen Frechling‘ zu beschützen; gleichzeitig aber ließ sie den Grafen rufen und beklagte sich bei ihm hitzig über seine Schwiegermutter.

Da der Graf nichts sehnlicher wünschte, als eine Versöhnung der sich befehdenden Parteien herbeizuführen, begab er sich sogleich zu Großmutter und fand sie in ihrem Kabinett eifrig beschäftigt: sie saß vor einem Haufen von Papieren bei der Arbeit, ein Projekt zusammenzustellen, wie sie die Prinzessin Ana-

stasia abfinden könne. Die Abfindung war in der That so nobel als nur denkbar. Großmutter, die gleichzeitig als Vormund die ihr vom Gesetz freigestellten Rechte wahrnahm, hatte den gesetzlichen Anteil ihrer Tochter in solchen Gegenden ausgewählt, wo diese Teile zwar mit dem gesetzlichen Ausmaß an Areal und Bevölkerungszahl übereinstimmten, an wirklichem Wert aber diese Ausmaße weit überstiegen. Die Fürstin hatte als Mitgift für ihre Tochter das Allerbeste gewählt. Ländereien, welche zu den neuen Besitzungen des Grafen am günstigsten lagen: die beste Erde mit guten Fahrstraßen längs den Ufern der schiffbaren Flüsse, alte Fruchtgärten, Mühlen, Stampfwerke, Graupenmühlen, Seen und kleine Buchten, ein Gestüt in Kasnowilje und ein Herrenhaus in Schachowo. Die Bauern in diesen beiden Dörfern waren begütert, denn außer den Herrschaftsländereien, die sie bearbeiteten, besaßen sie noch ausgedehnte eigene, die sie auf den Namen der Fürstin gekauft hatten, Speichergebäude in den Jahrmarktsdörfern und sogar Häuser in den Städten. Die Fürstin trug keine Sorge, daß sie mit dieser Abfindung etwa ihre Söhne benachteiligen könnte, denn ihrer Ansicht nach erhielten diese im Verhältnis zu ihrer Schwester ohnehin sehr viel, und außerdem rechnete die Fürstin damit, daß sie bis zu dem Zeitpunkt, da die beiden mündig wären, durch ihr sorgfältiges Wirtschaften das Vermögen der Söhne vermehren würde. Zudem hatte die Fürstin für die ‚ungeliebte Tochter‘ ihren eigenen Anteil hinzugefügt: um die für sie bestimmten Felder möglichst zusammen-

hängend abzutheilen, war die Großmutter darum eingekommen, man möge sie jetzt schon abfinden, damit sie bei einer neuen Vermessung die Intervalle in den töchterlichen Feldern auf Kosten ihres Witwenanteils ausgleichen könne.

Der Graf, der gekommen war, die Klage Gräfin Antonidas über Donquijote zu überbringen, traf Großmutter beim Abschluß dieser Arbeit, die nur noch in aktenmäßige Form gebracht werden mußte, weshalb denn auch vor der Fürstin ein Landmesser und ein Beamter standen. Als man der Fürstin berichtete, daß der Graf gekommen sei, ließ sie ihn sogleich in ihr Kabinett bitten und empfing ihn mit folgenden Worten: „Sie kommen wie gerufen, Graf: da schauen Sie, was ich aus dem väterlichen und meinem Vermögen für Nastjenska abgeteilt habe.“

Und sie breitete vor dem Grafen die Register aus und die Pläne, auf welch letzteren schon die Linien der projektierten Abfindung eingezeichnet waren.

Der Graf hatte natürlich keine Zeit, in alle Einzelheiten einzudringen, doch überzeugten ihn schon die Linien, die er auf den Plänen sah, davon, daß er als Mitgift viel bekommen würde, sehr viel, mehr als er erwartet, und jedenfalls mehr als er hätte erhalten können, wenn er statt der Prinzessin die Fürstin selber geheiratet hätte.

Er wiederholte aufs neue seine Dankesergüsse und küßte der Schwiegermutter die Hand, die Fürstin aber gab dem Beamten und dem Landmesser einen Wink, sie möchten die Papiere nehmen und alles so aus-

führen, wie sie es gesagt. Nachdem jene hinausgegangen waren, fragte sie:

„Sind Sie nun mit mir zufrieden, Graf?“

„Oh, Fürstin! . . .“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, aber mir scheint, daß ich meine Tochter nicht hintangesetzt habe.“

„Mein Gott! wer spricht davon, daß Sie überhaupt imstande wären, jemand hintanzusetzen. . .“

„Warum nicht? . . . ich bin ein Mensch wie alle . . . und bin imstande zu sündigen und zu irren; freilich liebe ich es nicht, mich lange schuldig zu fühlen, und wenn ich jemand gekränkt habe, möchte ich es immer möglichst bald wieder in Ordnung bringen und um Verzeihung bitten.“

„Sie machen mir eine große Freude, Fürstin.“

„Eine Freude?“

„Ja, Fürstin . . . ich wußte nicht, wie ich beginnen sollte: Sie haben es mir jetzt leicht gemacht.“

„Was soll das? was war es, womit Sie nicht zu beginnen wußten?“

Der Graf blickte sich um und flüsterte: „Sind wir allein, Fürstin?“

„Kein Fremder kann uns stören, — sprechen Sie!“

„Gräfin Antonida Pawlowna . . . Sehen Sie, kaum habe ich diesen Namen genannt, da werden Sie schon ärgerlich.“

„Nicht im geringsten.“

„Gräfin Antonida Pawlowna fühlt sich furchtbar gekränkt . . . und . . . wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll . . .“

„So einfach als möglich: sie fühlt sich gekränkt, wer hat sie gekränkt: ich etwa?“

„Nicht Sie, aber . . . Sie haben doch gewiß gehört, daß man ein abscheuliches Pasquill auf die Gräfin verfaßt hat . . .“

„Pfui! Nein, von Pasquillen will ich nichts wissen.“

„Peinlich ist jedoch, daß das Pasquill von hier stammt . . .“

„Woher, Graf?“

„Aus Ihrem Hause, Fürstin.“

Großmutter bewegte, wie es ihre Gewohnheit war, ablehnend den Finger und meinte, felsensfest von der Richtigkeit ihrer Worte durchdrungen: „Nein Graf, das ist nicht wahr, das kann nicht sein.“

Da zog der Graf statt jeder Antwort ein Papier aus der Tasche und reichte es Großmutter; es war eine Kopie der bekannten Verse von Rogoschin.

Die Fürstin überflog das Papier, runzelte die Brauen und las noch einmal laut: „Hab ich auch das Chotjetowo . . . sag ich doch, daß Chotjetowo, — Derscharwin hätte das besser gemacht. Im übrigen, Graf, werden Sie mir wohl die Frage gestatten, was mich dieses ‚Chotjetowo und Chotjetowo‘ angeht; aus welchem Grunde hielten Sie es für Ihre Pflicht, das mir zu übermitteln?“

„Rogoschin hat es doch geschrieben.“

„Nun, und? Habe ich etwa zu beantworten, was ein verrückter Mensch an irgend jemand zu schreiben beliebt?“

„Sind Sie davon überzeugt, daß er verrückt ist?“

„Hm . . . Ich meine, daß er ein wenig gestört ist; wenn Sie jedoch anderer Ansicht sein sollten, steht es Ihnen frei, ihn zu fordern.“

„Aber ich bitte Sie, Fürstin!

„Warum nicht? er wird sich nicht weigern.“

„Ich bitte Sie: das würde völlig gegen die Absichten der Gräfin sein . . . Ein Duell, das mit einem Totschlag endigen kann . . . Ich bitte Sie, ich bitte Sie! das verstößt ganz und gar wider ihre Regeln.“

„Nun wenn das wider ihre Regeln verstößt, wozu noch weiter darüber reden: ein Mensch hat sie beschimpft, was ist daran? auch Christus ist beschimpft worden. Ich kann Ihnen nur sagen: ich muß mich über Ihre Gräfin wundern, wie sie mit ihrer Heiligkeit keinem Menschen je verzeihen will.“

Der Graf war nachgiebig.

„Die ganze Sache ist natürlich, Fürstin . . . wenn er verrückt ist . . .“ sagte der Graf, aber Großmutter unterbrach ihn.

„Ja,“ sagte sie, „die ganze Sache ist, daß dies alles Unsinn und daß es schmähsch ist, wenn kluge Leute an solche Dinge ihre Aufmerksamkeit verschwenden . . .“

„Gewiß.“

„Ja; sagen Sie ihr, daß es ‚schmähsch‘ ist: möge sie sich ein Beispiel an der Kaiserin Katharina nehmen. Es wird ihr, glaube ich, bekannt sein, daß Katharina die Abscheulichkeiten, die man über sie schrieb, ungelesen zerriß und in den Ofen warf. Sagen Sie ihr das, und was mich betrifft, so weiß ich von diesem

Chotjetowo und Chotjetowo nichts als daß dort die Bauern mit dem Bettelsack auf den Landstraßen liegen . . . Ja, sagen Sie auch das, Graf: es ist schmachlich, silberne Säрге für Totengerippe machen zu lassen, wenn die Lebendigen Hungers sterben . . . Ich habe nichts weiter hinzuzufügen und habe auch keine Zeit dazu: meine Tochter heiratet in zwei Wochen, ich habe auch ohne Gräfin Antonida Pawlowna genug zu tun; sie soll klein beigegeben, — es gibt Menschen, die viel größere Kränkungen einstecken und sich nicht beklagen. Und nun leben Sie wohl! Dort warten bereits die Tapezierer. Kommen Sie doch zum Essen wieder!“

Die Fürstin entschuldigte sich und begleitete den Grafen nicht erst hinaus, sondern begab sich zur andern Thür; es war ihre Absicht, so schnell als möglich Rogoschin rufen zu lassen, ihm einen gehörigen Rüssel zu erteilen und ihn womöglich zu bewegen, Petersburg sofort zu verlassen.

„Es ist jetzt weder die Zeit, noch ist hier der Ort, über Albernheiten ins Reine zu kommen,“ überlegte die Fürstin, denn ihr war plötzlich durch den Kopf geschossen, daß die ‚Araktschejewzer‘, die immer auf der Suche nach außergewöhnlichen ‚Vorfällen‘ waren, sicher über diesen Unsinn erfreut sein würden. Sie könnten den armen Edelmann beschuldigen, daß er nicht nur ein Pasquillant wäre, der den obersten Stand schmähe, sondern daß seine Pasquille auch eine nachteilige Wirkung hätten: sie könnten imstande sein, die Macht der besitzenden Klasse über die Leibeigenen zu untergraben.

„Nein, besser, wenn es mir gelingt, ihn gutwillig von hier fortzubringen, wenn auch nicht gleich nach Hause, denn dort wird er ja ebenfalls vom Gericht verfolgt, aber vielleicht . . .“

In diesem Augenblick drang ein furchtbarer Krach an ihr Ohr, der die Wände des Hauses erzittern machte: man konnte annehmen, daß ein massiver schwerer Gegenstand zu Boden gefallen sei . . .

„Wahrscheinlich hat sich der große Kronleuchter losgerissen oder ist die Statue umgefallen!“ dachte die Fürstin und lief hastig zur Tür, aber dort gewahrte sie, wie Patrikej dem Grafen aufhalf, der nicht imstande war, sich zu erheben.

Großmutter eilte auf den Daliegenden zu und fragte: „Was ist Ihnen zugestoßen, Graf? . . .“

„Ich habe, scheint's, das Bein gebrochen“, entgegnete der Graf, der einen vergeblichen Versuch machte, aufzustehen.

„Schnell einen Arzt und einen Knocheneinrenker! Wie war es möglich, daß Sie hier stürzten?“

Die Fürstin blickte sich im Zimmer um und bemerkte erst jetzt, daß der lange schmale Teppich, der wie eine Straße durch den ganzen Salon lief, bis zur Hälfte zurückgezogen war und daß in der Lücke, durch die er gezogen worden, Rogoschin stand.

„Aus meinen Augen, Unleidlicher!“ schrie ihm die Fürstin zu und folgte alsbald den Bedienten, die den Grafen in einen der kleineren Salons trugen und dort auf einen Divan betteten.

Der Graf schwieg; die Fürstin war furchtbar erregt

und befahl, alles sorgfältig vor ihrer Tochter zu verheimlichen. Als der Knocheneinrenker erschien, empfing sie ihn mit den Worten: „Ich zahle Ihnen tausend Rubel, wenn der Kranke nach zwei Wochen gehen kann.“

Der Knocheneinrenker begab sich hinaus, untersuchte das Bein des Grafen, erschien darauf wiederum im Salon und befahl, daß man ihm ein großes Becken mit geschlagenem Seifenschaum bringe; darauf erklärte er der Fürstin, daß der Kranke nur eine geringe Verrenkung erlitten habe und schon nach einer Woche wieder gehen könne.

„Sie werden zweitausend statt eintausend erhalten“, versetzte die Fürstin und wohnte selbst der Operation bei, wie man dem Grafen nach alter Sitte das Bein einseifte und ihn die Bedienten nach der einen Seite zerrten, dierweil der Knocheneinrenker mit den bis zum Ellenbogen eingeseiften Armen ihn nach der anderen Seite riß: beim dritten Zerrn schnappte etwas dumpf, und der Graf schrie auf: „Sie haben mir das Bein abgerissen!“

„Das Bein ist in Ordnung“, entgegnete der Knocheneinrenker.

Und in der That, als es Abend wurde, konnte der Graf bereits im Wagen nach Hause fahren und war zwei Tage darauf schon wieder tapfer auf den Beinen; Rogoschin freilich traf er nicht mehr im Hause der Schwiegermutter an. Donquijote war noch am gleichen Tage, an dem er den Grafen zu Fall gebracht, indem er ihm den Teppich unter den Füßen weggezogen, aus

Petersburg fortgeschickt worden. Die Fürstin hatte ihn in aller Eile kommen lassen und ihm gesagt: „Dorimedont Wassiljewitsch, ich habe ein Anliegen an dich!“

„Das wäre?“

„Du mußt Petersburg ungesäumt verlassen... Nach Hause darfst du nicht zurückkehren, denn dort könnte man dich erwischen...“

„Das ist es eben.“

„Ja; daher schicke ich dich nach Kursk; begib dich dorthin zu Mesodij Mironytsch Ischertwew und teile ihm mit, daß ich ihn in Bälde aufsuchen und ihn bitten werde, meine Kinder zu unterrichten...“

„Die Fürsten?“

„Ja, die Fürsten.“

„Das ist gut: er weiß mehr als jener, der hundert Bücher auswendig gelernt hatte.“

„Vortrefflich: dann wird er vielleicht auch wissen, was er mit dir anstellen soll, denn hier kostest du mich bereits zu viel, und ich habe mit dir so viel Plackereien, daß ich nicht weiß, wo die Zeit hernehmen... Nimm Marja Nikolajewna mit und fahr zu, — sie sollst du aus Kursk weiter befördern, du selbst aber wirst bei Ischertwew auf mich warten.“

Rogoschin schnüffelte ein wenig herum, doch als bald ertönte sein bekanntes: „He, Einschlagzu!“

Die Klepper und Sänke hatten ihre Funktion nicht vergessen und waren bereits nach einer Stunde hinter dem Schlagbaum; sie nahmen ihre Richtung dem Fluge der Kraniche entgegengesetzt, die in Vorahnung des Frühlings nach Norden zogen.

• Nachdem die Fürstin diese Gäste abgefertigt, kam sie ein wenig zur Ruhe. Freilich erschien einige Tage darauf ein Polizist bei Patrikej, um nachzufragen, was für eine Person hier unter dem Namen eines Edelmannes Rogoschin wohne; allein Patrikej wußte, wie man mit Beamten umzugehen hatte: er gab ihm fünfundzwanzig Rubel und sagte, das sei ein geistesgestörter Leibeigener aus ihrer Gegend gewesen und er sei nun zu den heiligen Reliquien am Ufer des Weißen Meeres zur Heilung abgeschoben worden.

Weitere Nachforschungen nach Rogoschin fanden nicht statt, und im Hause ging alles wie am Schnürchen: die Mitgift stand bereit wie im Märchen, der Graf aber war besser auf den Beinen als je zuvor.

„Wie es sich gehörte, war er vor der Hochzeit sogar in den Händen des Knochenbrechers gewesen“, sagte Olga Fedotowna, die mit diesem Ereignis ihre Erzählung von der zweiten Protosanowschen Episode abzuschließen pflegte.

Der Graf heiratete Tautchen Anastasia. Während der Hochzeit ereignete sich nichts Bemerkenswertes: alles war prunkvoll und tadellos, es waren viele Gäste da, und es wurden viele Geschenke und viel Geld verteilt. Am dritten Tage nach der Hochzeit gab die Fürstin einen großen Ball, auf dem sie zugunsten der alten Zeit folgende Abweichung von der neuen Etikette zuließ: als man die Gesundheit des neuen Paares trank, trat Patrikej mit einem silbernen Tablett auf die Fürstin zu, auf dem ein Haufen Goldmünzen lag. Die Fürstin nahm das Tablett, brachte es dem

Grafen dar und sagte: „Leurer Schwiegersohn, legen Sie es nur nicht falsch aus: Sie sind ein wenig krank gewesen, erlauben Sie mir, Sie zu bitten, mit Nastja ins Ausland zu fahren! — für sie ist das etwas Neues, und es wird ihr zweifellos nützlich sein, zu sehen, wie die Menschen in andern Ländern leben; dies hier aber bitte ich Sie, mit auf den Weg zu nehmen.“

Und der Graf konnte nicht anders als Geld und Vorschlag anzunehmen.

14

Bald nachdem der Ball stattgefunden, begannen die Jungvermählten ihre Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Es gelang dem Grafen, die Reise mit einer diplomatischen Mission zu verknüpfen, die ihm bei den ausländischen Höfen eine prächtige Position verschaffte und zudem noch recht einträglich war. Als die Fürstin davon erfuhr, sagte sie: „Das heißt also, ich habe ihm etwas zu viel auf den Weg mitgegeben, aber Gott mit ihm, mag er es nur verpußen.“

Die Fürstin war während dieser ganzen Zeit sehr heiter und zufrieden, obwohl niemand wußte, welchem Umstand man diese aufgeräumte Laune zuzuschreiben hatte. Man nahm übrigens allgemein an, sie sei froh darüber, daß sie die Tochter mit einem so angesehenen Mann verheiratet habe. Der Grund für die gute Laune der Fürstin war jedoch ein anderer. Warwara Nikanorowna billigte die Heirat keineswegs und sah im Gegenteil ‚viel Unangenehmes‘ für die Zukunft daraus entstehen, aber das war nun nicht mehr zu

ändern; dafür hatte sie jetzt, bevor derartige Ereignisse eintreten würden, eine Atempause und konnte sich von dem ‚Jngermanländischen Sumpf‘ entfernen, wie damals Petersburg von allen, die im Ausland gewesen waren, genannt wurde. Die Fürstin konnte endlich in ihr warmes Nestchen zurückkehren, in ihr gemütliches unantastbares Protosanowo, das ihr nach all den Petersburger Zwistigkeiten um so angenehmer erschien, insbesondere da Patrikej am Tage vor Tante Anastasia Iwownas Hochzeit ihr einen geöffnieten Brief aus Kursk überreicht hatte.

Der Umschlag war von einer fremden Hand an Dmitrij Petrowitsch Schurawskij adressiert, und Patrikej berichtete der Fürstin, daß Schurawskij ‚eigenhändig das Paketchen abgegeben, aber nicht befohlen habe, ihn zu melden, — er habe nur gesagt, man würde im Brief alles Nötige finden‘.

Großmutter erriet, daß Dmitrij Petrowitsch zu Ohren gekommen war, daß bei ihr eine Hochzeit stattfinde, und daß er sie vermutlich nicht hatte stören wollen . . . Sie war ein wenig verdrießlich darüber, daß er nicht einmal erlaubt hatte, ihm zu danken, aber gleichviel: sie mußte ja, von wem der Brief stammte: er mußte die so lang erwartete und ihr so wertvolle Antwort von Ischerwew enthalten.

Die Fürstin war so erregt, daß sie ungeduldig das Blatt aus dem Umschlag riß; gleich darauf steckte sie es aber wieder hinein und sagte: „Nein, das ist kleinherzig, ich will mich bis zum Abend gedulden.“

Mit diesen Worten legte sie den Brief auf den

Heiligenschrein und las ihn erst, nachdem sie zur Nacht gebetet. Der Brief war durch und durch tröstlich. Ich schreibe ihn Wort für Wort ab von dem vergilbten, ursprünglich grauen dünnen Papier mit dem durchsichtigen Wasserzeichen, das einen Steinbock in einem doppelten Kreise darstellt.

„Lieber Freund! Ich erhielt Ihren Brief mit dem Antrag, die Erziehung der Kinder der Ihnen bekannten Fürstin zu übernehmen, und habe viel über diesen Vorschlag nachgedacht, ihn von allen Seiten betrachtet und darum so lange nicht geantwortet. Trotzdem weiß ich noch immer nicht recht, was ich Ihnen jetzt antworten soll.

Es gibt Länder, in denen man Bildung in vollem Umfange nur jenen zuteil werden läßt, für welche sie weniger notwendig ist, und sie dafür andern entzieht, die eigentlich eine umfassende Gelehrsamkeit brauchen, um in ihrer hohen Stellung dem Volke dienen zu können. Man geht dabei leider von der Annahme aus, als hätten diese letzteren alle Kenntnisse schon bei ihrer Geburt mitgebracht, und man händigt ihnen die Schlüssel der Erkenntnis aus, die sie zwar auf solche Weise erhalten, ohne jedoch in den Tempel des Wissens einzutreten; nun verbieten sie es auch denen, die dies gerne selbst täten. Überlegen Sie, ob es nicht bei uns genau so ist: belehrt man denn nicht auch bei uns am wenigsten die, die man am meisten belehren müßte, und erfindet man nicht auch bei uns jene besonderen Unterrichtsmethoden, die nichts mit Wissenschaft gemein haben? Und wird nicht am

Ende von diesem Gesichtspunkt aus von der von Ihnen geschilderten Fürstin ein Erzieher für ihre Kinder gesucht? In dem Falle braucht sie mich nicht, und Sie können ihr gelehrte Leute aus den Hauptstädten nennen: dort gibt es viele, die befähigt sind, solche Unterrichtsmethoden anzuwenden. Wenn sie jedoch, wie Sie annehmen, anders geartet sein sollte, so müßte man ihr die Aufgaben und den Plan reifer Wissenschaft zunächst erläutern. Was immer man auch sage, des Wissens Wurzel ist bitter, und auch seine Früchte sind in Rußland nicht süß. Das gleiche gilt vom Glauben. Sagen Sie ihr, daß Moses, als er sein Volk aus der Gefangenschaft führte, befahl, die kostbaren Gefäße der Ägypter mitzunehmen, und daß auch wir einen neuen Menschen nur dann gut erziehen können, wenn er die Weisheit der Alten sich aneignet und mit ihr durch die Glut der Wüste wandert und nicht achtet des Hungers, des Durstes und der Bitternis der Myrrhen. Mein Glaube wird von den Feststellungen des Verstandes bestimmt, nicht aber davon, was Regeln oder halbe Regeln vorschreiben. Hieraus können Sie selbst schließen, mein Freund, ob ich tauglich sei, junge Fürsten zu erziehen, die vorherbestimmt scheinen, ihren eignen Ruhm zu mehren und nicht den Ruhm des Vaters, der uns ausgeschiedt hat. Man prägt ihnen ein, daß sie sich selbst für wichtig und notwendig ansehen müssen, um andere zu leiten; meiner Ansicht nach ist es das Erste, daß man solchen Dummheiten nicht Glauben schenke und nicht darauf aus sei, Menschen zu leiten, sondern nur darauf, sich selbst

verständlich zu zügeln. Jungen Menschen aus bedeutenden und hochstehenden Häusern muß man zunächst einprägen, daß sie keineswegs so durchaus notwendig sind. Was nun meine Einwilligung betrifft, wo sollte ich die Kraft hernehmen, nicht einzuwilligen, zwei Kinder während meines ganzen Lebens so zu erziehen, wie ich es mir immer gewünscht habe? Vornehme Kinder, denen man nicht beibringen muß, wie sie am schnellsten zu einem Stück Brot kommen, kann man nur sich selber zur Freude, sich selber zum Trost erziehen, und ich gestehe, daß ich davon in der besten Zeit meines Lebens geträumt habe. Erinnern Sie sich, wie ich einstmals vom Esoterischen und Exoterischen in der Wissenschaft gehandelt habe? Ich sah damals meine esoteria wie in einem Zauberspiegel: ich konnte nur in bezaubernden Träumen mir jene Glücklichen vorstellen, denen das zum Höchsten begeisternde Los zufällt, auf viele Jahre hinaus den Geist blühender, zu Hohem berufener Jünglinge zu beherrschen und sie zum wirklichen Begreifen des Lebens zu leiten . . . Und nun ist hiervon die Rede . . . Und dieser Glückliche soll ich sein! O Freund! sollte es mir wirklich beschieden sein, sie von Angesicht zu Angesicht zu erblicken? Sollte ich wirklich in meinen Händen ihre Jünglingshände fühlen dürfen, wirklich sehen, wie ihr junger Geist sich vor meinen Augen entfaltet gleich einer prächtigen Blume in der Morgenröte; und sollte ich wirklich mit der Freude sterben dürfen, daß diese Blüte zu ihrer Zeit hundertfältige Frucht trägt? . . . O Freund! geben Sie acht: haben Sie mir wirklich

bedacht geschrieben, war es kein Scherz, haben Sie nicht am Ende einen Stein in die ausgestreckten Hände des Bettlers gelegt? Dieser Scherz wäre zu grausam . . . Bedenken Sie doch: der große Kepler sagte einmal: wenn er mit einem Blicke das ganze Weltall umfassen könnte und keinen Menschen erblicken würde, der nach Erkenntnis lechzt, so müßte er sein ganzes großes Erstaunen als fruchtlos ansehen, ich aber, ich Wurm ohne gleichen, ich Geringer, ich habe bis jetzt gelebt, ohne einen Menschen gesehen zu haben, dem ich hätte sagen können, was ich mit meinen Augen umfaßt . . . Aber nein; nicht wahr? Sie scherzten nicht? Lassen Sie mich sie sehen, geben Sie Ischervew diese Jünglinge, — er wird sie mit seiner ganzen Liebe lehren, das zu begreifen, was des Begreifens wert ist, und wird ihnen vielleicht einmal enthüllen, — wie man in allen Unfechtungen noch glücklich sein kann.

Von den Konditionen brauchen Sie mir nicht zu sprechen: der Schaffende ist des Lohnes wert, der pflügende Stier der Nahrung. Mehr brauche ich nicht. Mesodij Ischervew.“

Die Fürstin war entzückt von diesem Brief. Ich weiß nicht, was es war, das sie so besonders daran fesselte; aber natürlich war das Wort vom ‚Glück in allen Unfechtungen‘ von sehr großer Bedeutung für sie. Denn sie selbst hielt diese Erkenntnis für wertvoller als jedes andere Wissen, doch hatte sie sich noch nie entschließen können es auszusprechen, da sie sich für ‚profan in den Wissenschaften‘ hielt. Dazu kam, daß, obwohl Großmutter nicht daran glaubte, es sei

‚vordem alles besser und billiger gewesen‘, ihr doch die großen Charaktere Bewunderung einflößten, die sie aus Plutarchs Biographien kannte. Diese Darstellungen hatte sie in französischer Übersetzung gelesen.

‚Dort gibt es Vorbilder, nach denen man Kinder erziehen kann.‘ Diese Erkenntnis war anscheinend alles, was sie aus der Lektüre davongetragen hatte, aber es war das Wichtigste und Wesentlichste. ‚Sie sollen keine Windbeutel sein, sie sollen nicht alles bereits vorgekaut bekommen, sondern es selber durchdenken, dann werden sie nicht überheblich werden und im Glück demütig sein und fest im Ungemach.‘

Solcher Art waren die Anschauungen der Fürstin über Erziehung, und selbstverständlich entsprach Methodij Mironytschs Brief diesen Ansichten. Was jedoch die Fürstin jetzt am meisten zu Licherwerb zog, das war seine besondere Einstellung zu seiner Berufung.

‚Kein Wort spricht der gute Mensch von Bezahlung . . . er scheint sich sogar dessen zu schämen, — mithin liebt er die Sache und nicht das Geld . . . Solche Menschen sind selten: Gott schenkt mir mit ihm ein unerhörtes Glück.‘

Und nachdem die Fürstin Gott gedankt, fand sie in dieser Nacht festen Schlaf und erhob sich am anderen Tage zufrieden und heiter. Die vortreffliche Stimmung verließ sie nicht mehr bis zur Hochzeit der Tochter, noch auch in den auf die Hochzeit folgenden Tagen der Vorbereitung für die Auslandsreise der Jungvermählten.

Der Tag hierfür war schon lange festgesetzt, und gleich nach dem Ausbruch der Funken dorfs gedachte die

Fürstin ihrerseits nach Protosanowo zu fahren. Den Bekannten, die ihr zuredeten, doch noch länger in der ‚schönen Stadt Petersburg‘ zu verweilen, entgegnete sie: „Vielen Dank für die Aufforderung; ich bestreite gar nicht, daß Petersburg eine schöne Stadt ist: sie ist gepflastert und gefeiert, aber bei mir daheim auf dem Lande gefällt es mir dennoch besser.“

Ebensowenig wollte Warwara Niskanorowna versprechen, bald wieder zurückzukehren. Als die Tochter sie bat, den kommenden Winter in Petersburg zu verbringen, erwiderte sie ihr zärtlich: „Nein, meine Liebe, ich will dich nicht täuschen, — ich werde nicht kommen: ich habe hier nichts zu schaffen. Hier ist der Platz für solche, die Kreuze und Ringe erstreben; unser Heil aber wächst auf der Scholle, und in dieser müssen wir graben, fest an unsere Wurzel geheftet. Es gab eine Zeit, da habe auch ich hier gelebt, aber selbst damals ist mir wenig Gutes widerfahren . . . jetzt bin ich schon ganz rückständig geworden und danke meinem Schöpfer dafür; irgend jemand muß es doch geben, der Egge und Spaten kennt, mit Hin- und Herfahren kann man kein Brot ernten.“

Die Zärtlichkeit, welche die Fürstin der ‚ungeliebten Tochter‘ erwies, wurde während dieses Zeitraums nicht etwa geringer, sondern steigerte sich noch: Warwara Niskanorowna tat alles, um ihre Nastjenska zu erfreuen und zu beglücken. Sie kam jeden Tag mit wertvollen Geschenken zu ihr; sie kaufte ihr die teuerste, bequemste und eleganteste Reisedormeuse und schleppte eine solche Menge Sachen für die Reise heran, daß

man zum Schluß nicht wußte, wohin damit. Der Graf dachte, all das betrachtend, nicht selten: wozu diese Verschwendung? wäre es nicht besser gewesen, das bare Geld zu geben? Und es scheint, daß die junge Gräfin der gleichen Ansicht war wie ihr Gatte. Denn sie machte ihre Mutter jedesmal darauf aufmerksam, daß im Auslande alles besser und billiger sei; die Fürstin jedoch entgegnete: „Mag sein, daß es besser ist, aber es kommt aus fremder Hand — und dies ist von der Mutter,“ und hörte nicht auf, Geschenke über Geschenke herbeizuschaffen. Zum Schluß kam Großmutter der alleroriginellste Gedanke, und sie machte Lante ein so seltsames Geschenk, wie man es von ihr niemals erwartet hätte, nämlich: als sie eines Tages bei der Tochter erschien, teilte sie ihr mit, daß sie ihr Olga Fedotowna schenke . . . Natürlich nicht auf ewig, nicht als Leibeigene, sondern nur zur Bedienung.

Lante Anastasia hatte niemals den leisesten Wunsch nach diesem Geschenk geäußert und war vermutlich nicht einmal besonders froh darüber, zum mindesten sträubte sie sich energisch dagegen und sagte: „Wozu, Mama? Sie lieben Olga und sind an sie gewöhnt, ich aber habe doch schon meine Bedienung . . . Und endlich: sie hängt so sehr an Ihnen, daß es ihr schwer fallen wird, sich von Ihnen zu trennen.“

Allein Großmama blieb unbeugsam: es war ihre feste Absicht, der ‚ungeliebten Tochter‘ das Teuerste zu geben was sie besaß, und darum bestand sie energisch darauf, daß die Gräfin Olga mitnähme.

„Sie ist an mich gewöhnt, das ist wahr, — und

ich liebe sie auch, aber gerade deswegen mußt du sie unbedingt mitnehmen: sie wird auf dich acht geben, und nur wenn ich dich in ihrer Hut weiß, werde ich ruhig sein können.“

Es war völlig ausgeschlossen, Großmutter davon abzubringen, und so mußte denn die Gräfin einwilligen, Olga mitzunehmen, protestierte jedoch auf das allerentschiedenste, als ihre Mutter den Gedanken faßte, ihr ein weiteres Geschenk in der Person des Mr. Gigot zu machen. Großmutter fand, daß er ihr im Ausland eigentlich sehr nützlich sein könnte, und sagte: „Nimm keine Rücksicht auf mich: ich werde schon ohne ihn auskommen; er ist ein dienstwilliges Französchchen und nimmt nichts krumm, und außerdem scheint mir, daß er das Schneidergewerbe versteht, so kann er dir unterwegs mit Ausbesserungen nützlich sein . . . Wahrhaftig, nimm ihn mit! ich werde den beiden Geld auf die Reise geben, und du wirst dich in seiner und Olgas Gesellschaft fühlen, als wärest du zu Hause.“

Allein es war alles umsonst: die junge Gräfin hatte keineswegs das Verlangen, auf diese Weise in der Familie zu bleiben, und so ließ man denn den Plan, Gigot mitzugeben, fallen. Olga Fedotowna aber mußte sich reisefertig machen. Die Vorbereitungen meiner guten Alten bestanden weniger im Packen des Reisekorbes als in der moralischen Vorbereitung auf die Trennung von der Heimat und den ihrem Herzen Leuten: sie sollte ja ein ganzes Jahr fortbleiben. Olga Fedotowna trauerte um alle, um die Fürstin, um die jungen Fürsten, um Patrikej Semjonytich und um ‚Gigotchen‘;

— der letztere machte ihr sogar, wie es scheint, ernsthaft Sorge, jedenfalls mehr als die andern, und sie bat, wen immer sie bitten konnte, ihm, dem Verwaisten, doch wohlgesinnt zu sein.

Während der ganzen Zeit der Vorbereitungen befand sie sich in einer rührseligen Stimmung, je näher aber der Tag der Abreise heranrückte, desto fühlbarer wurde für alle ihr nervöser Zustand; jedoch man sagt nicht umsonst, daß die Todesqual schlimmer ist als der Tod. Der Tag der Abreise brach an, und Olga Fedotownas Herz erbebte. Sie war an diesem Tage sehr früh aufgestanden, obwohl man ihren Augen und dem geröteten Näschen ansehen konnte, daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern in einem fort geweint hatte; sie hatte sich mit kaltem Wasser gewaschen und machte sich schon in der frühen Morgendämmerung daran, durchs ganze Haus zu wandern und von allen Abschied zu nehmen und allen auf die Seele zu binden, man solle Rogoschin, Marja Nikolajewna und viele andere Personen des häuslichen Kreises von ihr grüßen. Zu Gigot lief sie sogar mehrere Male und schenkte ihm entweder eine Kleinigkeit oder überließ ihm etwas zum zeitweiligen Gebrauch — warme Strümpfe etwa, überflüssige Rissen und ähnliches, hatte jedoch immer wieder etwas vergessen.

„Ich bin geradezu eine Närrin,“ sagte sie, „ich weiß doch, daß ich dir etwas überaus Notwendiges geben wollte, und habe es wieder vergessen . . . Aber macht nichts, es wird mir schon noch einfallen.“

Und lief wieder fort und kehrte aufs neue zu Gigot

mit einem Geschenk zurück: einer Teetasse oder einem Kamm, — das ‚Allernotwendigste‘ aber hatte sie wiederum vergessen.

„Nacht nichts, ich werde schon noch daraufkommen.“

Die Abreise mußte von Großmutter's Hause aus geschehen: die Dormeuse stand reisefertig auf dem Hof, der Graf aber und die junge Gräfin sollten bei der Fürstin frühstücken und darauf die Reise antreten.

So geschah es auch: man speiste, man betete, der Wagen fuhr vor, und schon begann alles Platz zu nehmen; Olga Fedotowna wurde auf den hohen Vorderstz gesetzt und fest mit der ledernen Schutzdecke eingehüllt. Und noch immer hatte sie sich an das ‚Allernotwendigste‘ nicht erinnert, und dabei war es jetzt doch schon zu spät: der Graf und die Gräfin hatten Platz genommen, — auf der Freitreppe befanden sich nur noch die Fürstin mit ihren zwei Söhnen, sowie Sigot und Patrikej.

Alles war bereit: der Vorreiter zog bereits den Zugstrang an, die Deichselpferde legten sich ins Geschirr, der Wagen knarrte und bewegte sich. Man sah, wie Olga Fedotownas Händchen hinter dem schwarzen Schutzleder aufleuchtete: sie bekreuzte sich, plötzlich aber steckte sie den ganzen Körper heraus und rief: „Sigotchen, Sigotchen, schnell! jetzt weiß ich es!“

Sigot flog heran, hüpfte aufs Trittbrett und näherte sich Olga Fedotowna.

„Da, nimm das!“ sagte sie, zog hastig ein kleines Fläschchen mit Birken schnaps aus der Tasche und drückte es dem Franzosen in die Hand.

„Oh, chère Olga Fedott . . . c'est impossible; c'est pour vous-même, pour vous“, sagte Sigot, schwenkte die Arme und sprang im gleichen Augenblick ab, als Olga Fedotowna ihm das Gläschen in die Weste schieben wollte.

Das Gläschen fiel auf das Pflaster des Hofes und zerschellte an einem Stein.

Der Wagen bog um die Ecke und war nicht mehr zu sehen.

Die andern befanden sich immer noch auf der Freitreppe, Sigot jedoch stand neben dem zerschlagenen Gläschen und der ausgeflossenen Medizin.

Der Franzose war sehr gerührt, er zog ein Taschentuch heraus und trocknete sich die Augen.

„Du weinst, Sigot?“ fragte ihn die Fürstin.

„Mais certainement, Madame! . . . Sapristi, cette pauvre Olga Fedott . . . elle ne parle jamais français ni allemand et elle casse sa médecine!“

„Macht nichts: sie wird schon mit russisch durchkommen.“

„Nitschewo . . . c'est bien: heißen auf russisch: C'est nitschewo!“

Sigot brach bei diesen Worten in ein Gelächter aus, hob das zerschlagene Gläschen auf, hielt es in der Hand und meinte: „Nitschewo: kaputt, 'aben Glück!“

„Aber es kam nicht, wie er es vorhergesagt“, pflegte Olga Fedotowna hinzuzufügen, die keine einzige Kleinigkeit ihrer Abreise ins Ausland jemals zu vergessen vermochte und am wenigsten die Einzelheiten ihrer schnellen und sonderbaren Rückkunft.

Großmutter war es nicht beschieden, so bald aus Petersburg nach Protosanowo zu fahren, wie sie es sich vorgenommen: Krankheit der Kinder hielt sie zurück. Mein Vater hatte sich, als er bei der Abreise der Funken dorfs auf der Freitreppe gestanden, erkältet und Masern bekommen, die von ihm auf Onkel Jakob übergingen. Dieser Umstand hielt die Fürstin einen weiteren Monat in Petersburg fest. Während dieser Zeit erhielt sie von ihrer Tochter keine einzige Nachricht, denn deren Briefe sollten der Verabredung gemäß direkt nach Protosanowo gehen. Kaum waren die Kinder aber gesund, so reiste die Fürstin zu ihrer größten Genugthuung ab.

Im Norden, in den ‚Sümpfen Ingermanlands‘ war es noch feucht und kalt gewesen; je weiter man jedoch nach Süden kam, desto wärmer und angenehmer wurde es: hinter Moskau an den Ufern der Dka war es schon Frühling, zwar nur ein Vorfrühling, ohne leuchtendes Grün und ohne reichen Blüthenschmuck, aber schon mit jener Weichheit der Luft, die so heilsam die Kräfte belebt und seelische Erregungen lindert.

In dieser Atmosphäre ruhten alle Gefühle der Fürstin von der Erschöpfung aus, die ihr das ungewohnte Leben mit kleinen Intriguen der Salons verursacht hatte. Wie schön sind diese bescheidenen Bilder des russischen ersten Frühlings: die lustig grünende Winterfaat spielt im Sonnenschein, die für das Sommer-

getreide aufgeworfene fette schwarze Erde liegt wie Sammet da und wärmt sich, stille Bäche und Flüßchen glitzern durch das Buschland, bald wie Zauber-  
spiegel in smaragdenen Rahmen, bald wie Bänder, welche die Wolken widerspiegeln; die Landstraßen sind bereits trocken geworden, aber noch nicht mit Staub bedeckt — die Fahrt auf ihnen ist angenehm und bequem; die Hufe der trabenden Pferde wirbeln keinen Staub auf, sondern klingen gedämpft, der Wagen rollt förmlich geräuschlos dahin, eine leicht fettige Spur hinterlassend ... Alles scheint nur geschaffen, die Seele des Reisenden friedlich und ruhig zu stimmen.

Die Fürstin, die etwa hundert Werst am Tage zurückgelegt und sich zwei Tage in Moskau aufgehalten hatte, war bereits seit zwei Wochen unterwegs: in dieser Zeit hatte sie sich von allen Erschütterungen, denen sie ausgesetzt gewesen, erholt; sie nickte entweder ruhig vor sich hin, oder sie beschäftigte sich mit ökonomischen Erwägungen, die durch die großen Ausgaben der letzten Zeit nötig geworden waren. Ihre Mittel, die sie beständig in musterhafter Ordnung hielt, waren zwar auch jetzt noch keineswegs erschöpft, bedurften jedoch immerhin einer weisen Auffüllung. Die Hochzeit mit all den Abfindungen, Belohnungen und wertvollen Geschenken war sehr kostspielig gewesen, allein die Gerechtigkeit verlangt, hinzuzufügen, daß die Fürstin sich nichts davon reuen ließ: im Gegenteil, sie freute sich darüber, daß sie die ‚ungeliebte Tochter‘ ausgestattet hatte, wie es sich gehörte. Außerdem brauchte sie wegen der großen Extraausgaben keineswegs in

Sorge zu sein, da sie ja wußte, wie sie diese wieder einbringen konnte. Das Leben auf dem Lande kostete die Fürstin verhältnismäßig wenig, obwohl sie es großzügig führte: außer Zitronen, Zucker und den übrigen ‚Spezereien‘, die einmal im Jahr auf dem Jahrmarkt gekauft wurden, war alles ‚aus eignem Proviant‘, und so war die Fürstin davon überzeugt, daß sie nach fünf, sechs Jahren wieder alles in der gleichen Ordnung haben würde wie vor der Verheiratung der ‚ungeliebten Tochter‘. Unterwegs hatte Großmutter Zeit gefunden, all das zu überlegen und zusammenzurechnen, und war, da sie sich nun in dieser Hinsicht endgültig beruhigt fühlte, heiter wie vordem: sie scherzte mit den Kindern und mit Gigot, der im gleichen Wagen auf dem Vordersitz seinen Platz hatte, und plauderte mit Patrikej über die Fahrt, über den Stand des Winterkorns und dergleichen. Wenn der Weg sich schroff senkte, ging sie, um sich Bewegung zu machen, aber auch ‚um die Pferde zu schonen‘ zu Fuß, — und bergauf ging sie ebenfalls zu Fuß, wobei sie gewöhnlich den Franzosen und die Kinder wetteifern ließ, wer am besten die Höhe zu erreichen verstünde, ohne sich abzuheizen.

Je näher die Fürstin der Heimat kam, desto glückseliger fühlte sie sich, und als sie erst in der Nähe von Kursk war, wo sie Ischertew abzuholen gedachte, wurde ihre Stimmung geradezu vorzüglich. Allein da stieß ihr etwas zu, was sie plötzlich auf die allervorhergesehenste und unangenehmste Weise in Verwirrung setzte. Denn kaum war Großmutter auf

dem Hofe angelangt, wo zum letztenmal umgespannt werden mußte, wurde sie unverhofft von Rogoschin empfangen, der jählings mit seinen Kleppern hinter der nächsten Waldschneise hervorschoß und heransprengte.

„Guten Tag! was soll das? . . . woher kommst du?“ fragte die Fürstin, als sie ihn erblickte.

Donquijote zuckte nur mit dem Schnurrbart, atmete schwer und sah sich um.

„Warum hast du nicht in Kursk auf mich gewartet?“

„Ging nicht“, versetzte der Edelmann.

„Weshalb?“

„Ich muß mich verbergen.“

„Hast du am Ende wieder gekämpft? Höchste Zeit, einmal damit aufzuhören!“

„Gewiß! . . . Bruder Gigot, setz dich in mein Wägelchen. Dir kann es ja gleich sein, außerdem bist du ein Dreiviertelspion oder vielleicht auch ein ganzer; ich habe zu reden. Steig schnell um: ich muß mich auf deinem Platz verbergen, denn mir droht Gefahr.“

Gigot willigte ein, und Großmutter befahl dem Franzosen auch die Kinder mitzunehmen, damit sie freier mit Donquijote sprechen könne.

Die Kinder freuten sich über den Zufall, in Rogoschins Hausmacher-Schachtel fahren zu dürfen; die Fahrgäste verteilten sich auf die neue Art, und beide Wagen setzten sich wieder in Bewegung.

Rogoschins schaumbedeckte Klepper hielt mit den frischen Pferden, welche vor den Wagen der Fürstin gespannt waren, Schritt, und Sinka piff ein helles Lied.

Großmutter fragte Rogoschin zunächst, mit wem er gekämpft und aus welchem Grunde, kam jedoch, da sie zur Antwort erhielt, es seien „nur Kleinigkeiten“ gewesen, zur Überzeugung, daß es sich vielleicht in der That nur um alltägliche Bagatellen handeln möge, und lenkte daher das Gespräch auf Tschervew.

„Tschervew, dem geht's gut,“ antwortete Rogoschin, „er hat mit dem Gouverneur gesprochen, und alles ist in Ordnung; — Olga Fedotowna dagegen geht es sehr schlecht.“

„Hat sie dir aus dem Ausland geschrieben?“

„Geschrieben nicht, sondern erzählt.“

„Was für Unsinn du sprichst! wo hast du Olga gesehen?“

„Hier . . . Ein Gesandtschaftsküster kam aus Paris hierher, um seine Verwandten zu besuchen, und hat sie mitgebracht.“

„Was du für Unsinn schwagest!“

„Keineswegs Unsinn . . . vorgestern habe ich selbst sie nach Protosanowo geschafft.“

„Ich kann meinen Ohren nicht trauen . . . Das ist doch unmöglich. Du, ein nüchterner Mensch, quatschest so betrunkenes Zeug!“

„Freilich; ich bin nüchtern und kann Ihnen, wenn Sie wollen, ins Gesicht hauchen.“

„Tu mir die Liebe, hauch mir ins Gesicht!“

Rogoschin hauchte ihr ins Gesicht: sein Atem roch nach aus rohem Mehl zubereitetem Kwasß, von dem er zwei enorme Pokale in der Herberge getrunken hatte.

„Ich kann nur Kwasß riechen,“ sagte Großmutter

und zuckte die Achseln, dann fuhr sie fort: „Wie war es Olga möglich, hierher zu kommen?“

„Man hat sie zurückgeschickt.“

„Wer?“

„Wer? das versteht sich von selbst: die, mit denen sie abgereist, haben sie auch zurückgeschickt.“

„Weshwegen, — aus welchem Grunde?“

„Sie taugte nicht.“

„Was hat sie getan? Was erzählt sie selbst?“

„Selber erzählt sie nichts, sie weint nur.“

„Sie weint?“

„Weint entsetzlich.“

„Mein Gott, was soll das nur heißen! Ich kenne doch diese Frau fast seit ihrer Kinderzeit, — sie ist so bescheiden, so gut . . .“

„Sie ist dort im Ausland ein bißchen verrückt geworden.“

„Olga?“

„Ja; der Küster sagt, am Rhein hätte es angefangen.“

„Wie ist ihr das nur zugestoßen?“

„Durch die Ruinen.“

„Mein Gott, es ist eine Qual, mit dir zu sprechen.“

„Ich kann nicht einsehen, warum?“

„Hat man sie irgendwie erschreckt?“

„Nein; aber sobald sie dort Ruinen sah, mußte sie sich gleich schrecklich freuen und fiel allen mit ihren Erzählungen lästig: ‚Schauen Sie doch nur, Väterchen, schauen Sie: das da hat unser Fürst zertrümmert!‘ Und dabei weinte sie jedesmal vor Rührung.“

„Meine arme Olga: daran erkenne ich sie“, meinte Großmutter, den Kopf schüttelnd. „Und bestand darin ihre ganze Verrücktheit?“

„Hm . . . ja,“ erwiderte Donquijote, „sie fiel der Gräfin damit auf die Nerven; in Paris aber kam es so weit, daß Olga Fedotowna gleich mit allen Franzosen ins Gefecht geriet.“

Und Rogoschin erzählte, wie meine arme Alte, die an ihrer Theorie der Zerstörung aller europäischen Gebäude durch meinen Großvater konsequent festhielt, in Paris mit dem gesamten französischen Dienstpersonal des Grafen Kämpfe ausfechten mußte, da sie allen beweisen wollte, daß die Kathedrale von Notre-Dame, die man aus den Fenstern der Funkenendorffschen Wohnung sehen konnte, keineswegs unvollendet geblieben, sondern von dem Fürsten ‚zerstört‘ worden sei. Die Franzosen fühlten sich, nachdem sie den Sinn dieser Worte begriffen, sehr gekränkt; die Gräfin nahm ihre Partei, das aber kam Olga Fedotowna höchst ungerecht vor, und so erklärte sie der Gräfin, sie ‚respektiere ihr eigenes Haus nicht‘.

Das Ende war, daß Lante, die überhaupt Personen des mütterlichen Hofstaates nur schwer ertragen konnte, Olga kaltstellte und nach Hause zu schaffen befahl.

Als Großmutter das hörte, hatte sie nur ein bitteres Lächeln dafür und sprach vor sich hin: „Ach, Tochter, meine Tochter!“

„Sind Sie wirklich davon überzeugt, daß es Ihre Tochter ist?“ fragte Rogoschin.

Großmutter blickte ihn an und mußte lachen.

„Warum?“ fragte er, „ich habe schon von mehreren Fällen gelesen, in denen Kinder untergeschoben wurden.“

„So? ja . . . untergeschoben . . . Du hast recht: ich glaube auch, daß man sie mir untergeschoben hat.“

„Wo?“

„Im Institut in Petersburg. Aber erzähle mir weiter von Olga: wie hat man sie hergeschafft?“

„Der Graf hat sie mit dem Küster zurückgeschickt.“

„Dafür, daß er es so eingerichtet hat, bin ich ihm Dank schuldig,“ sagte die Fürstin, nachdem sie den Bericht zu Ende gehört.

„Nein, lassen Sie sich nur Zeit, ihm zu danken,“ versetzte Donquijote, „schauen Sie lieber vorher das da an!“ Rogoschin streifte den Ärmel zurück und zeigte ihr mehrere in einem Kreis liegende kleine Wunden, die eine gewaltige blutunterlaufene Geschwulst umgaben.

„Was hast du da?“

„Der Deutsche hat mich gebissen.“

„Welcher Deutsche?“

„Den der Graf geschickt hat, das Gut der Gräfin zu verwalten.“

„Nun: du hast dich wohl mit ihm geprügelt?“

„Ja.“

„Mein Gott, wie schnell das alles kommt: schon ist ein Deutscher da und beißt sogar! Was war die Ursache davon?“

„Er wollte alle Bauern, die ihr eigenes Land besitzen und Häuser mit Speichern auf den Jahrmärkten haben, aussiedeln.“

„Du erlaubst dir wohl einen Scherz?“

„Nein; wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ins Gesicht hauchen.“

„Du hörst doch, daß ich dich im Ernst frage.“

„Und ich antworte Ihnen ebenso im Ernst: er will sie in die Steppe jagen.“

„Was soll denn das nur wieder heißen: sie wollen wohl die Bauern ausplündern?“

„Ich habe ihm das gleiche gesagt . . .“

„Mein Gott, mein Gott, was habe ich angerichtet! Diese Leute geraten ins Elend, weil sie mir geglaubt haben.“

„Ja,“ erwiderte Rogoschin und fügte nach einer Minute dumpfen Schweigens hinzu: „ich habe den Deutschen gebeten, angefleht, ihm ins Gewissen geredet . . . und schließlich . . .“

„Verprügelt, nicht wahr?“

Rogoschin machte wortlos eine ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand, als zäuse er jemand am Haar.

Großmutter schwieg. Was sie zu hören bekommen hatte, machte sie stumm, aber ebenso das, was ihr jetzt nach dieser empörenden Geschichte zu tun bevorstand.

Ich werde meine Bauern nicht ruinieren lassen, überlegte sie, — nein: ich werde sofort nach Petersburg zurückfahren . . . ich werde zum Herrscher gehen, mich ihm zu Füßen werfen und ihm alles schildern . . . er ist gut, — er wird Gerechtigkeit walten lassen . . .

Aber gleich darauf schoß ihr durch den Kopf: gegen wen aber lehne ich mich hier auf? gegen meine

eigne Tochter, gegen meinen Schwiegerohn! Das kann ich nicht: so will ich denn für mein Vergehen den Bauern geben, was ihr Hab und Gut wert war, alles, was ich besitze . . . Mir wird freilich nichts mehr bleiben, aber das ist der geringste Kummer — es ist leichter, ohne Geld zu leben als ohne Ehre . . . Ich denke, daß meine Söhne mir einen Winkel und ein Stück Brot nicht verweigern werden . . . Wie aber, wenn man auch sie, wenn auch sie mir ‚untergeschoben‘ werden sollten?

Großmutter's Gesicht erglühete bei diesem Gedanken; sie verhüllte es mit ihren Händen und bemerkte nicht, daß der Wagen angehalten hatte und daß Patrikei vor dem offenen Schlag stand, die Mütze in der Hand.

„Was gibt es?“ fragte sie endlich.

„Esherwew.“

„Wo ist er?“

„Geruhen Sie nach links zu schauen, jenseits des Flusses.“

Großmutter sah sich um: vorn ragten überm Hügel die Kreuze der Kurkischen Kirchen hervor, links strömte der verschlafene Tuskarij, sein rechtes Ufer aber, von spärlichem Weidicht bewachsen, verschwamm in blassem, milchigem Nebel.

„Ich sehe niemand“, sagte die Fürstin, die Lorgnette an die Augen hebend.

„Geruhen Sie hinzusehen . . . dort stehen zwei wilde Weiden . . . hinter den Weiden ist ein Busch, hinter dem Busch eine stille Bucht, in der ein Fischreier steht.“

„Den Fischreißer sehe ich.“

„Ihm gegenüber auf dem Lande sitzt ein Mensch.“

„Das ist er!“

„Das ist Mesodij Mironytsch!“

„Oh, wie teuer ist er mir in dieser Minute!“ rief Großmutter aus.

„Ja, das ist er selbst,“ bestätigte Donquijote, „er pflegt sich dort hinzubegeben, um zu lesen. Ich vergaß übrigens, Ihnen noch etwas von ihm zu erzählen: ich habe herausbekommen, daß er aus gutem Hause stammt; mir kam ein Manuskript in die Hände: ‚Das Leben der heiligen Bojarin Ulijana Dlschanskaja‘ — die Tschernwews entstammen diesem Geschlecht.“

„Ach höre jetzt mit deinen Geschlechtern auf! . . . Patrikej, gibt es hier kein Boot, das mich zu ihm hinüberbringen könnte?“

„Dort am Ufer sehe ich ein Flachboot: freilich ist es schlecht.“

„Wie immer es sei: der Tuskarj ist kein Meer,“ erwiderte Großmutter, stieß mit dem Fuß den Wagenschlag zurück und sprang behend hinaus. Eine Minute später rauschte das morsche Flachboot, auf dem die Fürstin, ihre beiden Söhne, Donquijote und Gigot standen, schwerfällig durch das Schilf, glitt dahin und schwamm ruhig auf dem stillen und trüben Wasser des verschlafenen Tuskarj.

In der Mitte des Flusses war die graue Gestalt bereits deutlicher sichtbar: jetzt konnte auch ein Kurzsichtiger schon sehen, daß dort ein Mensch saß, auf

seinen Knien ein Buch, in welchem er mit solcher Aufmerksamkeit las, daß er nicht einmal hörte, wie der Fischweiber, durch die Annäherung des Bootes aufgeschreckt, sich aufschwang und dicht über seinem Haupte davonsflog.

Das Flachboot hielt am Ufer, Großmutter stieg aus.

„Das erste, was Sie tun müssen: — schauen Sie ihm in die Augen,“ raunte ihr Rogoschin zu, „er hat wunderbare Augen . . . sie sind so rein, als hätte man sie mit Schnee blankgerieben.“

„Schon gut“, antwortete die Fürstin, befahl den andern beim Boot zu bleiben und begab sich allein zu Tschermew.

16

Tschermew war ein bejahrter Mann, sein Typus war der des Russen vom Lande: groß, stark und von kräftigem Körperbau, dazu mit äußerst wohlauständigen, angeborenen Manieren, wie man seinerzeit von Speranskij gesagt hatte. Und er hatte in der Tat klare, wie in Schnee gebadete Augen und eine weiche Stimme, in der Reinheit und Geradsinnigkeit klangen.

Als die Schritte dicht vor ihm zu hören waren, hob er seinen Kopf vom Buche, blickte die sich ihm nähernde Fürstin an, stand auf und sagte: „Fürstin Protosanowa?“

„Ich bin es“, antwortete Großmutter. „Sie haben mich erkannt?“

„Ja.“

„Woran?“

„Das weiß ich nicht.“

„Lassen Sie uns also Bekanntschaft schließen und“ . . . Die Fürstin setzte lebhaft hinzu: „Und wollen wir uns bemühen, Freunde zu werden.“

Sie drückte Tschermew die Hand; dieser antwortete gleichermaßen mit einem Händedruck, jedoch ohne ein Wort zu erwidern.

Sie merkte das und machte sich innerlich Vorwürfe, zu schnell und voreilig gewesen zu sein.

„Wollen Sie bitte in meinem Wagen Platz nehmen und mit mir nach Kursk zurückkehren?“

„Ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen“, antwortete Tschermew mit einem Lächeln. „Ich gehe über die Felder und werde dort sein noch ehe Sie angelangt sind.“

Die Fürstin bestand nicht auf ihrer Bitte und ging zurück, überquerte den Tuskarj, nahm in der Dor-meuse Platz und fuhr nach Kursk.

Es war, als wollte sich ihr Tschermew nicht so ohne weiteres in die Hand geben.

Warum und weshalb nur? — überlegte sie und fragte Rogoschin, was das für ein Gespräch zwischen Tschermew und dem Gouverneur gewesen wäre, dessen er vorhin Erwähnung getan.

Donquijote erklärte ihr, daß der Gouverneur mit Tschermew unter vier Augen gesprochen und ihn auf Ehre vernommen habe. Er habe sich folgendermaßen ausgedrückt: „Ich will mich bei niemand nach Ihnen erkundigen, ich glaube Ihrem Ehrenwort.“

Und Tschertnew habe ihm auf Ehre alles gesagt.

„Was denn alles?“

„Der Logik folgend, der Logik.“

„Väterchen, wenn du doch ohne Logik erzählen wolltest.“

„Es geht nicht ohne Logik, da er doch der Logik treu blieb.“

„Nun, dann erzähle, so gut du es vermagst.“

„Der Gouverneur fragte: ‚Sagen Sie bitte auf Treu und Gewissen: haben Sie jemals ausgesprochen, daß keine Gewalt im Staate notwendig sei?‘“

„Nun, und?“

„Tschertnew erklärte, daß er das niemals behauptet habe.“

Da erinnerte sich Großmutter Tschertnews Brief an Schurawskij, den sie seinerzeit Funkendorf vorgelesen hatte, — und mußte denken: war am Ende das die Ursache? . . . Dann aber . . . dann war er ja wie alle andern, — er versuchte sich herauszudrehen und leugnete seine Worte ab.

„Nun, und glaubte ihm der Gouverneur oder nicht?“

„Freilich glaubte er ihm; es war ja auch unmöglich, nicht zu glauben.“

„Warum?“

„Tschertnew kam ihm mit der Logik.“

„Mit welcher?“

„Als der Gouverneur ihn fragte, womit er die Wahrheit seiner Worte bezeugen könne, bewies er alles durch die Logik, denn er sagte: ‚Ich kann unmöglich behauptet haben, daß die Gewalt im Staate

überflüssig sei, denn ich glaube nicht daran, daß Staaten selber notwendig sind.“

„Hat er das wirklich gesagt?“

„Ja; das hat er gesagt . . . Und der Gouverneur hat ihn sogar dafür gelobt.“

„Ja freilich!“

„Für seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit.“

„Und hat er ihn weiter gefragt?“

„Gewiß. Er fragte: ‚Über Sie selbst, widersetzen Sie sich der Gewalt?‘ Tschermw entgegnete: ‚Nein, ich widersehe mich nicht.‘“

„Womit auch?“

„Ja, das sagte er: ‚erstens womit? und zweitens will ich es nicht.‘“

„Warum?“

„Es sei nicht nötig. Der Gouverneur lobte ihn von neuem. ‚Sie sprechen gut, — man soll sich niemals widersetzen. Aber, sagen Sie, gibt es nicht wenigstens eine Gewalt, die Sie respektieren? Wie? Oder könnten Sie sich eine Gewalt denken, die Sie respektieren würden?‘ Tschermw erwiderte: ‚Mir scheint, ich könnte eine Gewalt respektieren, die alles daran setzte, sich selbst aufzuheben und an ihre Stelle Gottes Gewalt treten zu lassen.‘ Da sagte ihm der Gouverneur: ‚Sie fassen alles sehr eigenartig auf, aber Sie sind ein Mann von Ehre. — So werde ich es auch berichten.‘“

„Wem will er es denn berichten?“

„Das weiß ich nicht, — vielleicht hat er es schon so berichtet . . .“

„Ja, versteht sich, so wird er es berichtet haben!“

„Ich denke, ich denke,“ bestätigte Rogoschin ruhig. Großmutter wurde nachdenklich.

„Allein was soll denn das alles? . . .“

Dies fiel aus dem Rahmen all der Vorstellungen, die sie sich gemacht. . . War es denkbar, daß er in der That sogar an der Nothwendigkeit der Staaten zweifelte . . . der einzelnen Sprachen . . . der verschiedenen Völker . . . der Religionen? . . . Das durfte nicht sein. Ihr war noch nie in den Kopf gekommen, daß ein erleuchteter Mann solche Dinge sagen könnte . . . und zudem gerade der Mann, den sie aufgefordert hatte, der Erzieher ihrer Söhne zu werden . . . Und in welchem Augenblick erfuhr sie das! Eben in dem Augenblick, da alles bereit war und sie ihn nehmen mußte . . . Freilich; aber mußte sie denn unbedingt? Gewiß, denn sie hatte ja selbst die ganze Sache begonnen, sie hatte viele Leute mit hineingezogen, und jetzt war es für sie peinlich und auch zu spät, einen Schritt zurückzutun! . . . Übrigens, welcher Unsinn! Wenn man etwas aufhalten kann, bevor es richtig begonnen, kann man doch nicht von zu spät sprechen. Was aber das Peinliche anlangte, — konnten derartige Überlegungen etwa bei Handlungen von so großer Bedeutung entscheidend sein? Ist es nicht besser, noch am Vorabend der Hochzeit von einer Ehe zurückzutreten, als eine Handlung sich vollziehen zu lassen, die zwei Personen ins Unglück stürzt? . . . Warwara Niskanorowna gehörte nicht zu der Schar so charakterloser und sentimentaler Personen. Wenn sie auch noch viel mehr als der Gouverneur davon überzeugt war,

daß Ischerwew der Ehrlichste der Ehrlichen sei, so ohne weiteres konnte sie ihm ihre Söhne nicht anvertrauen, — sie mußte zuvor mit ihm sprechen, sie wollte nach Art eines Vaters ihn geradeheraus fragen: ‚an was glaubst du?‘ Und sie zweifelte nicht, daß er ihr die Wahrheit sagen würde.

So geschah es auch, und es ergab sich genau das Resultat, das sie erwartete.

Nachdem sie eine Stunde mit Ischerwew unter vier Augen gesprochen, begann sie aus dem, was er gesagt, ein Fazit zu ziehen, und kam zu folgendem Schluß: ein im höchsten Grade edler und starker Charakter; ein unbeugsamer Wille, grenzenlose Güte; gar kein Ehrgeiz, nicht die geringste Gewinnsucht, Geduld und Bescheidenheit und alles das von Gottesfurcht durchdrungen. Allerdings wohnte sein Gott nicht in einem ‚Tempel aus Menschenhand‘, irdische Throne, Obrigkeiten und Behörden existierten sämtlich nicht für ihn. Denn seiner Ansicht nach waren sie nicht angetan, Menschen zu vereinigen, sondern nur, sie zu trennen; er aber wollte, daß ein jeder für alle lebe und alle für jeden. — Das war so aufrichtig seine Meinung, daß er keinerlei nebensächliche Erwägungen gelten lassen wollte. Seiner Auffassung nach war die ganze Lebenserfahrung trügerisch und waren auch alle Überlegungen des Verstandes unzuverlässig: es hatte keinen Zweck darüber nachzudenken, was wohl die andern tun würden, wenn man ihnen Gutes erwiese, sondern man mußte, ohne sich von irgend etwas hemmen zu lassen, schlechtthin gegen alle gut sein.

Er war davon überzeugt, daß mit der Zeit alle Menschen Gutes mit Gutem vergelten würden, und darum schloß er jegliches Gericht und jegliche Strafe aus, jede Belobigung und alle Würden. Die Verdienste des Meisters und der Arbeit, ja, sogar die Verdienste der Selbstaufopferung und der Liebe, — all das brauchte seiner Ansicht nach keinerlei Belohnung, ja litt sogar unter einer solchen. Das Gute mußte sich selbst der höchste Lohn sein. Schurawskijs Pläne, die Bauern zu befreien, würden zu nichts führen; in der ganzen Thätigkeit Speranskijs aber hielt er nur das eine für beachtenswert, daß er seine Verbannung mit solcher Würde trug.

Eines setzte die Fürstin in Erstaunen: wie hatte dieser Mensch mit Speranski und Schurawski befreundet sein können, die doch ganz anderer Ansicht waren und alle Verbesserungen nur auf Grund von Staatsmaßnahmen erstrebten! Ihre Ansichten erschienen der Fürstin schön und haften ihr unter allen Umständen im Gedächtnis; aber durch das, was Tschervew ihr mit voller Aufrichtigkeit gesagt, — wurde alles verwandelt und abgeändert, wurde alles aufgehoben und für nichts geachtet. Der Schluß, den man aus seinen Ideen ziehen mußte, war, daß alles andere Utopien seien, unausführbar, und bei den angenommenen Bedingungen der Gesellschaft und Bürgerlichkeit unhaltbar.

Nachdem sie sich all das im Geiste zurechtgelegt, sprach sie ihren Gedanken laut aus:

„Das ist nicht Eintracht, sondern Zwietracht.“

„Gewiß, uns ist auch nicht der Friede gebracht

worden, sondern das Schwert,“ entgegnete Tschermew ruhig.

Die Fürstin las in seinen Augen, daß er alles, was sie schweigend gedacht, erraten hatte, und wunderte sich weder darüber noch wurde sie zornig. Daran war er offenbar schon gewöhnt: es war geradezu, als hätte er das, was sie ihm gesagt, erwartet.

„Und wie ist es möglich, junge Leute mit solchen Ideen in dieses Leben einzuführen?“ fragte sie.

„Es ist nicht leicht“, erwiderte Tschermew.

„Und wie wird sich ihr Leben gestalten?“

„Schwierig.“

„Unmöglich!“

„Wenn man das Unvereinbare zu vereinigen sucht, dann freilich ist es unmöglich; wenn man jedoch eine gerade Linie erstreben will, dann ist es möglich.“

„Mit andern Worten, man müßte damit anfangen, daß man unter vieles, was man bisher für wichtig gehalten hat, einen Strich zöge.“

„Ja, damit müßte man anfangen.“

„Und weiter käme dann die Zwietracht mit allem!“

„Zwietracht nur mit dem, was nicht in Eintracht mit der Ordnung geht, bei welcher der Löwe nicht mehr daran denkt, dem Lamm Schaden zu wollen.“

„Ihre Worte sind schneidend.“

„Ich muß mit Ihnen aufrichtig sprechen, denn ich weiß ja, daß ich für Sie nicht tauglich bin.“

„Ich bitte Sie, mir Zeit zum Nachdenken zu lassen.“

„Denken Sie gar nicht nach, ich bin nicht tauglich. Sie glauben an die Möglichkeit eines Friedens unter

Beibehaltung dessen, was kein Friede ist, während ich nicht einsehen kann, worauf ein solcher Friede begründet werden sollte. Das Schwert ist sogar der Mutter durch die Seele gedrungen.“

„Sie sind strenger als Savonarola!“

„Ich habe nichts gesagt, was ich nur aus mir selbst hätte.“

„Ja, doch das ist noch furchtbarer! Sie nehmen mir nicht nur den Glauben an all das, woran ich mein Lebtag geglaubt, sondern wollen mir sogar die Hoffnung nehmen, die Harmonie in der Entwicklung des Verhältnisses meiner Kinder zur Religion ihrer Väter und zu den Bedingungen der allgemeinen Sitte herzustellen.“

„Von dieser Harmonie habe ich nicht gesprochen.“

„Aber Sie glauben nicht an ihre Möglichkeit?“

„Geist und Herz erziehen, heißt sie erleuchten und ihnen den geraden Weg weisen, nicht aber, sie in eine Harmonie mit dem bringen, was wahrscheinlich nichts Harmonisches in sich selbst enthält.“

„Wenn ich mich auf Ihren Standpunkt stelle, fühle ich, daß mir nichts mehr bleibt: ich bin aufgehoben; ich muß mich sogar in meiner Vergangenheit verurteilen und sehe dabei nicht, woran ich mich fortan halten könnte.“

Eschertew lächelte ein gutes Lächeln und sagte leise: „Wenn Glaube und Hoffnung erschüttert sind, so bleibt doch die Liebe.“

„Wie denn lieben und wen?“

„Alle, — und wenn Sie wirklich Ihre Kinder lieben . . .“

„Ohne Zweifel.“

„Und wenn Sie an das glauben, was Jener enthüllt, Der den Weg, die Wahrheit und das Leben gewiesen . . .“

„Ich glaube daran!“

„Dann müssen Sie wissen, was Sie zu tun haben.“

Die Fürstin wurde nachdenklich und sprach leise:  
„In meiner Seele bin ich mit Ihnen einig . . .“

„Die Seele ist ja ihrer Natur nach Christin.“

„Aber dieses Messer, dieses Schwert, — das ist doch die Veränderung von allem . . .“

„Die Veränderung von allem, aber zunächst im Menschen selber.“

„Gewiß; freilich im Menschen selbst . . . doch . . . gleichviel . . . Sie haben mich kahl gerupft wie einen Vogel. Ich habe niemals geglaubt, daß ich ganz und gar keine Christin bin. Allein Sie haben mir damit Nutzen gebracht, Sie haben mich gedemütigt und mir gezeigt, daß ich genau so wie alle andern lebe und denke und keineswegs besser bin als die, von denen man sagt, daß sie schlechter wären als ich . . . Die Gewohnheiten des Lebens haben die ‚Christin‘ in mir in Fesseln geschlagen, das ist furchtbar! . . . Die Fesseln zu zerreißen habe ich keine Kraft . . . Entweder muß ich mich überwinden, oder ich kann mich als eine Lügnerin nicht länger mehr achten!“

„Nachher wird es vielleicht anders sein.“

„Nein, es wird eine ewige Schmach für mich sein, daß ich, anstatt einen Menschen wie Sie jetzt in mein Haus zu ziehen, zu ihm das gleiche sagen muß,

was jene sagten: Gehe von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“

„Sie sind aufrichtig, und ich bin Ihnen dafür dankbar,“ erwiderte Tschermew und erhob sich.

„Aber wie werden Sie sich jetzt einrichten?“ fragte die Fürstin, seine Hand in ihren Händen haltend, — und begann voller Verlegenheit davon zu sprechen, daß sie es für ein Glück halten würde, ihm auf ihrem Landbesitz völlige Ruhe zu verschaffen; allein Tschermew lehnte ab und entgegnete, daß er ‚ohnedies immer eingerichtet‘ sei.

Und zwar war er diesmal in der That auf die allernüchternsten Weise ‚eingrichtet‘ worden: der Adelsmarschall, der die Fürstin am nächsten Tage aufsuchte, theilte ihr zwei Neuigkeiten mit: erstens, daß er beauftragt worden sei, darauf acht zu geben, daß die Fürstin ‚ihre Söhne entsprechend deren adliger Herkunft erziehe‘, zweitens aber die Nachricht, daß Tschermew seiner ‚abgeschmackten Ideen wegen‘ verbannt sei, unter Aufsicht am Ufer des Weißen Meeres zu leben.

Olga Fedotowna erzählt, die Fürstin sei hierauf in drei Tagen mehr gealtert und zusammengeschrumpft als während vieler Jahre. Auch ihre Sitten änderten sich: nie wieder hörte man sie scherzen, nie wieder verurteilte sie einen Menschen, und häufig konnte man vernehmen, wie sie fast geistesabwesend vor sich hinsprach: „Besseres sind wir nicht wert.“

Donquijote, Sigot und selbst Marja Nikolajewna gingen ihrer Rollen verlustig und wohnten nur noch gelegentlich im Protosanowschen Hause. „Die Fürstin

war gegen alle gleich und verhielt sich gegen sie wie gegen die andern.“ Sie war herzlich, aber kurz angebunden. Als bald darauf die Ordre eintraf, die Fürsten zur Erziehung in eine ausgewählte Lehranstalt nach Petersburg zu schaffen, widersprach sie mit keinem Wort, allein sie brachte sie nicht selbst hin, sondern betraute Patrikej damit. In ihrer Seele war etwas geborsten und zusammengebrochen, — es war ein gewaltiger Sturz. Und zwar war das gestürzt, was ernsthaften und gescheiten Leuten das Teuerste ist und wovon sie nicht mehr viel zu sprechen pflegen, wenn sie sich darin getäuscht haben.

Mir scheint, ich hätte Grund, Großmutter's Lage mit jener der bekannten Altersgenossin Augusts von Sachsen zu vergleichen, der Gräfin Cosel, nachdem man sie in ein Schloß eingesperrt hatte. Beides waren gescheite Frauen mit großem Charakter, beide bestimmt für die Einsamkeit, und beide begannen, als sie einsam geworden, über ihre Religion nachzudenken. Die Cosel freilich riß aus ihrer Bibel das Neue Testament heraus und warf es in den Graben, Großmutter aber bewahrte nur dieses für sich auf, obwohl sie immer noch danach suchte, wo eigentlich Festland sei.

Dem, der an die Lüre der Vernunft klopft, wird aufgetan. Großmutter erlangte schließlich, was den Menschen am nötigsten ist: daß das Leben sie durch nichts mehr erbittern konnte; wie ein Lamm zog sie ruhig ihres Weges und wandte die Augen nicht vom Hirtenstab, auf dessen Krücke ihr eine weiße Blume mit einem blutigen Aderchen zu leuchten schien.

Der frühere vielköpfige Bekanntenkreis hatte sich von der Fürstin abgewandt und vergaß sie nach und nach. Den Anlaß hierzu gab ein Gerücht — niemand wußte, woher es kam —, sie sei ‚von schwarzer Melancholie befallen‘, was den meisten so ansteckend und gefahrdrohend vorkam wie etwa Wasserscheu. Donquijote Rogoschin freilich stellte sich diese Gefahr wesentlich anders vor: er erinnerte sich an eine jener Mönchsgeschichten, die er gelesen, nämlich daran, was seinerzeit dem Medicus Jakow Nessmejanow zugestoßen war, der für einen ‚Melenholicus‘ gehalten und im Jahre 1744 nach Moskau in das Saikono-spaskijsche Kloster verschickt wurde, damit man dort ‚mit ihm Gespräche führen und ihn prüfen solle, ob er nicht an Gottes Geboten zweifle‘. Rogoschin machte sich Sorgen, man möchte vielleicht auch bei der Fürstin nicht Melancholie, sondern ‚Melenholie‘ herausfinden, und sie am Ende irgendwohin schicken, um sie zu ‚prüfen‘. Von da an befließigte sich Donquijote einer friedlichen Lebensführung und brachte seine Tage in Protosanowo zu, ständig auf der Hut und entschlossen, die Fürstin zu bewachen und, wenn nötig, auch für sie zu sterben. Die Nothwendigkeit hierzu bot sich ihm freilich nicht, und er starb eines friedlichen Todes; allein es scheint, daß er den Samen eines eigenartigen Schreckens und der Furcht in die Seele der Fürstin gestreut hatte. Die früher in ihren Urtheilen und Handlungen so unabhängige und kühne Fürstin erblaßte jetzt, wenn in ihrer Gegenwart der Name der Chotjetowa oder jener des Archimandriten Fotij fiel, und

beklagte sich bei Olga, daß sich in ihr ‚Argwohn und Melancholie‘ zu entwickeln begannen. Auf diese Weise erhielten, wie es scheint, die über sie kursierenden Gerüchte eine gewisse Berechtigung: diese kühne, feste und reine Seele war schwach geworden und hatte die Kraft verloren, andern nützlich zu sein; sie lebte ihr Leben hin, nur noch auf ihre eigene Unantastbarkeit bedacht. Sie begann jene zu fürchten, die vordem sie gefürchtet hatten, und Fotij erschien ihr jetzt häufig im Traum und klopfte drohend mit seinem Krückstab. Olga erzählte, daß Großmutter häufig aufwachte und dann nicht mehr einschlafen konnte vor Furcht, er könnte ihr wieder erscheinen, und daß sie dann ganze Tage lang schwieg und einsam mit ihrem Hündchen in den dunkelsten Alleen des Parks mit einem so traurigen Gesicht spazieren ging, daß es jammervoll anzusehen war. Nachts aber drang aufs neue Fotij in ihre Träume und drohte ihr mit dem Krummstab.

Natürlich wird sie wohl mit Olga nicht über alles gesprochen haben, worüber sie nachdachte; immerhin aber hatte sie ihr einmal gesagt: „Ich habe mein Leben schlecht und unehrsam verbracht und laufe jetzt wie eine Gottlose hin und her, obwohl vielleicht kein einziger mich verfolgt. Mich hat das Herrentum verdorben, — ich habe mich ihm ergeben und dabei das Beste versäumt.“

Das Beste war ihren jetzigen Begriffen nach die Wahrheit, die den Menschen freimacht, und hierbei dachte sie immer an Escherwew. Wenn aber Olga ihr dann sagte: „Sie geruhen es ja selbst zu wissen,“ entgegnete sie: „Zu wissen geruhe ich es, aber es zu

befolgen, bin ich unfähig, und darum bin ich schlimmer als alle, die es nicht wissen.“ Olga verstand das nicht und sagte ihr einmal, da sie nicht wußte, was sie antworten sollte: „So Gott will, werden Sie noch dahin kommen,“ sagte sie. Und Großmutter versetzte: „Da wäre ich sehr froh.“

Diese Freude wurde ihr zuteil.

Die Bauern, die zur Mitgift der Prinzessin Anastasia gehörten, hatten ihre eignen Ländereien besessen, die, wie es damals Brauch war, auf den Namen ihrer Herrschaft gekauft worden waren. Funkenendorf erkannte ihre Rechte nicht an und erklärte alles für sein Eigentum. Großmutter sah ihren furchtbaren Fehler ein und befreite die Leute ihres eigenen Anteils, indem sie es ihnen leicht machte, das Land zu kaufen; alles, was sie hiermit erlöste, verteilte sie an die von Funkenendorf so grausam geschädigten Bauern und wog ihnen damit den Schaden reichlich auf; selbst aber entschloß sie sich, als Kostgängerin bei Marja Nikolajewna zu leben. Es kostete meinen Vater, meinen Onkel und deren Bauern nicht geringe Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie in ihrem Hause blieb und fortfuhr, die Güter zu verwalten. Sie gab eigentlich nur nach, weil die Bauern sie darum baten, und nur, „damit es ihnen nicht schlecht ginge“. Sie blieb in Protosanowo, bei ihren Söhnen zu Gast. Sie führte ein einfaches Leben, speiste mit Olga gemeinsam die einfache Kost, die die alte Dienerin zubereitete, wollte von keinen Fragen des Staates und der Verwaltung mehr hören und fand gefestigten Sinnes ein ruhiges

Ende. Da scherzte sie sogar, daß sie nun nichts mehr zu fürchten brauche und daß Fotij ihr wahrscheinlich nicht länger mehr drohen werde.

Am glücklichsten war das Ende von Ischertwew's Laufbahn: ganz gegen seinen Willen wurde er plötzlich der Welt bekannt. Obwohl es Personen, deren Glauben nicht über jeden Zweifel erhaben, verboten war, ihn zu besuchen, fuhr Patrikej dennoch mehrmals zu ihm, um insgeheim in Erfahrung zu bringen, ob er irgendwelche Pein litte, und jedesmal brachte er die Nachricht zurück, daß ihn keinerlei Ungemach bedrückte. Ischertwew hielt sich für völlig wohlbehalten und war glücklich, daß er das Licht genießen konnte und die freie Luft, und daß er Arbeit hatte. Das Vergehen, dessetwegen er verschickt worden, war keinem bekannt. Man nannte ihn ‚den guten Landstreicher‘. Eine gewisse Strenge wurde bei Ischertwew nur in dem Sinne angewandt, daß man ihm nicht erlaubte, mit gewöhnlichen Weltleuten zusammenzuarbeiten. Für Mönche dagegen, die in allem gut gefestigt waren, was sie zu wissen hatten, wurde Ischertwew für keineswegs gefährlich gehalten. Im Sommer war es seine Aufgabe, Dünger zu streuen und Beete zu graben, Winters über aber hatte er Wasser aus dem Brunnen zu holen und die Kuhställe zu reinigen.

Nach einigen Jahren dieses vollkommen glückseligen Lebens starb Ischertwew im Kuhstall und tat das so geheim, daß es nicht einmal rechtzeitig bemerkt wurde und ihm der letzte Segen der Kirche nicht zugewendet werden konnte. Ischertwew war kein nutzloser Hausgenosse gewesen: kurz vor seinem Tode hatte er es

vermocht, dem Kloster einen wertvollen Dienst zu leisten und sich gleichzeitig der Welt von einer bis dahin völlig unbekanntem Seite zu zeigen. Während eines Besuches nämlich, den die Gräfin Chotjetowa den Ufern des Weißen Meeres abstattete, war ihre Aufmerksamkeit von den reinen, wie in Schnee gebadeten Augen Ischerwews gefesselt worden, denn sie glaubte in ihnen eine verborgene Gabe der Prophetie gelesen zu haben. Sie bat um Erlaubnis, mit ihm sprechen zu dürfen, allein nicht einmal ihr wurde das gestattet. Da verfiel sie denn auf ein anderes Mittel, mit ihm in Verbindung zu treten, — sie bat, man möge Ischerwew eine von ihr aufgeschriebene wichtige Frage übermitteln, damit er eine Antwort aufschreibe, für welche letztere sie dem Kloster ein Geschenk von hundert Goldstücken für jedes Wort versprach.

Die Bruderschaft leitete die Frage an Ischerwew weiter; er jedoch, der seit dem Tage, da er in das Kloster eingeschlossen, nichts mehr geschrieben hatte, ergriff sogleich einen Bleistift und schrieb, ohne die Frage zu lesen, die Antwort: „Handle wie du willst, immer wirst du es bereuen.“

Ischerwews Grab steht noch heute. Es befindet sich ein Kreuz darauf mit der Aufschrift: ‚Mesodij Ischerwew‘. Man hatte zwar eigentlich noch ‚ein Diener Gottes‘ dazu setzen wollen, allein da erinnerte man sich, daß er ja ein ‚Landstreicher‘ gewesen und daß überdies an seiner Person manches unsicher war, und ließ die Worte weg.

Nikolai Lesskow  
Gesammelte Werke

in acht Bänden

In Verbindung mit

Johannes v. Guenther, Henry Heiseler und Erich Müller  
herausgegeben von Reinhold v. Walter

„Lesskow ist der am tiefsten im russischen Volke wurzelnde  
Schriftsteller und von allen fremden Einflüssen unberührt.“

Maxim Gorki.

„Mir scheint, daß es Lesskow vorbehalten war, eine gewisse  
Seite des Russen, das eigentlich Furchtbare, aber zugleich  
Gewaltige der russischen Seele in unvergleichlichen epischen  
Bügen so hinzustellen wie keiner der anderen (Dostojewskij,  
Tolstoi, Gogol, Turgenjew und Gontscharow).“

Hugo von Hofmannsthal.

In der Gesamtausgabe kostet der Band (nicht einzeln  
käuflich) in Halbleinen M 5.50, in der Einzelausgabe  
(ohne Bandbezeichnung, mit Einzeltitel) geheftet M 3.50,  
in Ganzleinen M 6.—.

Handgebundene Halbfranzbände kosten sowohl in der Ge-  
samtausgabe wie in der Einzelausgabe je M 16.—.

---

E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Nikolai Lesskow  
**Gesammelte Werke**

in acht Bänden

Inhalt:

**Band I: Geschichten aus der Großstadt**

Inhalt: Die Kampfnatur. Parollen. Die Dame und das Frauenzimmer.  
Das Kadettenkloster.

**Band II: Geschichten vom Lande**

Inhalt: Das Schreckgespenst. Das Eler. Das Tal der Tränen. Die  
Lagediebe. Der Hecktubel.

**Band III: Legenden**

Inhalt: Der Bösewicht von Askalon. Die schöne Asa. Der Gaukler  
Pamphalon. Legendäre Charaktere.

**Band IV: Geschichten aus alter Zeit**

Inhalt: Die alten Zelten von Plodomassowo. Der Toupetkünstler.  
Pan Wischnowski. Der versiegelte Engel.

**Band V: Ein absterbendes Geschlecht. Roman**

**Band VI: Militärische Geschichten**

Inhalt: Figura. Der hilfreiche Wachtposten. Interessante Männer.  
Der Betrug. Die Stimme der Natur. Plaghalter. Die Erscheinung  
im Ingenieurpalais.

1926 werden erscheinen:

**Band VII: Charaktere und Sonderlinge**

Inhalt: Schafochs. Anlässlich der Kreuzersonate. Der Pygmäe. Die Lady  
Macbeth von Mzensk. Die Teufelsaustreibung. Der ungetaufte Pope.

**Band VIII: Märchen und Legenden**

Inhalt: Der Löwe des Einsiedlers Gerassim. Die Legende vom ge-  
wissenhaften Daniel. Die Erzählung von Theodor dem Christen und  
seinem Freunde, dem Juden Abraham. Die Stunde nach Gottes Willen.  
Biographisches Nachwort von Erich Müller.

---

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Alexej N. Tolstoj

## Höllenfahrt

Roman. Deutsch von Alexander Eliasberg

487 Seiten 8°. In Halbleinen M 6.—, in Halbleder M 8.—

„Die Bilder, die hier ein von glühender Liebe zu seinem Volke und seiner Heimat erfüllter Russe von der trügerisch schillernden Kultur russischer Intelligenz entwickelt, zeigen eine Meisterschaft, die ihresgleichen sucht.“ Dresdener Nachrichten.

## Volkslieder der Serben

Aus dem Serbischen übersetzt von Talvj

Ausgewählt von Alfons Marguliés

Quartband. Gebunden M 7.50

Den Volksliedern der Serben hat schon Goethe seine liebevolle Teilnahme zugewandt. Oft hart und rau und im Ausdruck gedrängt, kommen sie dem Verlangen der Gegenwart entgegen.

## A. Duschkin / Novellen und Romane

Herausgegeben von Johannes v. Guenther

I. Band. Novellen: Die Erzählungen Bjelkins / Dubrowski / Piquè-Dame. VIII, 300 Seiten

II. Band. Romane: Die Hauptmannstochter. Der Mohr Peters des Großen. VIII, 307 Seiten

Gehftet je M 3.—, in Leinen je M 5.50,  
in Halbleder handgebunden je M 16.—

„Diese neue Übertragung stellt alles Frühere in den Schatten.“  
Kölnische Zeitung.

Außerhalb der Novellen und Romane erschien:

## Die Hauptmannstochter

238 S. 8°. Leicht geb. Mit farbigem Umschlagbild M 2.50

---

E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München